

# Eigenes, Anderes und Fremdes

Ein qualitativer Beitrag zur differenzierten Betrachtung der Ausländerfeindlichkeitsdebatte

Lizentiatsarbeit eingereicht bei  
Prof. Dr. Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny

am Soziologischen Institut  
der Universität Zürich  
Philosophische Fakultät I

Christoph Lüscher

Zürich, Juni, 1999

# Inhalt

<b>Vorwort.....</b>	<b>5</b>
<b>Einleitung .....</b>	<b>7</b>
 <b>I. TEIL: METHODOLOGIE</b>	
<b>1. Einleitung .....</b>	<b>10</b>
<b>2. Datenerhebung.....</b>	<b>12</b>
2.1 Zugang zum Untersuchungsfeld und Sampling .....	12
2.1.1 Die Auswahl von Interviewpartnern.....	12
2.1.2 Der Dank fürs Zuhören .....	13
2.2 Interviewtechnik.....	13
2.2.1 Allgemeine Bemerkungen.....	13
2.2.2 Der Interviewleitfaden.....	14
2.2.3 Die Durchführung der Interviews.....	15
2.2.4 „Nach ein paar Glas Bier sind alle Nazis“ – kommunikative Orte von Einstellungen zu Fremdem und Fremden.....	16
2.3 Die Transkription der Interviews .....	17
2.3.1 Die Wahl der Transkriptionssprache .....	17
2.3.2 Transkriptionsregeln .....	19
2.3.3 Anonymisierung.....	19
<b>3. Datenanalyse .....</b>	<b>20</b>
3.1 Grounded Theory, 1. Teil: die Theorie .....	20
3.1.1 Diskussion .....	23
3.2 Grounded Theory, 2. Teil: die Praxis.....	24
3.3 Der Kodiervorgang – ein Beispiel.....	27
3.3 Qualitative Datenverarbeitung am Computer.....	29
 <b>II. TEIL: RESULTATE</b>	
<b>4. Einleitung.....</b>	<b>32</b>
<b>5. Die Gesprächspartner.....</b>	<b>35</b>
5.1 Hans .....	35
5.2 Werner.....	35
5.3 Carmen .....	36
5.4 Guillaume .....	37
5.5 Rolf.....	40
5.6 Fritz.....	40
5.7 Stefan .....	41

5.8 Marius .....	42
5.9 Die Familie Vontobel .....	43
5.10 Erika.....	45
5.11 Silvia .....	46
<b>6. Das Eigene.....</b>	<b>48</b>
6.1 Die Erscheinungsformen des Eigenen .....	49
6.2 Die Substanz des Eigenen .....	51
6.3 Idealbild und Veränderung des Eigenen, Ansprüche an das Eigene.....	53
6.4 Zwei Ausdehnungen des Eigenen: individualistisches und gemeinschaftliches Weltbild .....	55
6.4.1 Das individualistische Weltbild.....	56
6.4.2 Das gemeinschaftliche Weltbild .....	58
6.4.3 Komplementäre Aspekte der beiden Weltbilder.....	60
6.4.4 Ausblick: das Streben nach Glück.....	61
6.5 Die Schweiz .....	63
6.5.1 Verschiedene Vorstellungen von der Schweiz .....	63
6.5.2 Das politische System .....	67
<b>7. Das Fremde und das Andere .....</b>	<b>70</b>
7.1 Ausschweifende Vorüberlegungen .....	70
7.2 Einleitung .....	73
7.3 Die Darstellung von nicht-Eigenem im Gespräch.....	76
7.3.1 Ein Überblick.....	76
7.3.2 Was ist ein Ausländer? .....	84
7.3.3 Migranten und Migrationsmotivationen .....	87
7.4 Projektionen als Komponente der Entstehung von Fremdem und Anderem.....	88
7.4.1 Fremdes: Ängste.....	89
7.4.2 Anderes: Wünsche .....	97
7.5 Die Identitäts- und die Zugehörigkeitskomponente der Entstehung von Fremdem und Anderem .....	98
7.5.1 Gruppenidentität und die Vermittlung von Ansichten über nicht-Eigenes durch die Gruppe.....	99
7.5.2 Zugehörigkeitsmarkierung und Abgrenzung .....	100
7.5.3 Bevorzugung der Eigengruppe .....	101
7.5.4 Legitimation von Ausgrenzung und Ungleichbehandlung.....	101
7.5.5 Individuelle Identität und Darstellung des Selbstbildes.....	102
7.6 Exkurs: Vorurteile und Stereotypen .....	103
7.7 Die Kontakt- und die Wahrnehmungskomponente der Entstehung von Fremdem und Anderem .....	104
7.7.1 Aufnahme von Informationen über nicht-Eigenes.....	104
7.7.2 Voraussetzungen des Kontaktes.....	108
7.7.3 Konkrete Umstände eines Kontaktes und Kontaktmodi .....	109
<b>8. Ausblick .....</b>	<b>113</b>

8.1 Kontakt .....	114
8.2 Identität und Zugehörigkeit.....	114
8.3 Projektionen.....	115
<b>9. Eigenes, Anderes und Fremdes: eine Nachlesung .....</b>	<b>117</b>
<b>10. Schlusswort .....</b>	<b>123</b>
<b>Anhang A: Interviewleitfaden – „Die Fremden“.....</b>	<b>124</b>
1. Erläuterungen zum Interviewleitfaden.....	124
2. Themenfeld .....	125
2.1 Selbstbild .....	125
2.2 Fremdbild.....	125
2.3 Politik und Gesellschaft.....	126
2.4 Wirtschaft.....	126
2.5 Sozialpsychologische Faktoren .....	126
2.6 Kontinuen.....	127
3. Reizwörterkatalog.....	128
4. Fragenkatalog.....	129
4.1 Vorrede .....	129
4.2 Themen.....	129
5. Kurzfragebogen.....	131
6. Postskriptum.....	132
<b>Anhang B: Transkriptionsregeln .....</b>	<b>133</b>
1. Text, Zeitangaben und Sprecher.....	133
2. Mundartausdrücke .....	133
3. Textfluss .....	133
4. Nonverbale Laute.....	134
<b>Anhang C: Rekrutierung von Interviewpartnern .....</b>	<b>135</b>
<b>Literatur- und Materialienverzeichnis.....</b>	<b>136</b>
1. Methodologische Literatur .....	136
2. Literatur zum Untersuchungsthema .....	136
3. Materialien .....	137

Dass man unterschieden hat zwischen guten und schlechten Flüchtlingen oder richtigen und falschen oder legalen und illegalen. Ich bin der Überzeugung, dass wenn jemand sein Land verlässt, wo er aufgewachsen ist und gross geworden und seine Wurzeln hat, wenn er alles zurücklässt und quasi mit nichts in ein neues Land geht, dass das seine Gründe hat.  
**Silvia**

Sämtliche Medien, Zeitungen, Fernsehen, Radio, haben uns Schweizer eingeteilt in gute und schlechte Schweizer.  
**Fritz**

## Vorwort

---

Einstellungen zu Fremdem und Fremden sind ein offenbarendes Gesprächsthema. In den meist sehr intensiven 45 Minuten, die jedes der vierzehn in dieser Arbeit untersuchten Interviews in Anspruch genommen hat, haben mir meine Gesprächspartner manches über sich, wenig über Gott und sehr viel über die Welt erzählt. Einstellungen zu Fremdem und Fremden haben als Ort das schier unendlich grosse Kontaktfeld zwischen einem Individuum und dem Rest der Welt. Wie beim Wetter gilt auch bei Einstellungen oft die Chaostheorie: der Flügelschlag eines Schmetterlings in der Karibik *kann* die Einstellung eines Schweizers zu Fremdem und Fremden verändern – auch wenn in diesem Fall die Veränderung wohl eher vom *Anblick* des besagten Flügelschlages ausgehen dürfte. Nicht dass sich derartige Einstellungen etwa von einem Tag auf den anderen wandeln würden, aber ihre Quellen sind komplex, vielfältig und – wie man sich vielleicht eingestehen muss – manchmal nicht erschöpfend ergründbar.

Das Thema der Einstellungen zu Eigenem, zu Fremdem und wie ich später zeigen werde: zu Anderem gewinnt in einer Zeit der Globalisierung und der grossen Migrationsbewegungen sowohl für die Sozialwissenschaften, als auch für das Alltagsleben stetig an Bedeutung. Diesem Thema wenigstens in Ansätzen gerecht zu werden, einen Teil seiner Regularitäten und Dimensionen aufzuzeigen, will ich hier versuchen.

Einstellungen zu Fremden werden, insbesondere wenn es um Einstellungen zu Ausländern geht, als Thema allzu oft unangemessen pauschal abgehandelt. Auch die Sozialwissenschaften sind keineswegs vor diesem Fehler gefeit: es wird unterschieden zwischen „guten“ und „schlechten“ Menschen, zwischen Fremdenfeinden und – bezeichnenderweise gibt es kein richtiges Wort dafür – „Fremdenfreunden“. Die Ankläger der Fremdenfeinde sehen sich dabei oft selbstgerecht auf der Seite der „guten“ und folgen so unwissentlich demselben Mechanismus wie die Personen, die Ziel ihrer Anklage werden: Sie urteilen, ohne zu wissen. Sie verallgemeinern, ohne zu kennen. Bedachte Stimmen sind auf der Seite der (vermeintlich) guten und auf der, der (vermeintlich) schlechten rar. Deshalb habe ich in meiner Arbeit versucht, mich von solchen Diskursen zu lösen – ohne sie derweil zu ignorieren – und habe zu diesem Zweck eine offene Forschungsmethode gewählt, eine qualitative Methode der Datenerhebung und –analyse.

An dieser Stelle möchte ich all jenen Personen danken, die mich bei meiner Forschung und während des teils mühevollen Prozesses der Entstehung dieser Niederschrift unterstützt haben: meinen Interviewpartnern und „Experten“, namentlich Stefan Stolle von der Caritas Zürich, Nationalrat Ulrich Schlüer von der Schweizerzeit und Silvia Sommer von der Asylkoordination

Schweiz, dem Soziologischen Institut der Universität Zürich für die finanzielle Unterstützung der Interviewtranskription, meinem Assistenten Jörg Stolz und dem zuständigen Professor, Herrn Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny, für die ausgezeichnete Betreuung dieses Projektes, meiner Transkriptorin Franziska Furrer, die mit ihrem feinen Sprachgefühl die schwierige Aufgabe der Übertragung Schweizerdeutscher Interviews ins Hochdeutsche problemlos gemeistert hat, meiner ethnologischen Beraterin und Hilfs-Koderin Ruth Grunt und nicht zuletzt Evelina, meiner Freundin, Hilfs-Theoretikerin, Probeleserin und vor allem Mut-Zusprecherin.

Also Italiener und so, die haben wir noch zu den Schweizern gezählt.<sup>1</sup>

## Einleitung

---

In meiner Forschungsarbeit am Soziologischen Institut der Universität Zürich<sup>2</sup> habe ich das Verhältnis von Autoritarismus und Ausländerfeindlichkeit quantitativ untersucht. Als Vorbereitung auf jene Untersuchung hatte ich mich mit anderen Studien, meist quantitativer Art, zum Thema Ausländerfeindlichkeit auseinandergesetzt. Ausländerfeindlichkeit, oder etwas weniger normativ: „negative Einstellungen zu Ausländern“ sind ein von den Sozialwissenschaften wohlerforschtes Gebiet. Manche Zusammenhänge gelten mittlerweile als erwiesen und einige Erklärungen haben sich fest etabliert. Dennoch ist mir nach dem Studium manch einer Untersuchung ein schales Gefühl zurückgeblieben: Was heisst es nun genau, dass formale Bildung und Ausländerfeindlichkeit negativ korrelieren? Wieso tendieren Personen mit hohen Anomiewerten eher zu negativen Einstellungen gegenüber Fremden? Nicht dass es etwa an Erklärungen für solche und andere Zusammenhänge mangeln würde, aber diese Erklärungen sind fast so zahlreich wie die Forscher, die diese Zusammenhänge immer wieder von neuem in ihren Daten „entdecken“ – und die Einwände dagegen sind Legion.<sup>3</sup>

Mein schales Gefühl kam wahrscheinlich daher, dass ich die Realität hinter den quantitativen Daten nicht, oder nur aus meinen alltagssoziologischen Beobachtungen kannte, daher also nur darüber spekulieren konnte. Mit anderen Worten: ich, und wie ich vermute auch andere Forscher, waren zu früh von den greifbaren, aber nicht-repräsentativen qualitativen Daten zu den abstrakten, aber repräsentativen quantitativen Daten übergegangen.<sup>4</sup>

Ein Beispiel hierzu: in quantitativen Untersuchungen werden Einstellungen zu Ausländern oft mit **einer** Skala erfasst, obwohl man eigentlich annehmen müsste, dass es verschiedene Typen von „Einstellungen zu Ausländern“ gebe. Man könnte zum Beispiel darüber spekulieren, ob sich eine projektive Komponente der „Einstellungen zu Ausländern“ (die aus den Auswirkungen sozialer Vorgänge auf die menschliche Psyche resultiert und dann zum Beispiel die Korrelation zur Anomie erklären würde) von einer Komponente, die auf tatsächlichem Kontakt mit Ausländern und auf Erfahrungen im Alltagsleben basiert (die dann zum Beispiel die Korrelationen zu soziodemographischen Variablen erklären würde), unterscheiden liesse. Unterscheidungen wie diese, die Dimensionen des Phänomens „Einstellungen zu Ausländern“, lassen sich meiner Ansicht nach zumindest anfänglich nur mit qualitativen Methoden angemessen erforschen. Bezeichnenderweise sucht man in Studien, in denen eine der eben erwähnten Einstellungsskalen zur Anwendung kommt, meist vergeblich nach Hinweisen darauf, wie die einzelnen Skalenitems entstanden sind.

---

<sup>1</sup> Interviewausschnitt aus der Sendung „Land und Leute – Fremd im eigenen Land“ von Rolf Probal, gesendet auf Schweizer Radio DRS 1, am 3. Juli 1990. Für ein ähnliches Zitat aus meinem Datenmaterial, siehe Kapitel 7.3.2.

<sup>2</sup> Siehe hierzu Lüscher (1997).

<sup>3</sup> Siehe hierzu Stolz (1999, Kapitel 2.1).

<sup>4</sup> Für eine eingehende Kritik der „Theorie und Messung von Ausländerfeindlichkeit“ siehe Jäger, Christiane (1995).

Eine andere Frage, die oft unbeantwortet bleibt, ist nur vermeintlich trivial. „Was ist ein Ausländer?“ Zitate wie das eingangs dieses Kapitels aufgeführte, sollten Forscher ein klein bisschen stutzig machen, die in ihren Untersuchungen Fragen wie „In unserer Gesellschaft gibt es verschiedene Gruppen, die manchmal als störend empfunden werden. Bitte sagen Sie mir, wie Sie die folgenden Gruppen im allgemeinen empfinden: Ausländer?“<sup>5</sup> als Indikator für negative Einstellungen zu Ausländern verwenden. Eine weitere Differenzierung scheint angebracht: die Unterscheidung von Typen von Ausländern. Scheinbar gibt es für gewisse Menschen „schweizerische“ und weniger „schweizerische“ Ausländer, oder um es bereits in der Terminologie auszudrücken, die ich in Kapitel 7 einführen werde: Ausländer haben für sie unterschiedliche Positionen auf den Kontinua von Eigenem, Anderem und Fremdem.

Ich hoffe, ich konnte mit den beiden eben aufgeführten Beispielen darstellen, wieso ich das Verlangen danach hatte, methodologisch näher an die greifbare, chaotische, aber auch erklärungsreichere Realität der Phänomene zu gehen und wieso ich beschlossen habe, eine qualitative Untersuchung zur Erforschung der Dimensionen und Regularitäten des Phänomens des Eigenen, des Fremden und des Anderen durchzuführen.

Diese Arbeit gliedert sich in zwei Teile: In einem ersten Teil werde ich ausführlich die von mir angewandten und – wie für qualitative Forschungsprojekte üblich – zum Teil auch selbstentwickelten Methoden besprechen, von der Datenerhebung mit problemzentrierten Interviews, über die Transkription derselben, hin zu ihrer Analyse mit einem Ansatz, der sich an der Methode der Grounded Theory von Anselm Strauss et al. orientiert. Über Theorie und konkrete Erfahrungen will ich dort berichten und auch über die Datenanalyse auf dem Computer mit dem Programm für qualitative Datenverarbeitung ATLAS/ti.

Im zweiten Teil meiner Arbeit werde ich dann die Ergebnisse meiner Forschung darstellen. Ich werde zuerst auf das Eigene, den Gegenpol zum Fremden und Anderen und später auf das Fremde und Andere, seine Charakteristiken und die Mechanismen seiner Entstehung zu sprechen kommen.

Die beiden Teile sind voneinander unabhängig, der erste Teil kann, abgesehen von der Einleitung, vom Leser, der sich nicht für mein methodologisches Vorgehen interessiert, getrost bei Seite gelassen werden.

Qualitative Forschungsberichte haben, wegen der vielen Zitate, oft etwas Lebendiges an sich. Ich lasse mir an dieser Stelle eines der raren Vergnügen, die dem qualitativen Forscher vergönnt sind, nicht nehmen und wünsche dem mir hoffentlich noch lange geneigten Leser nicht nur ein bisschen Erhellung, sondern auch viel Spass bei der Lektüre dieses Textes.

---

<sup>5</sup> Skalensatz aus dem Fragebogen zur Untersuchung „Das ‚Fremde‘ in der Schweiz – 1969 und 1995“, siehe das Literatur- und Materialienverzeichnis für nähere Angaben.



# I. Teil: Methodologie

# 1. Einleitung

---

Würde ich einer Tradition des Genres folgen, müsste an dieser Stelle eine längere und vielleicht sogar gehässige Diskussion über die Vorteile qualitativer Sozialforschung stehen. Derartige Diskussionen sind nötig, können aber auch rasch zum Ärgernis werden. Aus diesem Grund verzichte ich hier darauf, nicht ohne vorher auf die einschlägige Literatur verwiesen zu haben,<sup>6</sup> und lege nur knapp dar, mit welchem Selbstverständnis ich qualitative Forschung betrieben habe.

Ich bin der Ansicht, dass die Untersuchung komplexer sozialwissenschaftlicher Themenbereiche eine qualitative Basis haben sollte – Alltagssoziologie, oder noch schlimmer: Bibliothekssoziologie reichen als solche nicht aus. Die qualitative Forschungstradition stellt, Unkenrufen zum Trotz, hochentwickelte Methoden zur Verfügung, die es ermöglichen, relevante, komplexe und konzeptuell dichte Theorien aus realem Datenmaterial zu gewinnen. Bei der Analyse der Interviews zu dieser Arbeit wurde ich immer wieder von gewissen Inhalten und Aussagen überrascht – obwohl ich mich bereits seit mehreren Jahren mit dem Thema der Einstellungen zu Fremdem und Fremden auseinandersetze. Derartige Überraschungssituationen – quasi Zeugungsmomente zukünftiger Theorien – zu ermöglichen, ist *auch* Aufgabe einer guten qualitative Forschungsmethode: sie soll den Forscher darin unterstützen, neue Elemente in seinem Datenmaterial zu entdecken, respektive solche Elemente nicht zu übersehen.

Als genauso notwendig wie qualitative Forschung erachte ich quantitative Forschung: wie sonst soll die Relevanz und vor allem die Repräsentativität von Theorien belegt werden?

Um die Methodologie qualitativer Forschungsprojekte verstehen zu können ist es wichtig, sich die Grundprinzipien qualitativer Sozialforschung vor Augen zu führen. Diese bestimmen den grundlegenden Unterschied zwischen qualitativer und quantitativer Forschung und ihre Einhaltung ist Voraussetzung dafür, dass qualitative Forschung die an sie gerichteten Erwartungen erfüllen kann. Es sind dies:<sup>7</sup>

- 1) **Offenheit.** Der Untersuchungsgegenstand bestimmt die angewandte Methode und diese muss neuen oder unerwarteten Erkenntnissen gegenüber offen sein. Die Hypothese, beziehungsweise Theorie wird nicht an den Untersuchungsgegenstand herangetragen, sondern sie ist das Resultat des Forschungsprozesses.
- 2) **Kommunikation.** Der Prozess des „Aushandelns“ der Wirklichkeitsdefinition zwischen Forscher und Erforschtem steht im Mittelpunkt des Interesses, also ihre kommunikative Interaktion.

Aus diesen Grundprinzipien lassen sich vier weitere Prinzipien ableiten:

- 1) **Prozesscharakter.** Methode und Theorie dürfen während des ganzen Forschungsprozesses nicht als gesichert gelten. Frühere Annahmen müssen von neuen Erkenntnissen in Frage gestellt werden können.

---

<sup>6</sup> Für eine zusammenfassende Darstellung der verschiedenen Argumentationslinien siehe Hirsch und Werner (1996, S. 2ff.).

<sup>7</sup> Diese Auflistung basiert auf Hirsch und Werner (1996, S. 4).

- 2) **Reflexivität.** Das Verständnis eines Teilphänomens des Untersuchungsgegenstandes kann sich auf das Verständnis eines anderen Teilphänomens auswirken und umgekehrt.
- 3) **Explication.** Die Erhebungs- und Auswertungsregeln müssen klar dargelegt werden. Dies ermöglicht Nachvollziehbarkeit, garantiert aber nicht die Gültigkeit der Ergebnisse.
- 4) **Flexibilität.** Erweisen sich methodische oder konzeptionelle Entscheidungen im Verlauf der Untersuchung als ungeeignet für die entstehenden Untersuchungsfragen, dann sind diese Entscheidungen zu verändern, solange das noch sinnvoll möglich ist.

In diesem Teil meiner Arbeit werde ich meine Forschungsmethodik im Detail vorstellen: der Weg von der Forschungsidee über die Datenerhebung und die Datenanalyse, hin zur (hoffentlich) abgeschlossenen Theorie. Bei meinen Darstellungen des methodologischen Ansatzes will ich indes nicht nur bei der (schönen) Theorie verweilen, sondern auch über Erfahrungen aus der (leidvollen) Praxis berichten.

#### **Einige Bemerkungen zu den Interviewziten in dieser Arbeit**

Ich habe Versprecher, insbesondere Konjugations- und Flexionsfehler, die in der mündlichen Sprache normalerweise überhört werden, in den Interviewtranskripten aber wiedergegeben wurden, jeweils dann aus den Zitaten entfernt, wenn dadurch keine Bedeutungsveränderungen entstanden. Mit dieser Massnahme will ich verhindern, dass derartige Fehler vom eigentlichen Gehalt der zitierten Aussagen ablenken.

Die Namen, die bei den Zitaten stehen, sind – mit der Ausnahme von Silvia – fiktiv. Sie sollen ein intuitives Wiedererkennen meiner Interviewpartner durch den Leser ermöglichen. In seltenen Fällen wurden Details der Aussagen leicht abgewandelt, um die Anonymität meiner Interviewpartner zu wahren.

Da die Interviewtranskripte, aus denen die Zitate stammen, elektronisch erfasst sind, macht es keinen Sinn, Zitatnummern oder Seitenzahlen anzugeben. Sollte es sich als notwendig erweisen, ein Zitat in seinem Kontext ausfindig zu machen, lässt sich dies mittels des Verfahrens der Volltextsuche leicht realisieren.

## 2. Datenerhebung

---

### 2.1 Zugang zum Untersuchungsfeld und Sampling

#### 2.1.1 Die Auswahl von Interviewpartnern

Das Sampling und der Zugang zum Feld stellten eines der grössten Probleme meiner Untersuchung dar. Die Methode der Grounded Theory verlangt ein sogenanntes „theoretisches Sampling“, was im Grunde genommen bedeutet (ich werde später noch einmal darauf zurückkommen), dass zukünftige Interviewpartner anhand von Erkenntnissen, die in der laufenden Datenanalyse gewonnen wurden, ausgewählt werden. Dies erfordert wiederum, dass der Forscher über seine zukünftigen Interviewpartner bereits vor ihrer Rekrutierung bestimmte Kenntnisse hat. Nun sind Einstellungen zu Fremdem und Fremden ein in der Öffentlichkeit überaus belastetes Thema. Insbesondere Personen mit negativen Einstellungen zu Fremden reagierten auf meine Anfragen zum Teil ablehnend, zum Teil verängstigt. Verängstigt deshalb, weil sie befürchteten, von mir als Ausländerfeinde stigmatisiert zu werden – dieses Thema wird später noch zu besprechen sein. Nicht selten verwiesen sie mich auch auf das Antirassismugesetz.

Schlussendlich kam ich auf folgenden Wegen mit meinen insgesamt vierzehn Interviewpartnern in Kontakt:

- § Personen und Institutionen des öffentlichen Lebens fragte ich direkt an: die Caritas Zürich, die Asylkoordination Schweiz und Nationalrat Ulrich Schlüer, Redaktor der „Schweizerzeit“.
- § Vier meiner Interviewpartner waren Bekannte von Bekannten, die ich vor dem Interviewtermin noch nie gesehen hatte. Die Hinweise der Personen, die mir diese Kontakte verschafft hatten, ermöglichten es mir, einen Eindruck von den befragten Personen zu gewinnen, bevor ich sie um einen Interviewtermin ersuchte.
- § Vier weitere Personen haben im Tagesanzeiger Leserbriefe zum Thema „Ausländer“ im weitesten Sinn veröffentlicht. Von sechs Leserbriefschreibern, die ich angefragt hatte, erklärten sich diese vier freundlicherweise zu einem Interview bereit. Leserbriefe haben sich als passables „Samplingwerkzeug“ erwiesen. Ihr Inhalt lässt Rückschlüsse auf die Ansichten des Schreibers zu und nicht zuletzt sind Leserbriefschreiber meist Personen, die gerne über ihre Meinungen Auskunft geben. Ein Nachteil ist die (vermutliche) Einseitigkeit des Samples.<sup>8</sup>
- § Zwei Gespräche führte ich mit Personen, die in einer besonderen Kontaktsituation mit Ausländern leben: die Eltern eines Kindes, das in eine Klasse mit 80% Ausländeranteil geht und eine Lehrerin ebendieser Klasse.
- § Auf Guillaume, einen wortgewandten Exponenten der Neuenburger Sektion der Hammerskins wurde ich durch einen Zeitungsartikel aufmerksam. Der Verfasser dieses Artikels verschaffte mir dann freundlicherweise einen Kontakt zu ihm.

Der Grundgedanke, der hinter meiner Auswahl des Samples stand, war der der grösstmöglichen Diversität: ich hatte mir zum Ziel gesetzt, Personen mit möglichst verschiedenen Ansichten und unterschiedlichen Erfahrungshintergründen zu befragen.

Von den vierzehn durchgeführten Interviews sind schlussendlich nur elf zur Transkription gelangt. Bei zwei Interviews erschien mir eine Transkription wenig sinnvoll, da sie sich von der Struktur und vom Inhalt her zu stark von den restlichen Gesprächen abhoben, ein Interview durfte ich leider nicht aufzeichnen, da mir dies mein Gesprächspartner untersagt hatte.

Wie bereits angedeutet, bin ich von meiner Samplingmethode nur beschränkt überzeugt. Ein vermutlich gangbareres Vorgehen bei heiklen Einstellungsthemen und eine erquickende, aber zeitaufwendige Kombination von quantitativer und qualitativer Forschung wäre die Methode, die Adorno et al. in den „Studien zum autoritären Charakter“<sup>9</sup> angewandt haben: Gesprächspartner für die Tiefeninterviews zu den „Studien“ wurden aus einem grösseren Sample anhand von ihren Scores auf diversen Skalen herausgegriffen.

Es hat mich gefreut, das kann ich Ihnen sagen, dass Sie da als  
junger Typ zu uns gekommen sind, es ist für mich ein Vergnügen gewesen,  
dass ich mit Ihnen diskutieren konnte.  
**Rolf**

### **2.1.2 Der Dank fürs Zuhören**

Ich darf nicht ohne Stolz vermelden, dass sich alle meine Interviewpartner letztendlich sehr erfreut über mein Interesse an ihren Meinungen gezeigt haben. Auch in den Fällen, wo ich anfängliches Misstrauen gegenüber dem „jungen Studenten“, der sich für Meinungen („auch negative“) über Fremde interessiert, gespürt hatte, lösten sich diese Spannungen im Verlauf des Interviews nach und nach. Mehrere meiner Interviewpartner bedankten sich nach dem Gespräch dafür, dass ich ihnen einfach zugehört hatte, ohne sie zu verurteilen – eine Fähigkeit, so sagten sie mir, die sie bei vielen Menschen und in der derzeitigen öffentlichen Diskussion vermissen würden.

## **2.2 Interviewtechnik**

### **2.2.1 Allgemeine Bemerkungen**

Die von mir angewandte Interviewtechnik war lose an der Methode des problemzentrierten Interviews von Witzel orientiert.<sup>10</sup> Von Witzel übernahm ich insbesondere die Idee des Kurzfragebogens und des Postskriptums: ein Kurzfragebogen diente nach Abschluss<sup>11</sup> des Interviews

---

<sup>8</sup> Meine Erfahrung als fleissiger Leser der „Briefe an die Redaktion“-Seiten verschiedener Tageszeitungen lässt mich vermuten, dass nur ein ganz bestimmter Typus von Personen die Öffentlichkeit der Leserseiten sucht.

<sup>9</sup> Adorno (1973).

<sup>10</sup> Witzel (1982).

<sup>11</sup> Witzel schlägt den Einsatz des Kurzfragebogens am Anfang des Interviews vor. Der von Witzel vorgeschlagene Fragebogen enthält allerdings auch bereits Fragen „zur Einstimmung“ auf das Thema.

der Erfassung demographischer Daten. Ein Postskriptum war vom Interviewer möglichst bald nach Ende des Interviews zu erstellen. Es musste unter anderem folgende Angaben enthalten:

- § Bemerkungen zur Interviewsituation: Ort, allfällige „Umgebungseinflüsse“, anwesende Personen.
- § Angaben über Geschehnisse vor Beginn und nach Ende der Tonaufzeichnung: Kontaktaufnahme, eventuelles Gespräch nach dem Interview etc.
- § Eine kurze Beschreibung des Gesamteindrucks, den der Interviewpartner beim Interviewer hinterlassen hatte.

Abgesehen von den eben erwähnten Anlehnungen bei Witzel liess ich mich bei der Planung der Interviews von mehreren Beispielen qualitativer Interviews, von theoretischer Literatur zum Thema, sowie von den in einem Probeinterview gesammelten Erfahrungen leiten.

### 2.2.2 Der Interviewleitfaden

Mein Interviewleitfaden bestand aus zwei Teilen: einer Beschreibung des Themenfeldes und einer Liste von konkreten Fragen.

- 1) Die **Beschreibung des Themenfeldes** war relativ abstrakt gehalten und zur einstimmenden Lektüre vor Beginn eines Interviews bestimmt. Sie enthielt eine sozusagen programmatische Beschreibung von Themenbereichen, wie sie in Interviews über Einstellungen zu Fremdem und Fremden angesprochen werden könnten. Programmatisch insofern, als es mir in diesem Fall nicht darum ging, bereits bestehendes Wissen darzustellen, sondern vielmehr deutlich zu machen, was man über jene Themenbereiche wissen, respektive erfragen *könnte*. Zentrale Orientierungspunkte in der Beschreibung des Themenfeldes waren das Selbstbild und das Fremdbild. Diese Bilder, so schrieb ich damals, sollten idealerweise erfragt werden: 1) Nach ihrer *symbolischen Form*: Mit welchen Begriffen beschreibt eine Person sich selbst und „die Fremden“, worauf nimmt sie bei dieser Beschreibung Bezug, auf welche individuellen und kulturellen Werte nimmt sie Bezug? 2) Nach ihrer *Bedeutung für die befragte Person*: Wie unterstützen diese Bilder die interviewte Person dabei, sich eine sinnhafte Repräsentation ihrer Umwelt aufzubauen? 3) Nach ihrer *Entstehungsgeschichte*: Wie sind diese Bilder entstanden, für wie stark gesellschaftlich akzeptiert hält die befragte Person ihr Selbst- und insbesondere ihr Fremdbild, mit wem diskutiert sie diese Bilder, insbesondere das Fremdbild? 4) Nach ihrer *Karriere*: Inwiefern und in welcher Form waren/sind diese Bilder handlungsleitend? Die Beschreibung des Themenfeldes, die unter anderem auch Fragen zu sozialpsychologischen, sozialstrukturellen, wirtschaftlichen und politischen Faktoren der Einstellungen zu Fremdem und Fremden enthielt, hatte zum Ziel, den Interviewer dabei zu unterstützen, „soziologisch gewinnbringende“ Interviews durchzuführen – gewinnbringend im Sinne einer ausgewogenen Berücksichtigung von mindestens drei Zielen:

---

Mir schien ein Einsatz am Ende des Interviews sinnvoller, andernfalls hätte ich einen Einfluss des Frage-Antwort-Stils auf das nachfolgende Interview befürchtet.

*Offenheit* für neue Aussagen, Meinungen und Erklärungen, sowie *Themenbezogenheit* und *Vergleichbarkeit* der Interviews untereinander.

- 2) Die **Liste von Fragen** sollte dem Interviewer die Formulierung von konkreten Gesprächsanreizen während des Interviews erleichtern. Sie enthielt auch Hinweise darauf, wie der Gesprächseinstieg zu formulieren war. Es war jedoch nicht gefordert, die in der Fragenliste aufgeführten Fragen wortwörtlich oder in der angegebenen Reihenfolge zu stellen. Als erstrebenswert galt vielmehr ein geistiges „Abhaken“ der bereits angesprochenen Themen.

Das im Interviewleitfaden zusammengestellte Material basierte auf bestehenden Theorien zu Einstellungen zu Ausländern, auf deskriptiver Literatur zum Thema, auf verschiedenen Büchern und „Pamphleten“ zur aktuellen politischen Situation, sowie auf zahlreichen Gesprächen. Ganz im Sinne der Grounded Theory wurde der Interviewleitfaden im Verlauf der Untersuchung stetig angepasst. Die jüngste Version davon findet sich im Anhang A.

### 2.2.3 Die Durchführung der Interviews

Während der Dauer des eigentlichen Interviews galt folgendes als erstrebenswert:

- § Bei der Formulierung des Gesprächseinstiegs sollte das genuine Interesse des Interviewers an den *persönlichen* Meinungen der befragten Person zum Ausdruck gebracht werden.
- § Der Interviewer sollte die interviewte Person möglichst viel sprechen lassen.
- § Möglichst viele der im Themenfeld und in der Frageliste vorgegebenen Themen sollten angesprochen werden.
- § „Common-sense“-Erklärungen wie Parteiparolen, oder „Wir wissen doch alle, dass...“-Erklärungen sollten überstiegen, sondiert und hinterfragt werden.
- § Gelegentliche Nachfragen und „Zurückspiegelungen“ (Zusammenfassungen, Rückmeldungen und Interpretationen seitens des Interviewers) sollten dem Verständnis und der Überprüfung des Gesagten dienen. Beispiele: „Wie war das genau mit diesem Erlebnis?“ (Nachfrage), respektive „Könnte man also sagen, dass sie Ausländer aufgrund ihrer Hautfarbe unterscheiden?“ (Zusammenfassung).

Der Interviewleitfaden, in dessen Vorbereitung ich reichlich Zeit investiert hatte, bewährte sich in allen Interviews. Er ermöglichte es mir stets, den Überblick über den Gesprächsverlauf zu behalten und die befragten Personen, wenn nötig, vorsichtig hin zu *den* Fragen zu leiten, die mich interessierten. Viele meiner Gesprächspartner kamen von sich aus auf manche der von mir vorgesehenen Themen zu sprechen. Einer, Rolf, liess mich gar nicht erst zu Wort kommen. Er begann das Gespräch mit einem über viertelstündigen Monolog, während dem er zu meinem Entzücken einen Grossteil der Themen aus dem Interviewleitfaden ansprach. Auf meine Bemerkung hin, er hätte jetzt schon fast alles gesagt, was ich fragen wollte, gab er mir die nonchalante Antwort: „Das habe ich mir eben gedacht!“

Ich habe sechs Personen an ihrem Wohnort interviewt, fünf traf ich am Arbeitsplatz und drei Interviews fanden an einem öffentlichen Ort (in einem Restaurant oder einer Bar statt). Die Treffen am Wohnort oder am Arbeitsplatz boten insofern einen Vorteil, als sie mir ermöglichten, einen optischen Eindruck vom Leben meiner Interviewpartner zu erhalten.

Aufgezeichnet habe ich die Gespräche mit einem Minidisc-Recorder. Die Verwendung eines solchen Gerätes bietet gemäss meinen Erfahrungen gegenüber anderen Aufnahmetechniken einige Vorteile: a) Die hohe Qualität der Aufnahme mit einem Stereomikrofon erleichtert die Transkription und das Abhören der Gespräche. Zudem können nonverbale Laute und eventuelle, externe Lauteinwirkungen besser erschlossen werden. b) Der Minidisc-Recorder ermöglicht eine genaue Anpassung der Aufnahmelautstärke an die lokalen Verhältnisse und vor allem eine stetige Kontrolle, ob das Gespräch wirklich korrekt aufgezeichnet werde. c) Die Zeitanzeige beim Abspielen der Aufnahmen und die Möglichkeit, innerhalb eines Tondokumentes Indizes zu setzen, erleichtert die Synchronisation zwischen dem Transkript und der Tonaufnahme. d) Nicht zuletzt trägt die absolute Geräuschlosigkeit und die geringe Grösse des Recorders wesentlich dazu bei, dass die Interviewpartner während des Gespräches bald vergessen, dass ihre Aussagen aufgezeichnet werden.

#### **2.2.4 „Nach ein paar Glas Bier sind alle Nazis“ – kommunikative Orte von Einstellungen zu Fremdem und Fremden**

Die im Titel dieses Abschnittes sinngemäss wiedergegebene Aussage stammt aus einem längeren Gespräch, das ich mit einem Mann geführt habe, dessen Ideologie man mit wenigen Worten als eine Mischung aus Rassismus und Faschismus der alten Schule beschreiben könnte.<sup>12</sup> Dieser Mann – er ist übrigens ca. 35 Jahre alt, hat einen Dokortitel der Universität Zürich und einen angesehenen Posten in der grössten Bank der Schweiz – war der einzige Interviewpartner, der mich mit seinen Aussagen dazu brachte, aus meiner Rolle als neutraler Interviewer herauszutreten: ca. 45 Minuten nach Beginn unseres Gespräches war ich im wahrsten Sinne des Wortes gebrochen und habe auf seine mehrmals wiederholte Aussage, dass die Neger doch alles Affen seien, die man eigentlich jederzeit abschlachten könne, etwas entgegnet, das mein Aufnahmegerät glücklicherweise nicht aufgezeichnet hat – mein Interviewpartner hatte mir zuvor wohlweislich die Aufnahme des Gespräches untersagt. Wieso komme ich hier auf diesen eher unrühmlichen Moment meiner Interviewerkarriere zu sprechen? Der Mann, von dem ich eben erzählt habe, war der keineswegs beruhigenden Ansicht, dass bisher noch alle seine Gesprächspartner sich nach ein paar Glas Bier mit seinen Meinungen einverstanden erklärt hätten und dass dies wohl für alle Menschen gelten dürfte. Ich nahm damals an, dass seine Aussage wahrscheinlich zu einem Teil auf die zahlreichen Gläser des besagten Getränkes zurückzuführen waren, die er sich an jenem Abend bereits zu Gemüte geführt hatte. Auch dürfte sein „Sample“ alles andere als repräsentativ gewesen sein. Dennoch enthält seine Aussage einen wichtigen Hinweis: Einstellungen zu Fremden, zu Ausländern und – nicht nur, aber auch – negative Einstellungen zu Ausländern, haben als möglichen kommunikativen Ort den Stammtisch, die Zufallsbegegnung auf der Strasse und an anderen Orten, wo auf eine Aussage meist mit einem „zustimmenden Grunzen“

---

<sup>12</sup> Es gibt auch mindestens eine „neue Schule“: siehe dazu die Personenbeschreibung von Guillaume im Kapitel 5.4.



geantwortet wird. Wieso dem vermutlich so ist und welche Bedeutung solche Aussagen in diesen Kontexten haben, soll erst später erhellt werden. Wichtig sei vorerst nur, dass gewisse Eigenarten meines Untersuchungsthemas mir diverse Probleme mit „Neutralität“ bescherten. Einerseits hatte ich in gewissen Gesprächssituationen redlich Mühe, neutral zu bleiben: meine Interviewpartner machten entweder Aussagen, die mich im positiven oder im negativen Sinne derart tief berührten, dass ich meine Emotionen nur mühsam verbergen konnte, oder sie forderten mich direkt dazu auf, meine Meinung zum Ausdruck zu bringen. Manchmal, und dies waren die schwierigsten Momente, hatte ich das Gefühl, dass meine Neutralität als nicht-neutral wahrgenommen werde. Gewisse Aussagen, meist pauschaler Art („Die Ausländer sind doch nur Profiteure, oder?“), lassen den Menschen, der sie ausspricht, hilflos zurück, wenn darauf keine Bestätigung folgt. Sie scheinen eine bestimmte kommunikative Funktion zu haben, die erst erfüllt ist, wenn eine bejahende Antwort des Gegenübers im Sinne von „Das kannst Du laut sagen!“ erfolgt ist. Was folgt nun daraus? Gewisse Kontexte, in denen Einstellungen zu Fremden kommunikativ reproduziert werden – durchaus wichtige Kontexte sogar, davon konnte ich mich in einigen unsystematischen „Feldstudien“ überzeugen –, können in einem soziologischen Interview nicht reproduziert werden. Dies weist auf eine an sich bekannte Tatsache hin: Interviews erfassen nur einen beschränkten und vermutlich verzerrten Teil der Realität. Dieses Problem dürfte sich mit zunehmender emotioneller Belastung eines Themas akzentuieren. Je mehr ein Thema nämlich emotionell belastet ist, desto stärker wird die Interviewsituation als *das* wahrgenommen, was sie eigentlich ist: einen Verstoss gegen die alltäglichen Regeln der Kommunikation. Der Interviewer, der sich schmerzhaft darum bemüht, die Aussagen seines Gegenübers weder zu bestätigen, noch ihnen zu widersprechen, erscheint in solchen Situationen nicht selten als gefühlskalter, zynischer Gaffer auf der anderen Seite des Zaunes.

## 2.3 Die Transkription der Interviews

### 2.3.1 Die Wahl der Transkriptionssprache

Die schweizerische Mundart stellt ein besonderes Problem für die Transkription von Interviews dar, da sie über keine kanonische Schriftform verfügt. Die grundsätzliche Frage, die sich bei der Transkription von mundartsprachlichen Interviews stellt, ist die, ob sich eine Übersetzung ins Hochdeutsche angesichts des späteren Verwendungszweckes der Transkripte rechtfertigen lässt. Im Folgenden liste ich die meiner Ansicht nach wichtigsten Argumente für, respektive gegen eine hochdeutsche Transkription auf. Ihre Abwägung gegeneinander hat mich schlussendlich zu einer hochdeutschen Transkription bewogen.

- § Es ist einfacher, auf hochdeutsch zu transkribieren. Bei einer Schweizerdeutschen Transkription muss für jedes Wort überlegt werden, wie es geschrieben werden soll („guätä“, „guetä“ oder „guäte“?). Die verschiedenen Dialekte erschweren dies zusätzlich. Eine Schweizerdeutsche Transkription würde vermutlich etwa 30% mehr Zeit benötigt, als eine hochdeutsche. Wenn man bedenkt, dass die Transkription eines 45-minütigen Interviews ca. 8 bis 10 Arbeitsstunden in Anspruch nimmt, ist dieses Argument nicht zu unterschätzen.

- § In einem hochdeutschen Text ist es möglich, per Computer nach bestimmten Schlüsselwörtern zu suchen. In einem Schweizerdeutschen Text ist dies wegen der stärker variierenden Schreibweisen viel schwieriger. Die Variation der Schreibweisen lässt sich aber mangels allgemein bekannter Rechtschreibregeln für das Schweizerdeutsche nicht vermeiden.
- § Das Gefühl für das Interview geht im hochdeutschen Text schneller verloren. Man kann sich weniger gut daran erinnern, wie der Interviewpartner ursprünglich „getönt“ hat (was sich auch auf die inhaltliche Interpretation auswirken kann). Dieses Problem kann gelöst werden, indem die Aufnahmen der Gespräche, respektive wichtige Ausschnitte daraus, regelmässig wieder angehört werden.

Der Sinngehalt der gemachten Aussagen sollte sich bei einer hochdeutschen Transkription nur wenig verändern. Und nur dieser ist es, der in der vorliegenden Untersuchung interessiert.

Gewisse Probleme sind unabhängig von der Transkriptionssprache. So können z.B. kleinste Transkriptions-Ungenauigkeiten zu Sinnveränderungen führen. Der folgende Ausschnitt aus einem Interviewtext zeigt dies:

**Interviewer:** Was ist das für sie, ein Fremder, oder ein Ausländer? Es ist ein relativ allgemeiner Begriff.

**Werner:** Ja, gut, das ist, soweit, ist einfach ein Fremder..., gut, ich tu' nicht differenzieren zwischen Fremden oder irgend...

Stellt mein Interviewpartner hier die tautologische Behauptung auf, dass ein Fremder ein Fremder sei, oder führt er einfach die Definition „Ein Fremder ist...“ nicht zu Ende? Letzteres ist der Fall. Die drei Punkte, die eine unvollständige Aussage markieren, geben hier den Ausschlag für die Interpretation. Werden sie vergessen (was ursprünglich der Fall war), verändert sich der Sinngehalt der Aussage.

Generell kann gesagt werden, dass Transkripte, egal ob sie in Hochdeutsch oder in Schweizerdeutsch gehalten sind, mit einem gewissen Respekt behandelt werden müssen, da sie bereits eine doppelte Distanz zum ursprünglichen kommunikativen Ereignis aufweisen: die Tonbandaufnahme reisst das Gespräch aus seinem ganz spezifischen, zum Teil nonverbalen Kommunikationszusammenhang und die Transkription stellt es in einen grundsätzlich anderen linguistischen Kontext. Diese Distanz hat aber auch einen nicht zu unterschätzenden Vorteil: sie erleichtert es dem Interpreten, die eigentlich wichtigen Inhalte seiner Daten zu erkennen, da sein Blick nicht von allzu grosser Nähe dazu vernebelt wird.

### 2.3.2 Transkriptionsregeln

Die Grundgedanken, die hinter den für diese Arbeit entwickelten Transkriptionsregeln stehen, lassen sich unter drei Stichworten zusammenfassen:

- § **Authentizität.** Die Nähe der Transkription zum gesprochenen Text ist wichtiger, als eine regelkonforme Schreibweise. Dies gilt sowohl für die Schreibung einzelner Wörter, als auch für Wortfolge und Interpunktion, insbesondere aber für die Kommasetzung.
- § **Konsequenz.** Gleiche Worte sollen immer gleich transkribiert werden. Das gilt auch für gleiche Satzkonstruktionen.
- § **Vollständigkeit.** Keinesfalls dürfen Textpassagen weggelassen werden, auch wenn sie vermeintlich inhaltslos erscheinen.

Wichtig war mir eine Transkription, die möglichst genau den Sinngehalt der mündlichen Aussagen wiedergibt, ohne dabei jedoch nur schwer lesbare Transkripte zu produzieren. Der aus dem Schweizerdeutschen übernommene Text durfte durchaus etwas mundartsprachlichen Charakter haben. Mundartaussprüche oder Mundartsätze, zu denen es keine treffende Übersetzung ins Schriftdeutsche gab, mussten entweder direkt und in Anführungszeichen, oder zusätzlich und in Klammern ins Transkript übernommen werden.

Nonverbale Laute wie „Mmhs“, „Ehms“, Lacher etc. waren nur zu transkribieren, wenn sie eine inhaltliche Bedeutung hatten. Also keine Zuhör- und Zöger- „Ehms“, „Öhms“ und „Ühms“.

Mehrmaliges Ansetzen bei der Aussprache von Wörtern, sowie Versprecher waren nach der „50%-Regel“ zu transkribieren: d.h. nur ca. 50% derselben, wenn möglich die markantesten, mussten transkribiert werden. Diese Regel hatte zum Ziel, die Transkription nicht unnötig zu erschweren, ohne derweil zu verhindern, dass aus einem Transkript ersichtlich ist, ob sich eine Person mehr verspricht, als eine andere.

Im Anhang B findet sich eine vollständige Wiedergabe meiner Transkriptionsregeln. Kenntnisse derselben sind allerdings für das Verständnis der in dieser Arbeit enthaltenen Zitate nicht notwendig, da ich bei diesen die Spezialnotationen der ursprünglichen Transkription in eine allgemeinverständliche Form gebracht habe.

### 2.3.3 Anonymisierung

Nach der Transkription wurden die Interviewtexte anonymisiert. Das heisst, dass allzu verräterische Angaben von Orten und Personennamen durch Platzhalter ersetzt wurden. Einer mittelmässig detektivisch begabten Person dürfte es dennoch möglich sein, wenn nicht anhand der Zitate in dieser Arbeit, so doch anhand der vollständigen Transkripte einige meiner Gesprächspartner zu identifizieren. Um dies zu verhindern, wäre in gewissen Fällen eine grobe Verfälschung der Interviewtexte notwendig gewesen. Die Interviewtranskripte und die Zitate in dieser Arbeit sind also mit der nötigen Diskretion zu behandeln.

### 3. Datenanalyse

---

Wieso eine nicht im mindesten einladende, höllische Inschrift aus Dantes Göttlicher Komödie die Einleitung zu diesem Kapitel ziert, wird meinem Leser wohl erst klarwerden, wenn ich später auf meine schmerzvollen Erfahrungen im Zusammenhang mit der Anwendung der Grounded Theory zu sprechen komme. Doch zuerst will ich diese Forschungsmethode in der um einiges einladenderen Theorie vorstellen.

Die Grounded Theory ist weit mehr, als „nur“ eine Methode zur qualitativen Datenanalyse. Sie ist ein ganzes Forschungsprogramm, das den qualitativen Forscher vom Sampling, über die Datenerhebung und –analyse, bis hin zur fertigen Monographie leiten kann.

Der Grund, weshalb ich dennoch erst in diesem Kapitel über die Datenanalyse ausführlich auf die Grounded Theory zu sprechen komme ist, dass ihr Einfluss auf mein Verfahren der Datenanalyse grösser war, als auf mein restliches methodologisches Vorgehen.

Ich stelle die Grounded Theory hier relativ eingehend vor, da ich finde, dass dieser Methode – der vielleicht höchstentwickelten Gesamtmethode für qualitative Sozialforschung – im deutschsprachigen Raum nach wie vor zu wenig Beachtung geschenkt wird.

#### 3.1 Grounded Theory, 1. Teil: die Theorie

Die Forschungsmethode der Grounded Theory<sup>14</sup> wurde 1967 von Barney Glaser und Anselm Strauss vorgestellt und später von Strauss, Glaser und Juliet Corbin weiterentwickelt. Insbesondere im angelsächsischen Raum hat die Grounded Theory sehr früh eine einflussreiche Position im Methodenkanon der qualitativen Sozialforschung eingenommen und diese auch bis heute verteidigt.

Ziel der Grounded Theory ist es, eine *komplexe* und *konzeptuell dichte* Theorie aus verschiedensten Materialien zu generieren und zu überprüfen. Die Grounded Theory ist ein genereller *Forschungsstil*, der „in seiner Reichweite bezüglich analysierbarer Daten überhaupt nicht eingeschränkt ist“.<sup>15</sup> Verwendbare Materialien sind u. a. Interviewtexte, Bücher und Filme, aber auch die persönlichen Erfahrungen und das Kontextwissen des Forschers. Insbesondere das Kontextwissen des Forschers wird bewusst in den Erkenntnisfindungsprozess einbezogen. Dabei geht es darum, dieses Wissen zu strukturieren und kontrolliert in die Arbeit einzubringen, anstatt es, was ohnehin unmöglich wäre, zugunsten einer falsch verstandenen Objektivität zu „opfern“.

Das Verfahren der Grounded Theory enthält induktive (Generierung von Hypothesen aus Daten), deduktive (Ableitung von Hypothesen aus Hypothesen zwecks Verifikation) und verifikative Elemente.

---

<sup>13</sup> Dante, A. (1951): *Die Göttliche Komödie*. Stuttgart: Reclam, dritter Gesang, Zeile 9.

<sup>14</sup> Flick (1995, S. 197) übersetzt „Grounded Theory“ mit „gegenstandsbegründete Theorie“. Ich werde in diesem Text aber die wesentlich gebräuchlichere, englischen Bezeichnung beibehalten. Dabei will ich den Begriff der Grounded Theory sowohl als Bezeichnung für die Forschungsmethode, wie auch als Bezeichnung für ihr Produkt verwenden.

<sup>15</sup> Strauss (1994, S. 21).

Erklärtes Ziel ist dabei allerdings immer, einen möglichst engen Bezug zwischen Theorie und Daten herzustellen. Eine Theorie soll aus den Daten entstehen und nicht an diese herangetragen werden.

Im folgenden will ich die Datenauswahl-, Analyse- und Theoriebildungsverfahren der Grounded Theory kurz vorstellen. Bei der Betrachtung dieser Verfahren ist zu berücksichtigen, dass sie nicht notwendigerweise in sequentieller Reihenfolge angewandt werden sollten. Der Forschungsprozess nach der Grounded Theory lässt sich vielmehr als stetiges Wechselspiel zwischen den verschiedenen Datenerhebungs-, Analyse- und Theoriebildungsverfahren beschreiben: Daten werden erhoben und teilweise analysiert, so gefundene Erkenntnisse führen dazu, dass dieselben Abschnitte der erhobenen Daten nochmals eingehender betrachtet werden, dass neue Abschnitte ausgewählt und untersucht werden, oder gar, dass neue Daten erhoben werden. Diese werden dann wiederum analysiert, und so weiter.

Zentrales Analyseverfahren der Grounded Theory ist das *theoretische Kodieren*. Folgende Kodierverfahren werden dabei unterschieden: *offenes Kodieren*, *axiales Kodieren* und *selektives Kodieren*. Diese drei Kodierverfahren seien hier skizzenhaft beschrieben:

§ **Offenes Kodieren.** Primäres Ziel des offenen Kodierens ist es, Daten und Phänomene in Begriffe zu fassen (Kodes sind die „Begriffe“ zu den Daten). Beim offenen Kodieren eines Textes wird meist Zeile für Zeile (mikroskopisch) vorgegangen. Bei der Vergabe von Kodes ist besonders auf die Unterscheidung von natürlichen, d.h. im Text tatsächlich vorkommenden und soziologisch konstruierten Kodes zu achten. *Kodes* (z.B. „Selbsthass“<sup>16</sup>) werden aufgrund ihrer Beziehungen zueinander zu *Kategorien* zusammengefasst. An diese Kategorien wird wiederum ein Kode (z.B. „Selbsthass“ + „Ängstlichkeit“: „Emotionale Verfassung“) vergeben. Kategorien werden unter anderem näher untersucht, indem ihre *Dimensionen* analysiert werden (z.B. stabile vs. instabile Verfassung, positives vs. negatives Selbstbild). Ziel ist, eine dichte Verwebung (Verknüpfung) der vergebenen Kodes (ob Kategorie- Überkategorie- oder „normale“ Kodes) zu erreichen, indem sie *stetig untereinander verglichen*<sup>17</sup> und auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede hin untersucht werden. Im Hintergrund steht hierbei das von Strauss und Glaser vorgestellte *Konzept-Indikator-Modell*: in den Daten enthaltene Elemente sind Indikatoren für zugrundeliegende Konzepte. Diese Konzepte werden gefunden, indem Indikatoren laufend untereinander verglichen werden.

Einen weiteren Ansatz zur Untersuchung von Beziehungen zwischen den verschiedenen Kodes und Kategorien bietet das sogenannte *Kodierparadigma*,<sup>18</sup> es unterstützt den Forscher bei seinem Unterfangen mit Leitfragen, mit Fragen nach:

**Bedingungen:** Warum? Was führte zu der Situation? Hintergrund? Verlauf?

**Interaktion zwischen den Handelnden:** Wer handelte? Was geschah?

**Strategien und Taktiken:** Welche Umgangsweisen? Z.B. Vermeiden, Anpassen...

**Konsequenzen:** Was veränderte sich? Folgen, Resultate.

<sup>16</sup> Diese Beispiele sind frei erfunden und sollen hier nur der Illustration dienen.

<sup>17</sup> Strauss et al. nennen dies die „Methode des konstanten Vergleichs“.

<sup>18</sup> So wiedergegeben in Flick (1995, S. 208).

Ganz besonders beim offenen Kodieren sollte die Variation in den Daten gesucht werden, nicht die allgemeinen Muster. Ziel ist, eine möglichst grosse Anzahl von Phänomenen in den Daten festzustellen und zu benennen. Welche dieser Phänomene für eine weitere Untersuchung relevant sind, wird sich erst später weisen.

- § **Axiales Kodieren.** Kodieren auf eine Kategorie hin. Ziele des axialen Kodierens sind die Verfeinerung, beziehungsweise die Differenzierung der gefundenen Kategorien, sowie die Herstellung von Beziehungen zwischen Kategorien und ihren Unterkategorien. Auch beim axialen Kodieren sollte das weiter oben wiedergegebene Kodierparadigma berücksichtigt werden.
- § **Selektives Kodieren.** Kodieren nach der Schlüsselkategorie. Die *Schlüsselkategorie* ist diejenige Kategorie, die sich im Verlauf des Forschungsprozesses als für das untersuchte Feld zentral herausgestellt hat. Die Schlüsselkategorie muss in den untersuchten Daten häufig vorkommen, sie sollte sich mühelos in Bezug zu anderen Kategorien setzen lassen und klare Implikationen im Hinblick auf eine formale Theorie haben. Eine bestimmte Kategorie wird meist gegen Ende des Forschungsprozesses als Schlüsselkategorie festgelegt. Dieser Festlegungsvorgang ist ein unerlässlicher Bestandteil der von Glaser und Strauss beschriebenen Theoriebildung.

Glaser und Strauss beschreiben die Bedeutung des Kodierens für die Entstehung einer Grounded Theory wie folgt:

Durch den Kodiervorgang werden (1) generative Fragen weiterverfolgt wie auch generiert, (2) die Daten aufgebrochen, so dass der Forscher von der reinen Beschreibung zur Interpretation auf höheren Abstraktionsebenen gelangt. Der Kodiervorgang ist das zentrale Verfahren, mit dem (3) die Schlüsselkategorie(n) entdeckt werden kann und (4) folglich die Integration der ganzen Analyse eingeleitet wird. Der Kodiervorgang bringt (5) die gewünschte konzeptuelle Dichte, d.h. die Zusammenhänge zwischen den Codes und die Entwicklung jedes einzelnen Codes.<sup>19</sup>

Weitere Techniken, die bei der Erstellung einer Grounded Theory ins Spiel kommen, sind das Theoretical Sampling, das Integrieren und Sättigen der Theorie und das Schreiben und sortieren von Memos. Diese Techniken seien im folgenden kurz beschrieben.

- § **Theoretical Sampling.** Beim Theoretical Sampling werden als nächstes zu untersuchende Daten aufgrund der sich herausbildenden Theorie ausgewählt. Nach dem Motto: wo gibt es Beispiele für X? Oder: „Ich habe hier einen Menschen, der aufgrund einer traumatischen Erfahrung in seiner Jugendzeit einen grossen Selbsthass entwickelt hat, kann ich andere Menschen finden, denen dasselbe widerfahren ist? Gibt es Menschen, die zwar traumatische Erfahrungen gemacht haben, aber keinen Selbsthass entwickelt haben? Gibt es Menschen, die einen Selbsthass entwickelt haben, ohne traumatische Erfahrungen gemacht zu haben?“
- § **Integrieren.** Mit dem Integrieren, der Suche nach Zusammenhängen im Datenmaterial (zwischen den gefundenen Codes) soll eine höhere Dichte der Theorie erreicht werden. Ziel ist

---

<sup>19</sup> Strauss (1994, S. 91).

letztendlich die Sättigung der Theorie, ein Zustand, bei dem das Heranziehen von neuem Datenmaterial keine substantielle Veränderung der theoretischen Implikationen mehr bewirkt. Ist die theoretische Sättigung erreicht, kann der Theorientwicklungsprozess als abgeschlossen betrachtet werden.

- § **Schreiben und sortieren von Memos.** Das schreiben und sortieren von Memos ist ein weiteres zentrales Element des Forschungsverfahrens der Grounded Theory. Besonders beim offenen Kodieren, aber auch während des ganzen Verlaufs des Forschungsprozesses, sollte der Forscher sich damit beschäftigen, Ideen, Beschreibungen von gefundenen Codes, Theorieansätze usw. in sogenannten Memos festzuhalten. Diese Memos sollte er dann von Zeit zu Zeit wieder durchsehen, sortieren, ihren Inhalt im Lichte von neu gewonnenen Erkenntnissen überprüfen und diesen gegebenenfalls sogar anpassen.

### 3.1.1 Diskussion

Die folgende Zusammenfassung von aktuellen, methodenkritischen Betrachtungen zur Grounded Theory soll ihre Einordnung in den Kanon der qualitativen Forschungsmethoden erleichtern.

Haig sieht eine der hauptsächlichen Errungenschaften der Grounded Theory in der Abkehr von der hypothetisch-deduktiven Theoriepraxis der quantitativen Sozialforschung, hin zu mehr Induktion.<sup>20</sup> Die hypothetisch-deduktive Theoriepraxis, so Haig, habe zu einem grundlegenden methodologischen Problem keinen Lösungsvorschlag anzubieten: nämlich der Frage, wie erklärende Theorien erzeugt und weiterentwickelt würden. Statistische Methoden können nur helfen, Phänomene, d.h. allgemeine Muster (im Gegensatz zu einzelnen Erscheinungen) festzustellen, sie können aber niemals eine erklärende Theorie generieren. Vor diesem Hintergrund stellt Haig fest, dass die quantitative Sozialforschung die Theoriegenerierung allzu oft als psychologischen (historischen, sozialen, etc.) Prozess abtue und seiner selbst überlasse. So könne es geschehen, dass wenig entwickelte (wenig dichte) Theorien vorzeitig komplexen statistischen Verfahren unterworfen würden. Zur Problematik der Theoriegenerierung bietet die Grounded Theory eine Antwort: u. a. innere Kohärenz, enger Datenbezug der Theorie, sowie Prozesshaftigkeit (Dynamik) der Theorientwicklung. Aber: *wie genau* eine Grounded Theory entstehe, ob auf induktivem (durch in Beziehung setzen von Datenelementen), oder auf abduktivem Wege (durch in Beziehung setzen von Phänomenen), bleibe auch bei Glaser und Strauss unklar, bemerkt Haig.

Kinach sieht in der Grounded Theory eine Antwort auf Missstände in der Sozialforschung der '50er und '60er Jahre, zu denen unter anderem die Vernachlässigung des Prozesses der Theoriegenerierung und die zu grosse Distanz zwischen Theorie und sozialer Realität gehörten.<sup>21</sup>

Pandit erwähnt, dass die Anwendung der Grounded Theory einer sehr grossen Forschungserfahrung bedürfe.<sup>22</sup> Diesen Kritikpunkt nimmt auch Flick auf, indem er auf die Gefahr hinweist, dass die Grounded Theory zu einer nur schwer vermittelbaren „Kunstlehre“<sup>23</sup> werde. Flick

---

<sup>20</sup> Haig (1995).

<sup>21</sup> Kinach (1995).

<sup>22</sup> Pandit (1996).

<sup>23</sup> Flick (1995, S. 205).

kritisiert auch die „potentielle Unendlichkeit der Kodierungs- und Vergleichsmöglichkeiten“,<sup>24</sup> er hält das Kriterium der theoretischen Sättigung für eine wenig präzise Abbruchbedingung des Theorientwicklungsprozesses.

Was ich dieser Diskussion aus meinen eigenen Erfahrungen hinzufügen kann, findet sich im nächsten Kapitel.

### 3.2 Grounded Theory, 2. Teil: die Praxis

Wie eben erwähnt, äusserte Flick die Befürchtung, dass die Grounded Theory zu einer schwer vermittelbaren Kunstlehre werde. Wenn er damit die Vermittelbarkeit über ein Lehrbuch meinte, hatte er wahrscheinlich recht. Dies dürfte jedoch für jede ernstzunehmende qualitative Forschungsmethode gelten. Qualitative Forschungsmethoden sind deshalb schwer vermittelbar, weil sie in einem höheren Mass als zum Beispiel statistische Methoden auf Intuition und auf konkreter Erfahrung beruhen. Es lassen sich keine exakten Regeln darüber aufstellen, wie genau aus Daten eine Theorie gewonnen werden kann. Lehrbücher zur qualitativen Methodik können nur Hinweise darauf geben, wo und mit welchen Mitteln man wohl am besten mit der Suche beginnen soll und woran man die Qualität der gefundenen Ergebnisse messen kann. Sie können quasi ein Programm vorschlagen. Der Rest bleibt dem Forscher überlassen, seiner Vernunft, seiner Fähigkeit zur Selbstkritik und vor allem seiner Bereitschaft, mit anderen kompetenten Personen über seine Erfahrungen und Ergebnisse zu diskutieren. So kommt es, dass jeder Forscher im Laufe der Zeit seine eigene Vorstellung von der Grounded Theory entwickelt – und mancher von ihnen würde es sich wohl wünschen, einmal an einer der berühmten „Küchentischsitzungen“ teilgenommen zu haben, die Anselm Strauss jeweils bei sich zu Hause für seine Studenten veranstaltete.

In diesem Kapitel will ich über die Dinge berichten, die mir während meiner Arbeit mit der Grounded Theory besonders aufgefallen sind.

Das theoretische Kodieren ist das zentrale Analyseverfahren der Grounded Theory. Es ist auch *das* Verfahren, das während des Forschungsvorganges am meisten Zeit beansprucht. „Kodes sind die Begriffe zu den Daten“ habe ich im vorherigen Kapitel festgestellt. Und genau hier liegt das Problem: die Daten, von denen in diesem Zusammenhang die Rede ist, bestehen aus Sprachdokumenten (im weitesten Sinn: aus Texten, Bildern, Filmen, Formen etc.). Sprache ist ein System von Zeichen, die auf etwas anderes verweisen: auf ihre Bedeutung. Doch die Beziehung zwischen einem Zeichen und seinen Bedeutungen ist nicht immer eindeutig. Soll ein Sprachdokument erfolgreich kodiert werden, müssen jedoch die Bedeutungen der darin enthaltenen Aussagen erschlossen werden. Der Forscher ist also gezwungen, während des Kodiervorganges fortwährend Annahmen über die Beziehung zwischen den Zeichen (Aussagen), die ihm vorliegen und ihrer Bedeutung zu machen. Dabei können ihm zwei Fehler unterlaufen:

- 1) Er erschliesst die Bedeutungen der Aussagen falsch. Diese Gefahr ist dann besonders gross, wenn er versucht, „versteckte“ (latente) Bedeutungen zu erschliessen, d.h. hinter den manifesten Inhalt

---

<sup>24</sup> Flick (1995, ebenda).



der ihm vorliegenden Aussagen zu blicken. Dies muss er aber tun, wenn er nicht an der Oberfläche seiner Daten abprallen will.

- 2) Er stiehlt sich aus der Verantwortung, indem er Codes vergibt, die seine Daten auf der Zeichenebene wiedergeben, ohne ihre Bedeutung zu erschliessen. D.h. er vergibt den Code „Angst“, wenn eine Person sagt „ich habe Angst“, ohne zu überlegen, was denn „Angst“ für die befragte Person bedeuten könnte.

Auf der Bedeutungsebene lauert noch eine weitere Gefahr, diese macht sich aber während des Kodierens weniger direkt bemerkbar: Die Annahme, dass Menschen fühlen, tun oder sind, was sie sagen, stimmt nicht in allen Fällen.

Sind die Bedeutungen der einzelnen Aussagen einmal erschlossen, müssen sie in eine theoretische Abhängigkeit zueinander gebracht werden, damit eine Grounded Theory entstehen kann. Dabei tun sich zwei weitere Fehlerquellen auf:

- § Die **Trivialität**. Die vermeintliche Interpretation des Sprachdokumentes beschränkt sich auf eine simple Wiedergabe oder bestenfalls auf eine Zusammenfassung desselben.
- § Die **Überinterpretation**. Es wird zu viel *in* den Text *hinein*interpretiert wird, anstatt dass die Interpretation *aus* dem Text *heraus*gelesen wird.

Die Gefahren, die ich soeben in theoretischer Form dargestellt habe, werden während des Kodierens Verursacher von konkreten und zum Teil schmerzhaften Gefühlen. Der Forscher spürt bei jeder Vergabe eines Codes, quasi am Schnittpunkt zwischen zeichenhaft wiedergegebener Realität und Theorie, den *Schmerz der Theoriebildung* – einen Schmerz, verursacht durch die verunsichernden Fragen, die sich bei jeder Vergabe eines Codes von neuem stellen:

- § Was will mir diese Person eigentlich sagen, verstehe ich sie richtig? Wie kann ich ihre Aussage in einen Kode fassen?
- § Ist dieser Kode weder trivial noch überinterpretativ? Sind die Codes, die mir gestern noch perfekt erschienen, nicht doch trivial oder überinterpretativ?
- § Was hat der eben vergebene Kode für eine Implikation auf die sich entwickelnde Theorie? Stellt er die ganze, so schöne und vermeintlich so datenbasierte Theorie in Frage? Oder kann ich sie retten, indem ich sie an die neuen Erkenntnisse anpasse?
- § Werde ich diesen Kode, der offensichtlich ein bedeutendes Phänomen erfasst, je in meine Theorie integrieren können?

Abgesehen von solchen hermeneutischen Fragen hat sich der Forscher überdies mit ganz realen Schwierigkeiten herumzuschlagen, hauptsächlich mit Kapazitätsproblemen. Das Transkript eines 45minütigen Interviews umfasst ungefähr fünfzehn Schreibmaschinenseiten Text. Während der Interpretation eines Textes dieses Umfanges 200 verschiedene Codes zu vergeben und etwa 350 einzelne Zitate zu markieren ist durchaus angemessen. Weil in verschiedenen Interviews zum Teil auch verschiedene Codes vergeben werden, kann bei grösseren Projekten die Zahl der Codes und Zitate leicht in die Tausende steigen. Ein derart umfangreiches Projekt geistig „im Griff“ zu behalten

stellt hohe Anforderungen an den Forscher. Gelingt es ihm nicht, läuft er Gefahr, verschiedene Codes an gleiche Phänomene zu vergeben, oder mögliche Querverbindungen zu übersehen, weil er früher entdeckte Phänomene wieder vergessen hat. Folgende, von Strauss et al. vorgeschlagene Techniken, haben sich während meiner Forschungstätigkeit als besonders wichtig für die erfolgreiche Umschiffung solcher Klippen erwiesen:

- § Das **Bilden von Kategorien**. Wann immer möglich ordnete ich Codes in Kategorien. So fasste ich zum Beispiel alle Codes, die eine Zustand der allgemeinen Unsicherheit<sup>25</sup> beschrieben, in der Kategorie „Anomie“ zusammen. Es war mir dabei nicht wichtig, ob diese „Anomie“ einer gängigen Definition von Anomie entspreche, vielmehr wollte ich in meinem Kopf die Verknüpfung „allgemeine Unsicherheit“ – „Anomie“ verankern, die mich bei jeder Unsicherheitskundgebung eines Interviewpartners dazu veranlassen sollte, bei den „Anomie“-Codes nachzusehen, ob ein vergleichbares Phänomen bereits anderswo aufgetaucht sei.
- § Das **Anpassen von Kode-Definitionen**. War es möglich, anstelle der Vergabe eines neuen Codes die Definition eines bestehenden Codes so anzupassen, dass er sowohl auf die Phänomene, die er bereits beschrieb, als auch auf ein neu entdecktes Phänomen zutraf, tat ich dies. So gelang es mir, die Gesamtzahl von Codes zu reduzieren.
- § Das **periodische Überarbeiten des gesamten Projektes**. Von Zeit zu Zeit überarbeitete ich alle Codes in meinem Projekt und ihre zugehörigen Beschreibungen, sowie alle Memos nochmals. Mit dieser Methode gelang es mir, Widersprüche in der Analyse der Daten ausfindig zu machen und meine Erinnerungen an früher entdeckte Phänomene wieder aufzufrischen.
- § Das gewissenhafte **Kommentieren von Codes und Schreiben von Memos**. Jede Idee, jede gedankliche Querverbindung geht angesichts der unermesslichen Datenflut verloren, wenn sie nicht sofort niedergeschrieben wird.

Weitere problematische Punkte bei der Bildung einer Grounded Theory stellen die „Abbruchbedingung“ der theoretischen Sättigung<sup>26</sup> und das Auffinden der Schlüsselkategorie dar. Zur Erinnerung: das Kriterium der Sättigung besagt, dass der Theoriebildungsprozess dann abgeschlossen sei, wenn „ein Zustand, bei dem das Heranziehen von neuem Datenmaterial keine substantielle Veränderung der theoretischen Implikationen mehr bewirkt“,<sup>27</sup> erreicht sei. Nun können sehr komplexe Phänomene – Einstellungen zu Fremdem und Fremden sind ein derartiges Phänomen – immer nur in Teilbereichen theoretisch erfasst werden. Kleine „Teilbereichs-Theorien“ lassen sich dann wiederum zu einer grösseren Theorie, der „Haupttheorie“ verknüpfen. Immer wieder können in neuem Datenmaterial aber auch Teilbereiche gefunden werden, die noch von keiner der Teilbereichs-Theorien erfasst wurden. Es ist nicht so, dass es theoretisch unmöglich wäre, alle Elemente eines komplexen Phänomens zu erfassen. Der Aufwand, der hierfür betrieben werden müsste, dürfte sich aber ins Unverhältnismässige steigern. Wann der Forscher also aufhören will, nach neuen Teilbereichen des von ihm untersuchten Phänomens zu suchen, oder welche Teilbereiche er gar

---

<sup>25</sup> In Wirklichkeit war meine Definition der Kategorie „Anomie“ wesentlich differenzierter, dies soll aber vorerst nicht interessieren.

<sup>26</sup> Siehe dazu die Kritik von Flick (1995), erwähnt am Ende des vorhergehenden Kapitels.

<sup>27</sup> Siehe Kapitel 3.1.

bewusst weglassen will, ist in hohem Masse eine Ermessensfrage. Er sollte seine Forschungstätigkeit aber keinesfalls einstellen, solange das Herbeiziehen von neuem Datenmaterial noch Veränderungen in der Haupttheorie bewirkt oder solange es Teilbereichs-Theorien generiert, die sich nicht in die Haupttheorie integrieren lassen. Das Auffinden *einer* Schlüsselkategorie ist in diesem Zusammenhang ebenfalls problematisch: diese Schlüsselkategorie müsste, damit sie alle Teilbereiche des Phänomens erfassen könnte, derart abstrakt sein, dass ihre inhaltliche Bedeutung mehr oder weniger gleich null wäre.

### 3.3 Der Kodiervorgang – ein Beispiel

Ich will in diesem Kapitel anhand eines Beispiels einen Eindruck davon vermitteln, wie sich das Kodieren einer Interviewpassage konkret abspielt und welche Dichte qualitative Daten haben können. Die Passage, die ich zu diesem Zweck ausgewählt habe, steht ganz am Anfang des ersten Interviews, das ich geführt habe – was an meiner nervositätsbedingten Übereifrigkeit beim Stellen der Frage ersichtlich sein dürfte. Ich kann mit diesem Beispiel weder eine inhaltlich perfekte, noch eine vollständige Analyse liefern (die darzustellen viel mehr Platz benötigen würde). Der Leser sei vielmehr dazu aufgefordert, selber mögliche Interpretationen „durchzuspekulieren“. Wie gesagt, geht es mir nur darum, einen Eindruck zu vermitteln.

Die Zahlen in Klammern sind Verweise auf die Interpretation, Namen von Codes und Kategorien habe ich in eckige Klammern gesetzt.

**Interviewer:** Ja, meine erste Frage ist, wenn Leute von Fremden reden oder von Ausländern, an wen denkst Du da konkret? Kannst Du, kannst Du mir da ein Bild zeichnen? Wer ist das für Dich, ein Ausländer?

**Hans:** Das sind einfach Leute, die aus andern Regionen kommen, die nicht in der Schweiz beheimatet sind (1). Die die Schweiz aufgesucht haben jetzt wegen dem Asyl oder wegen Arbeit (2). Im 1962 haben wir, glaube ich, die Schwarzenbach Initiative gehabt, weil wir viel zu viele Leute aus dem Ausland hinein geholt haben (3). Und was hat man hinein geholt? Leute mit niedrigem Bildungsstand (4). Das sind jetzt diese Leute, die mangels ihrer Bildung in der Arbeitslosenfürsorge hängen („hange tüend“)(5). Und die wir jetzt aushalten müssen, statt dass die, die sie hinein geholt haben, die Industriellen und die, dass die die Sache beglichen müssen (6).

- (1) Hans nennt in diesem Satz zwei Kriterien, die Eigenes von Fremdem unterscheiden: die geographische Herkunft („andere Regionen“) und die Zugehörigkeit („Heimat“). Was genau diese Zugehörigkeit bedeutet und wie sie entsteht, geht nicht aus dem Satz hervor. Es wäre aber sehr interessant, diese Frage anhand des weiteren Interviews zu klären: Was ist für Hans „Heimat“? Können und dürfen Ausländer irgendwann einmal in „seiner“ Heimat „beheimatet“ sein und wenn ja, unter welchen Bedingungen? Solche Fragen sollten in einem Memo zusammengefasst werden. Eine mögliche Kategorie für solche Äusserungen wären [*Eigen-Fremd-Unterscheidungen*]. Die

beiden Kodes würden also heissen: [*Eigen-Fremd-Unterscheidung: Geographie*] und [*Eigen-Fremd-Unterscheidung: Zugehörigkeit*].

- (2) Zwei Migrationsmotivationen werden hier unterschieden: Asyl (menschliche Not) und Arbeit (wirtschaftliche Not). Kategorie: [*Migrationsmotivationen*], Kodes: [*Migrationsmotivation: Asyl*] und [*Migrationsmotivation: Wirtschaft*]. Wieso wird diese Unterscheidung, die übrigens sehr verbreitet ist, gemacht? Was hat sie für eine Auswirkung auf die Einschätzung von Migranten? Ist die Unterscheidung angesichts der Realität überhaupt haltbar?
- (3) Zu viele Leute wurden hineingeholt, mit anderen Worten: es hat eine [*zahlenmässige Überfremdung*] stattgefunden. Der Satz enthält aber noch eine andere Komponente, die einen Hinweis auf das Politikverständnis von Hans gibt, im Sinne von: „weil wir ein Problem gehabt haben, haben wir eine Initiative gehabt...“. Überdies sagt Hans, dass die Ausländer nicht von selbst gekommen sind, sondern dass „wir“ sie hineingeholt haben [*Migrationsmotivation: hineingeholt*].
- (4) Eine negative Stereotypisierung: die „hineingeholten“ Ausländer (*Fremdgruppe: Migranten*) hatten alle einen tiefen Bildungsstand (Hans übersieht, dass dies einer der Gründe war, warum man sie als billige Arbeitskräfte rekrutieren konnte). Kategorie: [*Stereotypisierung*], Kode: [*Stereotypisierung: tiefe Bildung*].
- (5) Wieder eine negative Stereotypisierung: die „hinein geholten“ Ausländer „hängen“ jetzt in der Arbeitslosenfürsorge [*Stereotypisierung: arbeitslos*]. Dahinter steckt auch die Annahme, dass weniger gebildete Personen eher arbeitslos werden.
- (6) Mehrere Dinge klingen in diesem Satz an: 1) Hans empfindet die Unterstützung von Arbeitslosen als ein „aushalten“. Diesen Unwillen, „für andere zu zahlen“, der sich im weiteren Verlauf des Interviews noch wesentlich deutlicher zeigen wird, habe ich als Zeichen einer Haltung interpretiert, die ich als [*Empörung des Rechtschaffenen*] kodiert habe, einer Haltung nach dem Motto: „Ich habe mein ganzes Leben lang rechtschaffen und hart gearbeitet und mir wurde nie etwas geschenkt, also will ich jetzt auch nicht für die Kriminellen und das arbeitsscheue Gesindel aufkommen.“ Wesentlich interessanter als die Feststellung, dass es eine solche Haltung gebe, ist natürlich die Suche nach ihren Ursachen. Ich habe im Datenmaterial einige solche Ursachen ausfindig machen können, werde sie aber erst später vorstellen. 2) Die Industriellen sollen für den Schaden aufkommen, den sie durch das „Hineinholen“ von Ausländern angerichtet haben. Hans glaubt also, dass sie es waren, die vom Import billiger Arbeitskräfte profitiert haben, nicht er. Das Phänomen, dass die Industriellen (*Fremdgruppe: Industrielle*) für die hohen Immigrationsquoten verantwortlich gemacht werden, taucht in einigen Interviews auf. Oft nach dem Motto: „Die Dummen sind nicht die Ausländer, ich würde auch so handeln wie die, die Dummen sind die Schweizer, die sie hineinholen.“ Dieses Phänomen der Verschiebung eines Problems von einer negativ belegten Gruppe auf eine andere ist zentral, an ihm lassen sich viele Mechanismen der „Projektionskomponente der Entstehung von Fremdem und Anderem“ (siehe Kapitel 7.4) aufzeigen.

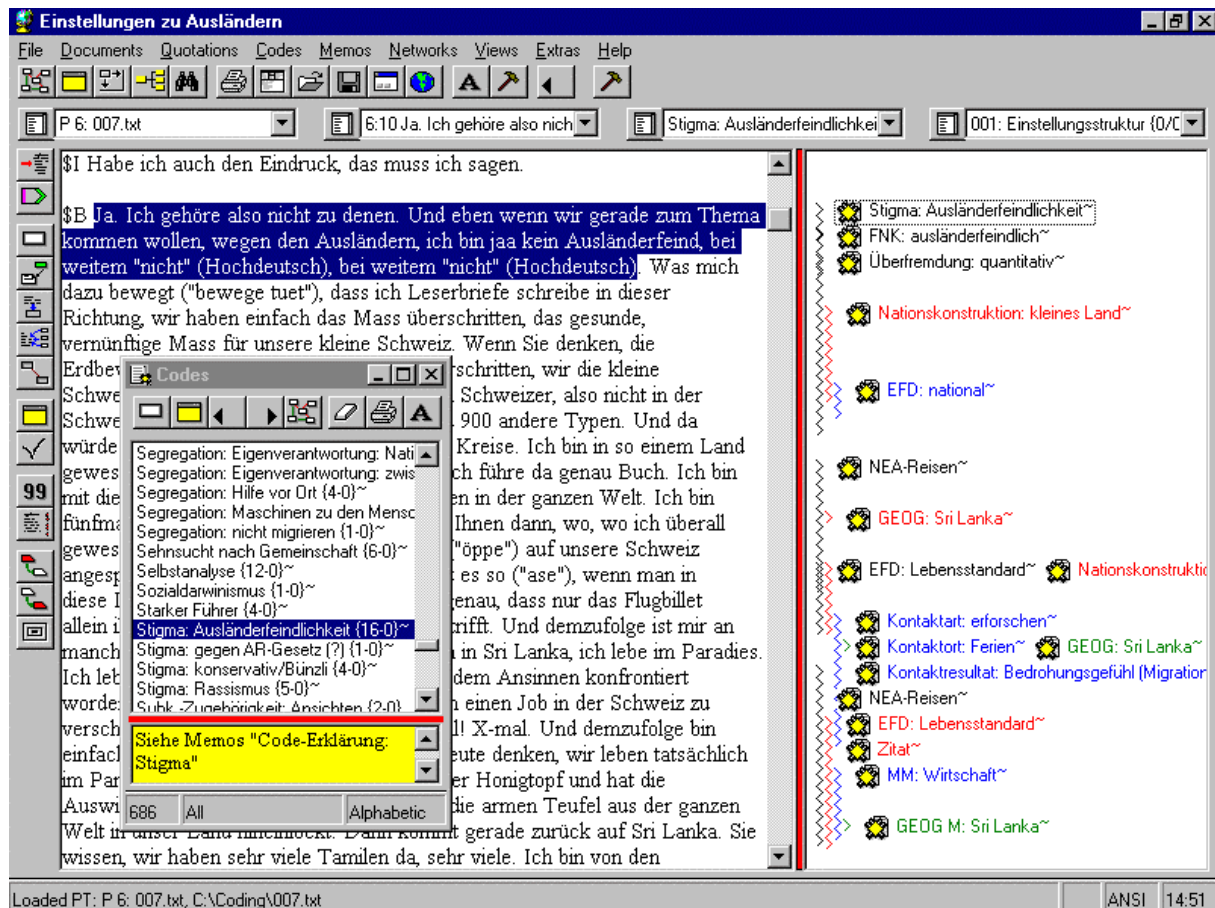
### 3.3 Qualitative Datenverarbeitung am Computer

Der Computer stellt für die qualitative Datenverarbeitung ein nur noch schwer wegzudenkendes Hilfsmittel dar. Qualitative Forschungsprojekte produzieren leicht Hunderte Seiten Text und Tausende Zitate und Kodes. Mit dem Computer können derart grosse Datenmengen effizient verwaltet werden. Gewisse Programme lassen sich für die qualitative Datenverarbeitung „zweckentfremden“, insbesondere Textverarbeitungsprogramme und verschiedene Typen von Datenbanken. Es gibt aber auch Programme, die spezifisch zu diesem Zweck konzipiert wurden. Zu den höchstentwickelten Vertretern dieses Typs gehören die sogenannten Theorieaufbau-Programme. Sie ermöglichen es ihrem Benutzer, in grösseren Textmengen manuell, oder mit Hilfe von Suchroutinen aufgrund von Schlüsselwortkombinationen, einzelne Passagen ausfindig zu machen, diesen Passagen Kodes zuzuordnen und Verknüpfungen zwischen den so vergebenen Kodes zu erstellen. Bekannte Theorieaufbau-Programme sind ATLAS/ti, NUD\*IST, AQUAD und HyperRESEARCH.

ATLAS/ti schien mir aus verschiedenen Gründen für meine Zwecke am besten geeignet. Über meine Erfahrungen mit diesem Programm will ich hier kurz berichten.

ATLAS/ti ist im Grunde genommen die spezialisierte Form einer relationalen Datenbank. Das Programm unterstützt vier Typen von Basisobjekten: **Primärdokumente**, in denen **Zitate** markiert werden können und **Kodes**, die diesen Zitaten zugeordnet werden können, sowie **Memos**. Jeder Instanz dieser Objekte können Kommentare beigefügt werden. Verknüpfungen zwischen den einzelnen Objektinstanzen lassen sich erzeugen und graphisch in Form eines Netzwerkes darstellen. ATLAS/ti bietet auch umfangreiche Funktionen zum Auffinden von Textpassagen und zur Verwaltung der erzeugten Objektinstanzen, zum Beispiel durch die Möglichkeit ihrer Zuordnung zu Objektfamilien. ATLAS/ti unterstützt nicht nur die Verarbeitung von textuellen, sondern auch von graphischen Dokumenten, sowie von Audiodaten. Alle Daten, die während eines Forschungsprojektes anfallen, werden in ATLAS/ti zu einer sogenannten „Hermeneutischen Unit“ zusammengefasst. Man kann sich eine solche Hermeneutische Unit als Dokumentationsnetzwerk vorstellen: fängt man an einem Ort an, zum Beispiel bei einer Theorie, die in einem Memo dargestellt wird, kann man über Verknüpfungen zu den relevanten Kodes und schliesslich zu den Daten gelangen, auf denen die Theorie basiert. Die intuitive Bedienbarkeit der Benutzeroberfläche von ATLAS/ti ermöglichte mir ein im grossen und ganzen befriedigendes Arbeiten mit diesem Programm, auch wenn ich nur einen Bruchteil seiner Funktionen in Anspruch nahm. Besonders beeindruckt hat mich die Tatsache, dass an jede erdenkliche Dateneinheit ein Kommentar angehängt werden kann. So konnte ich meine Ideen und Beobachtungen dort unterbringen, wo sie hingehörten.

Abbildung 1 zeigt eine Arbeitssitzung mit ATLAS/ti. Deutlich sichtbar sind: das Fenster mit dem Primärdokument, die „Randzone“ (margin area) mit den Kodes, sowie die Auswahllisten für die vier Objekttypen im oberen Teil des Bildschirms.



**Abbildung 1:** Arbeitssitzung mit ATLAS/ti

Die Verwendung von Programmen für die qualitative Datenverarbeitung bringt nicht nur Vorteile, sie birgt auch gewisse Gefahren. Einerseits basiert die Logik solcher Programme auf gewissen Annahmen über den qualitativen Forschungsprozess, meistens – wie auch im Fall von ATLAS/ti – auf der Grounded Theory. Sie sind also nicht für alle Forschungsansätze gleich geeignet und können im schlimmsten Fall den Forscher sogar zu einem Vorgehen verführen, das seinem Gegenstand nicht angemessen ist. Andererseits können die zum Teil sehr mächtigen Algorithmen zum Auffinden von Textpassagen eine oberflächliche, episodenhafte Analyse von Texten, ohne Berücksichtigung des gesamten Kontextes begünstigen.

## II. Teil: Resultate

## 4. Einleitung

---

Am 29. September 1998 stellte der brillante deutsche Dazudichter Max Goldt, bekannt für seine schonungslosen Darstellungen der „Mannigfaltigkeit der Mittel, mit der die Welt ihren Willen zur Unvollkommenheit zum Ausdruck bringt“,<sup>28</sup> im Zürcher Theaterhaus Gessnerallee einige seiner neusten Sprachkreationen vor. Bevor er mit dem Vortragen des fünften Textes jenes Abends begann, bemerkte er, dass dieser einige Seitenhiebe auf die Schweiz enthielte, die aber nur im Kontext zu verstehen seien. Hierauf erhob sich ein junger Mann aus den Zuschauerrängen – das Publikum in der Gessnerallee beeindruckt selten mit hochkultureller Besonnenheit – und rief laut: „Bravo, bravo!“ Max Goldt, ein trotz seiner Wortgewaltigkeit eher introvertiert wirkender Zeitgenosse, schüttelte den Kopf und richtete einige der wenigen ungeplanten Worte jenes Abends an den kritiklüsternen jungen Mann: „Ne, so geht das nicht.“ Er könne nicht verstehen, sagte er, warum es jemand im Vornherein toll finde, wenn sein Land schlecht gemacht werde. Doch dies sei ein Phänomen, das er in der Schweiz des öfteren beobachtet habe.

Rolf wohnt in einer Gemeinde, die mit zur Zeit rund 26 Prozent einen überdurchschnittlich hohen Anteil von Ausländern an der Wohnbevölkerung aufweist.<sup>29</sup> Er hat dort während mehrerer Jahrzehnte bei der Post gearbeitet, zuletzt als Dienstchef. Vor allem im Rahmen seiner Tätigkeit als Schalterbeamter kam er oft mit den Ausländern in seiner Gemeinde in Kontakt. Er half ihnen beispielsweise, Geld nach Hause zu schicken. Oft habe er für sie sogar „viel mehr“ als das, wozu er von Amtes wegen verpflichtet gewesen sei, getan. Seine Kontakte zu diesen Ausländern bewertet er durchwegs positiv:

Ich habe ein sehr gutes Verhältnis gehabt mit ihnen. Ich habe Türken kennengelernt, [...] das ist eine Familie gewesen, die haben uns auch besucht, die habe ich eingeladen zu einem Nachtessen.

Wichtigstes Hobby von Rolf ist das Reisen. Er hat in den letzten Jahrzehnten insgesamt über 610'000 Flugkilometer zurückgelegt. Am liebsten erforscht er auf eigene Faust die abgelegeneren Gebiete dieser Erde. Dort habe er immer gute Erfahrungen mit den Einheimischen gemacht. Doch nicht nur das, „ich habe mit den Ausländern immer, auch da in der Schweiz, sehr gute Beziehungen gepflegt“, betont er erneut.

Aufgrund der vorangehenden Beschreibung ergibt sich ein Bild von Rolf als einem Menschen, der ein durchaus positives Verhältnis zu den Ausländern in unserem Land hat. Nun ist da aber noch der Grund, weshalb ich Rolf interviewt habe: ich bin auf ihn aufmerksam geworden, weil im Tagesanzeiger ein Leserbrief von ihm veröffentlicht wurde, in dem er sich unter anderem gegen die „Möchtegernphilanthropen“ wandte, die mit ihrer „Blauäugigkeit“ das „überbordende Asylantenproblem“ in der Schweiz nicht zu lösen vermögen. Zu diesem Thema erklärt er mir folgendes:

---

<sup>28</sup> Goldt, M. (1995): *Die Kugeln in unseren Köpfen*. München: Heyne, S. 77.

<sup>29</sup> Quelle der Information: Angaben der Gemeindeverwaltung.



Was mich dazu bewegt, dass ich Leserbriefe schreibe in dieser Richtung, wir haben einfach das Mass überschritten, das gesunde, vernünftige Mass für unsere kleine Schweiz. Wenn Sie denken, die Erdbevölkerung, wir haben 6 Milliarden überschritten, wir die kleine Schweiz mit 7 Millionen. Das trifft auf jeden Schweizer, also nicht in der Schweiz selber, also weltweit, trifft das rund 900 andere Typen.

Rolf ist also jemand, der in einer Gemeinde mit einem weit überdurchschnittlichen Ausländeranteil lebt, der über diese Situation nur positives zu berichten weiss und der dennoch überzeugt ist, dass es in der Schweiz zu viele Ausländer gebe. Rolf ist sehr stolz auf die Schweiz, nennt aber nicht zuletzt die hohe Immigrationsquote als Grund für seine Besorgnis um unser Land. Der junge Mann in der Gessnerallee scheint gegenüber nationalen Werten hingegen dermassen skeptisch eingestellt zu sein, dass er jede Kritik an der Schweiz, sogar ohne ihre Formulierung gehört zu haben, für gut befindet. Beide Haltungen sind auf ihre Art rätselhaft, da sie offensichtlich nicht auf einer primären Ebene verstanden werden können – weder hat Rolf objektive Gründe, aus der hohen Immigrationsquote eine Gefährdung für die Schweiz abzuleiten (seine Erfahrungsrealität widerspricht dieser Annahme sogar), noch kann dem jungen Mann die Schweiz etwas dermassen Schlimmes angetan haben, dass er sie *a priori* ablehnen müsste. Der Schlüssel zum Verständnis solcher Aussagen muss offensichtlich weniger bei ihrem objektiven Inhalt, als in der Denkstruktur der Personen gesucht werden, von denen sie stammen.

Weshalb erwähne ich hier beiden Aussagen, wo doch anscheinend nur die von Rolf etwas mit Einstellungen zu Ausländern zu tun hat? Einerseits sicher, weil ich vom Anfang meiner Untersuchung an das Gefühl hatte, dass solche Aussagen einen Zusammenhang miteinander haben müssen – geht es nicht in beiden um Einstellungen zu etwas „Eigenem“? Bei Rolf scheinen diese Einstellungen unter gewissen Umständen eine Ablehnung von Ausländern zu bewirken. Doch lehnt der junge Mann nicht auch etwas ab? Sind vielleicht die Schweiz-liebenden „Rolfs“ für ihn das, was die „Ausländer“ für Rolf sind: eine Antithese, gegen die er seine eigene Existenz aufrichtet?

Es sind Rätsel, wie die von Rolf und vom jungen Mann und – teils krause – Spekulationen in der Art der eben angedeuteten, die mich bei der Analyse der Interviews zu dieser Arbeit geleitet haben. Jedesmal, wenn ich auf ein solches Rätsel gestossen war, dachte ich mir jeweils: „Wenn ich *darauf* eine Antwort finde, die auch noch mit meinen Daten übereinstimmt, dann bin ich ein grosser Schritt weitergekommen.“ Ich fand im Verlaufe der Zeit einige Antworten, einige Rätsel blieben aber auch ungelöst. Bei der Darstellung meiner Resultate habe ich versucht, so viele Antworten wie möglich zu geben, ohne aber die ungelösten Fragen auszublenden. Gerade solche ungelöste Fragen riefen bei mir oft das Bedürfnis hervor, aus der umfangreichen Literatur zu meinem Forschungsgebiet zu zitieren. Ein nachträgliches „Aufpfropfen“ von fremden Theorien auf die von mir analysierten Daten hätte aber dem Hauptziel meiner Arbeit – der Gewinnung von Erkenntnissen *aus* dem Datenmaterial – widersprochen. Aus diesem Grund enthalten die folgenden Ausführungen eine für wissenschaftliche Arbeiten aussergewöhnlich geringe Zahl von Bezügen zu bestehender Literatur. Manche Abschnitte mögen dadurch etwas ungewohnt erscheinen, dafür bin ich zuversichtlich, nach bestem Wissen und Gewissen nur über Dinge gesprochen zu haben, die mir in der Realität, wie sie sich mir in meinen Interviews offenbart hat, tatsächlich begegnet sind – dass vieles, was ich früher gelesen habe, meinen Blick für diese Realität geschärft hat, will ich freilich nicht abstreiten.

Zwar mag die folgende Abhandlung wenige Bezüge zu bestehender Literatur enthalten, um so zahlreicher sind dafür Auszüge aus meinen Interviews vertreten – aus diesem Grund erhält der Text abschnittsweise einen etwas essayistischen Anflug. Qualitativen Daten kann man nicht in allen Fällen mit der Form eines streng wissenschaftlichen Traktates gerecht werden.

Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts hat in der Soziologie ein Prozess der Szientifizierung stattgefunden. Die Wissenschaft hat sich von den Formen geisteswissenschaftlichen Denkens insgesamt und von literarischen Erzählungen insbesondere abgewandt und sich hin zu einer exakten Darstellungsweise nach dem Modell der Naturwissenschaften orientiert.<sup>30</sup> Aus dieser Zeit rührt wohl die panische Angst – viele Soziologen hegen sie noch heute – vor der „bedrohlichen Nähe“ (Lepeniés) zur Literatur, in die die Soziologie rückt, wenn sie diese Orientierung aufgibt. Als historisch bewusster Mensch frage ich mich freilich, wo denn all die Soziologen gewesen seien, als es die Literatur schon längst gab. Wäre nicht mancher grosse Literat auch ein guter Soziologie gewesen? Das umgekehrte lässt sich leider nicht behaupten: schon oft habe ich bei der Lektüre endloser Schlauchsätze in einem soziologischen Standardwerk gequält ausgerufen: „Ich will mehr Literaten in der Soziologie!“ Ist die negative Einstellung mancher Soziologen zur literarischen Form der Wissensdarstellung vielleicht nur eine gehobene Abart des „Paki-Bashing“ der englischen Skinheads („Die Pakis nehmen uns unsere Frauen weg!“, „Die Literaten klauen uns alle schönen Sätze!“)? Doch Spass beiseite: Gesehenes und Gehörtes darzustellen ist noch keine Wissenschaft. Dennoch will ich mich auf den folgenden paar Seiten in die Lepeniésche Nähe begeben,<sup>31</sup> sei sie nun bedrohlich oder nicht, und die Personen beschreiben, die ich für diese Arbeit interviewt habe. Meine Personenbeschreibungen sind denen gewidmet, die mich bei meiner Arbeit unterstützt haben, indem sie mir ihre Zeit und ihr Interesse entgegenbrachten. Mit ihrer Beschreibung will ich erreichen, dass sie im darauf folgenden, analytischen Teil meiner Arbeit Persönlichkeiten bleiben und nicht zu anonymen „Vpn“ verkommen. Nach den Personenbeschreibungen werde ich zum „prosaischeren“ Kern meiner Arbeit, zur Beschreibung der Phänomene des Eigenen, Anderen und Fremden, kommen.

---

<sup>30</sup> Garz und Kraimer (1991, S.4).

<sup>31</sup> Auch wenn ich mir dabei auf meine literarischen Fähigkeiten nicht allzuviel einbilde.

## 5. Die Gesprächspartner

---

### 5.1 Hans

Hans<sup>32</sup> gehört zu den Menschen, die zwar mit verhaltener Stimme, dafür aber mit um so grösserer Konsequenz auf Anstand, Recht und Ordnung pochen, wenn im Zug jemand seine Füsse auf den gegenüberliegenden Sitz gelegt hat. Hans ist fast alles fremd und Feind, was nicht zu seinem persönlichen Umfeld gehört. Die „linke Hundsware“ im Kulturzentrum „Rote Fabrik“ in Zürich genauso, wie die „schwule Oberschicht“, die England im Krieg an Russland verraten haben soll. Das „gewöhnliche Volk“, das einfach „dumm ist, einfältig dumm“ (es wählt immer wieder die falschen Politiker) nicht weniger, als die Drogenabhängigen, die man „einklemmen“ sollte, bis sie entweder „wegkommen“ oder „verrecken“ (Er verabscheut auch Menschen, die „Erbarmen haben mit allem“). Hans macht sich Sorgen über die schlechten Zeiten, in denen wir heute leben, über die „Verluderung“, der alles anheimfalle, über die vielen Ausländer in der Schweiz, die steigende Kriminalität und die Bedrohung unserer Heimat von allen Seiten. Er vertritt seine Abscheu gegenüber allem nicht-Eigenen mit missionarischem Eifer. Die Kontakte zu ihm werden oft davon dominiert. Gelingt einem jedoch das Kunststück, ihm den Eindruck zu vermitteln, man stehe auf seiner Seite (indem man ihm nichts entgegnet, wenn er sich ereifert, oder indem man nur zustimmende Laute von sich gibt), wird Hans zum warmherzigen und verständnisvollen Grossvater, zum menschenfreundlichen Onkel.

Hans, verheiratet und Vater von drei Kindern, ist in den frühen '20er Jahren geboren. Er hat den Krieg teilweise im Aktivdienst miterlebt und danach bis zu seiner Pensionierung bei der Kantonspolizei Zürich im Erkennungsdienst gearbeitet. In seiner Freizeit reist er gerne, zuletzt war er in Frankreich, Italien, Spanien und auf Kreta. Auf seinen Reisen schaut er sich „die Sachen“ an und er redet mit „diesen Leuten“. Seine Reiseerfahrungen seien „immer sehr nett gewesen, und alles gut gewesen.“ Hans informiert sich gerne durch Zeitungen, oder durch Radio und Fernsehen, nur „musst Du eben dort schauen, dass Du nicht manipuliert wirst“. Hans wählt die Schweizer Demokraten und schätzt Christoph Blocher. Sein Leibblatt ist die „Schweizerzeit“, weil dort steht, „was für unsere Heimat gut ist“. Wichtige Werte von Hans sind Arbeitsamkeit, Rechtschaffenheit, Pünktlichkeit, Ehrlichkeit und kritisch-informiertes Denken, sowie unsere Heimat und ihre Verteidigung.

### 5.2 Werner

Das Haus von Werner ist sehr „schweizerisch“-gemütlich eingerichtet: mit Stühlen, Tischen und Kommoden im geschnitzten Chaletstil. Die Schweizerfahne im Vorgarten sieht man schon von weit her, ebenso das riesige, selbstgebaute Windrad. Werner empfängt mich sehr freundlich. Auch während des ganzen Interviews behält er stets ein Lächeln auf den Lippen, sogar wenn er sich über Missstände in der Schweiz bitter beklagt. Während ich meine Dokumente auspacke, liest er demonstrativ den „Blick“. Er habe „sein Pensum“ an Zeitungen heute noch nicht hinter sich gebracht, teilt er mir mit.

---

<sup>32</sup> Hans ist ein entfernter Verwandter von mir, deshalb konnte ich über ihn mehr in Erfahrung bringen, als über meine restlichen Interviewpartner.

Werner, geboren anfangs der '40er Jahre, ist bei einem grösseren Schweizer Betrieb als Mechanikermeister angestellt. Mit 29 Jahren hat er geheiratet („so nach Plan, oder, wie ich mir immer gesagt habe, mit 29 heirate ich dann, oder.“). Seine Freizeit verbringt er unter anderem mit seinem Hobby, dem Bau von Windrädern, und mit seiner Familie: er ist Vater von zwei erwachsenen Töchtern. Das Haus, in dem er wohnt, hat er mit seinem „Fraueli“ zusammen selbst gebaut.

Werner fühlt sich der Schweiz verbunden, er habe „dieses Land“ gern, „allerdings nicht mehr so, wie es heute ist, oder? Für mich ist das Land schon fast kaputt.“ Ihm macht Sorgen, dass die Menschen nur noch für sich selbst schauen, ohne auf zwischenmenschliches zu achten, dass überlieferte Werte verloren gehen, dass eine „gigantische Umwälzung“ stattfindet. Doch vor allem beschäftigt ihn der Zustand unseres Wirtschaftssystems: die Produktions- und Lebenshaltungskosten seien zu hoch, findet er, und viele Arbeitsplätze seien bedroht. Dies alles sei die Folge eines kontraproduktiven „Wachstum bis zum Geht nicht mehr“, das die „hohen Herren Professoren“ und andere Mächtige heute noch befürworten würden. Folge eines Wachstums, das auch auf dem konsequenten „Hineinholen“ von billigen ausländischen Arbeitskräften basiere. Von Leuten, die, wie Werner seit seinen Aufenthalten als Entwicklungshelfer in Afrika und in Asien zu wissen glaubt, die „schlimmsten Typen von diesen Ländern“ seien.

### 5.3 Carmen

Carmen, geboren 1973, arbeitet bei einem Schweizer Verlagshaus als „Lehrling“. Zur Zeit mache ihr dieser Beruf „nicht so super Spass, darum ist [er mir] auch nicht so wichtig“. Sie trägt sich mit dem Gedanken, nach Frankreich zu gehen, um dort ein Psychologiestudium zu beginnen. In ihrer Freizeit macht sie Musik, spielt Theater und tanzt Flamenco. Früher besuchte sie „recht intensiv“ Sprachkurse: Tschechisch, Spanisch „und die üblichen Sprachen, also Italienisch, Französisch, Englisch“. Carmen bringt Anders- und Fremdartigem viel Toleranz und Interesse entgegen. Ihr Verständnis hat aber dann ein Ende, wenn Menschen aggressiv werden. Aggressiven Menschen sind für sie „die Autonomen“ oder „die kettenschwingenden Skinheads“. Besonders stark lehnt Carmen eine Kombination von Aggressivität und Machismo ab. Verkörperung dieser „unguten“ Eigenschaften sind für sie „männliche Jugoslawen in Gruppen“. Diese finde sie „etwas Ätzendes, als Frau“.

Carmen findet es wichtig, einen Kreis von Freunden um sich zu haben, „wo Du auch ein wenig gleiche Ideen hast und eventuell Projekt oder Sachen zusammen machen kannst“. Beruflich würde es ihr keinen Spass machen, ein Leben lang „Ordner irgendwie abzukopieren, einer nach dem anderen“. Aus diesem Grund, sagt sie, müsse man „so irgendwie eine gewisse Kompetenz erlangt auf einem Gebiet, das man halt gewählt hat und dort wirklich auch etwas kann und dafür eigentlich geschätzt wird“. Carmen ist in Zürich aufgewachsen. Ihr Vater ist Bauernsohn aus dem Kanton Uri, was ihr in der Schweiz „schon so fast noch ein wenig Wurzeln“ gebe, oder zumindest ein „positives Verhältnis“ dazu, Schweizerin zu sein.

## 5.4 Guillaume

Die Personenbeschreibung von Guillaume ist etwas länger gehalten, als die der übrigen Interviewpartner. Sie gliedert sich in zwei Teile: im ersten Teil beschreibe ich Guillaume auf dieselbe Art, wie ich dies auch für die anderen Personen tue. Im zweiten, ebenfalls grösstenteils deskriptiven Teil stelle ich Ansichten von Guillaume dar, die mir zwar für das Thema des Eigenen und des Fremden relevant erscheinen, die aber wegen ihrer „Aussergewöhnlichkeit“ aus dem Rahmen meiner späteren Analyse gefallen sind. Es handelt sich dabei jedoch nur um einen Teil von Guillaugumes Ansichten, ein anderer Teil davon wird im Rahmen meiner Analyse sehr wohl noch zu besprechen sein. Das Interview mit Guillaume habe ich auf Französisch geführt. Die Zitate, die ich im folgenden wiedergebe, habe ich ins Deutsche übersetzt, sofern sie nur einige Worte umfassten. Längere Zitate habe ich in der Originalsprache in meinen Text aufgenommen, ihnen aber jeweils eine Übersetzung als Fussnote beigefügt.

Guillaume, gross und muskulös, ist eine mächtige Erscheinung. Er behielt während des Gesprächs mit mir stets ein Lächeln auf den Lippen. Ob dieses nur Ausdruck einer gewissen Schüchternheit, oder ob es eine kalkulierte Aussage im Sinne von „wir Skins sind doch ganz lieb, oder?“ war, wurde mir allerdings nie ganz klar.

Guillaume, geboren 1969, ist Präzisionsmechaniker von Beruf und Feldweibel in der Schweizer Armee. 1988 ist er „als Folge einer langen Entwicklung“ der Skinhead-Bewegung beigetreten. Er habe sich damals vor allem zu den Skins hingezogen gefühlt, sagt er, weil diese Werte vertreten würden, die ihm wichtig seien: Treue, Ehre und Ehrlichkeit. Zur Zeit ist er Mitglied der Neuenburger Sektion der Hammerskins. Die Bewegung nimmt einen überaus wichtigen Platz in seinem Leben ein, sowohl zeitlich, als auch intellektuell und emotionell. Guillaume sieht sich als Skin und als stolzes Mitglied der europäischen (weissen) Rasse. „Physische Stärke“ und eine „gute Allgemeinbildung“ seien wichtig für das Alltagsleben, sagt er. Gemäss dieser Überzeugung gestaltet er seine Freizeit: er treibt viel Sport, liest viel und setzt sich intensiv mit der Ideologie der Skinhead-Bewegung, sowie mit dem Zustand und der Kritik unseres politischen, ökonomischen und sozialen Systems auseinander. Entsprechend artikuliert sind seine Aussagen.

Guillaume hat sich aus verschiedenen Ideologiefragmenten, insbesondere aus dem neonazistischen und dem kommunistischen Denken, mit einer vermutlich<sup>33</sup> beträchtlichen Eigenleistung, ein komplexes, kohärentes und selbstsuffizientes Weltbild aufgebaut. Er sieht die Gesellschaft als Raum, wo verschiedene Gruppen von Personen mit verschiedenen Zielen und Ideologien um Macht und Einfluss kämpfen. Die Skins sind eine dieser Gruppen. Zur Zeit haben sie keine Definitionsmacht darüber, was gesellschaftlich akzeptable Ansichten sind und was nicht. Sie sind deshalb von ihrer Ideologie her nicht in die Gesellschaft integrierbar.

Die Ansichten von Guillaume weichen relativ stark vom ursprünglichen, nationalsozialistischen Gedankengut, das seine Wurzeln im Denken des frühen 19. Jahrhunderts hat, ab: biologisch-rassische Konzepte, die Superiorität einer Rasse und der Antisemitismus treten in seinem Weltbild zugunsten

---

<sup>33</sup> Diese, meine Ansicht beruht auf einem Vergleich des Denkens von Guillaume mit den Ansichten von zahlreichen, auf dem Internet vertretenen Gruppen der Spektren „White Supremacy“, „Racism“, „Neo-Nazism“, „Antisemitism“, „Holocaust Denial“ und „Christian Identity“. Siehe

kulturell-ethnischer Konzepte und der Gleichwertigkeit der Rassen zurück. Diese Rassen können aber ein lebenswertes, soziales, politisches und ökonomisches System nur für sich alleine realisieren, indem sie auf überlieferte kulturelle Werte zurückgreifen. Diese Werte gehen verloren, wenn sich die Rassen vermischen, es entstehe „etwas Künstliches“. Guillaume unterscheidet drei Rassen: die europäische, die asiatische und die afrikanische. Das Konzept der „Nation“ bedeutet ihm nichts, konsequenterweise setzt er sich daher für eine kulturelle Integration Europas ein. Er zitiert hierzu den in neonazistischen Kreisen bekannten, französischen Schriftsteller Drieu la Rochelle: „Un peu d’histoire divise les Européens, mais beaucoup d’histoire les unit.“<sup>34</sup> Den europäischen Wirtschaftsraum erachtet er allerdings als „Häresie“, in Entsprechung zu seiner allgemeinen Ablehnung des kapitalistischen Wirtschaftssystems.

Im Denken von Guillaume gibt es zwei dominierende Kriterien für die Bildung von Gruppen: das der Rasse (europäische, asiatische und afrikanische Rasse) und das der Macht: (die Regierung, die „Wirtschaftsbosse“, die Immigranten, die Skins etc.). Die Rassen kämpfen untereinander um Macht und Einfluss, dies aber nur, falls sie auf demselben Territorium miteinander in Kontakt kommen, was sich durch geographische Segregation vermeiden lässt. Die Gruppierungen der Macht kämpfen innerhalb des gesellschaftlichen Umfeldes einer Rasse um Macht und Einfluss.

Der Kampf um Macht und Einfluss, sowohl zwischen den Rassen, als auch innerhalb der Rassen, muss gemäss den Überzeugungen von Guillaume ein fairer sein, ein Kampf zwischen gleichwertigen Gegnern, die alle dasselbe Anrecht auf die Erreichung des ultimativen Zieles haben. Der Kampf *zwischen* den Rassen ist in seinen Augen nicht nötig, solange eine Rassensegregation aufrecht erhalten werden kann. Der Kampf *innerhalb* einer Rasse ist hingegen unvermeidlich.

Guillaume opponiert gegen viele Elemente des aktuellen Systems. Er sieht die Demokratie als eine Herrschaftsform des „*status quo*“, wo es „niemandem richtig schlecht geht, aber auch niemandem richtig gut“. Die Demokratie sei eine Ideologie der Mächtigen (zwecks Erhaltung ihrer Macht) unter anderen, wie dies auch der Kommunismus oder der Faschismus seien, sagt er. Er sieht sich als jemanden, der das erkannt hat und der dagegen ankämpft. Er ist sich bewusst, dass er dabei am kürzeren Hebel sitzt.

Auch das kapitalistische Wirtschaftssystem wird von Guillaume stark negativ bewertet: es sei dominiert von materialistischen, egoistischen Personen, die das Volk ausbeuteten. Er sehe aber dennoch Möglichkeiten, sich darin ein Auskommen zu verschaffen.

Guillaume wünscht sich eine Welt, in der Chancengleichheit herrscht, in der es gute Chefs und benevolente Führungseliten (oder gar einen starken Führer) gibt. Er verteidigt ein politisches, soziales und ökonomisches System, das seiner Ansicht nach den Menschen *das* geben könnte, was ihnen das heutige System aufgrund seiner Fehler nicht geben kann.

Ich hatte den Eindruck, dass Guillaume dazu tendiere, aggressive Elemente seines Denkens zumindest verbal „auszulagern“, indem er zum Beispiel sagt, „es könnte sein, dass gewisse Leute in gewissen Situationen, oder in der Zukunft auf gewaltsame Mittel zurückgreifen“ (um ihre Kultur zu verteidigen).

---

<http://www.hatewatch.org/> für eine umfassende Systematisierung und Beschreibung von extremistischen Gruppen mit Internetpräsenz.

<sup>34</sup> Wenig Geschichte trennt die Europäer, aber viel vereint sie.

Er vertritt eine abgewandelte Form der revolutionären Endzeitvision, die ein wichtiger Bestandteil neonazistischen Denkens ist: die Vorstellung, dass die heutige Situation unweigerlich in einen totalen Showdown (Krieg) zwischen den Rassen münden werde, nach dessen Ende die Gesellschaft neu aufzubauen sei. Die Skins sehen ihre Aufgabe darin, sich auf diesen Krieg und auf den Wiederaufbau der Gesellschaft danach vorzubereiten. Diese Art von Denken geht teilweise auf die „Christian Identity“-Bewegung, sowie auf die „Turner Diaries“<sup>35</sup> zurück und war ursprünglich eine Ableitung der biblischen apokalyptischen Visionen. Der Inbegriff des Bösen verschob sich von Satan auf die anderen Rassen, insbesondere auf die Juden. Der finale Kampf zwischen gut und böse wurde zum finalen Kampf zwischen den Rassen. Erstaunlich ist die Wendung, die Guillaume dieser Vision gibt: er kann sie erhalten, ohne die anderen Rassen zum Inbegriff des Bösen zu stilisieren. Das folgende, längere Zitat soll seine diesbezüglichen Ansichten belegen und illustrieren:

C'est pas tant un problème de politique qu'un problème de mentalité maintenant. Je crois qu'il faudrait d'abord commencer par changer la, la mentalité des gens, mais je pense pas qu'on puisse y arriver dans ce système-là, dans le système qu'on a actuellement en Suisse et en Europe. Je crois que on, on va de plus en plus vers un, vers de plus en plus grandes tensions au niveau social d'abord, je pense qu'elles sont d'abord sociales, et ensuite au niveau ethnique et que finalement maintenant, je crois que les choses, le, le, la situation est peut-être pas perdue, mais on est allé trop loin, on peut plus revenir et essayer de changer le système, la machine est déjà en route [...]. Nous, nous attendons parce que nous savons que ces grandes tensions vont arriver et que finalement ça va se terminer un jour par une guerre civile, mais je dirais générée dans tous les états occidentaux, entre les blancs [...] et les personnes des autres ethnies. Et simplement, nous, on attend et on est prêts à [...] se défendre, à défendre justement cette culture, cette tradition européenne et que une fois que ceci sera terminé, là, on pourra reconstruire quelque chose sur des nouvelles bases. Mais je crois qu'on peut pas [...] retaper une maison en redonnant un coup de peinture sur les murs ou bien en bouchant les trous. Je crois qu'il y a un jour où la maison, il faut la raser et puis il faut reconstruire quelque chose de, de neuf dessus. Donc c'est, c'est là, c'est vers ceci qu'on s'avance, je dirais, et c'est simplement notre but à nous de nous préparer, pour être simplement prêts à défendre nos idées, le, le jour où, ma foi, la confrontation finale arrivera.<sup>36</sup>

---

<sup>35</sup> Vergleiche hierzu Minges (1994).

<sup>36</sup> Es ist weniger ein politisches Problem, denn eine Frage der Mentalität. Ich glaube, dass man zuerst die Mentalität der Leute ändern müsste, denke aber nicht, dass einem dies innerhalb des Systems, das wir zur Zeit in der Schweiz und in Europa haben, gelingen kann. Ich glaube, wir gehen mehr und mehr auf grosse Spannungen zu, zuerst im Bereich des Sozialen, ich glaube, diese Spannungen sind zuerst sozialer Art, später im Bereich des ethnischen und schlussendlich, ich glaube, dass die Sache, die Situation ist vielleicht nicht verloren, aber wir sind zu weit gegangen, man kann nicht zurückbuchstabieren und versuchen, das System zu verändern, die Maschine ist bereits am Laufen [...]. Wir, wir warten, weil wir wissen, dass diese grossen Spannungen kommen werden und dass dies letztendlich in einen Bürgerkrieg münden wird, ich würde sagen in allen Staaten des Okzidents, zwischen den Weissen [...] und den Personen der anderen Ethnien. Und wir, wir warten einfach und sind bereit, [...] uns zu verteidigen, genau diese Kultur, diese Europäische Tradition. Und eines Tages, wenn es zu Ende sein wird, dann wird man etwas auf einer neuen Basis aufbauen können. Aber ich glaube, dass man ein Haus nicht immer reparieren kann, indem man die Mauern neu streicht und die

## 5.5 Rolf

Über Rolf habe ich in der Einleitung zum Resultateteil dieser Arbeit schon einiges erzählt, viel beabsichtige ich dem nicht mehr hinzuzufügen.

Rolf ist anfangs der '20er Jahre geboren, verheiratet, Vater von zwei Töchtern und einem Sohn. Ursprünglich war er gelernter Gärtner, arbeitete dann aber bei der Post als Briefbote und – nach einer zweijährigen Lehre – als diplomierter Postbeamter am Schalter, später als Dienstchef. Rolf wirkt sehr jugendlich, fast ein wenig jungenhaft. Seine Hobbys, nebst dem Reisen, sind das Fotografieren (an den Wänden seiner Wohnung hängen zahlreiche Fotos aus aller Welt), sowie das Schreiben von Reiseberichten und Leserbriefen.

Nach dem Interview habe ich mich mit Rolf noch während fast anderthalb Stunden unterhalten. Er freute sich sehr darüber, dass sich ein „junger Typ“ wie ich für seine Meinung interessiere und fragte mich auch rege nach meinen eigenen Ansichten. Während dieses Gesprächs wirkte er wesentlich offener, als während des eigentlichen Interviews. Sichtlich gelöst wurde er, als ich – nicht ohne Hintergedanken – betonte, dass auch mich einige Dinge in der Schweiz stören würde („z.B. das Verhalten von Pipilotti Rist“). Von diesem Moment an drückte Rolf seine Ansichten mit wesentlich weniger Schärfe aus, als er dies während des Interviews getan hatte.

## 5.6 Fritz

Fritz ist ein informierter, kritisch und unabhängig denkender Zeitgenosse. Er bezeichnet sich selber als „grosser Bücherleser“. Ganz besonders interessieren ihn geschichtliche Zusammenhänge, so zum Beispiel die Frage, weshalb der Nationalsozialismus jemals in Europa Fuss fassen konnte. In England, wo er einen dreijährigen Arbeitsaufenthalt verbrachte, hatte er sich den Propagandafilm zum Nürnberger Parteitag 1936, „Triumph des Willens“ von Leni Riefenstahl angesehen. Eine „Gänsehaut“ habe er bekommen, als er die „Herrschaften“ gesehen habe, und „der Hitler und so“. Fritz kann nicht begreifen, warum dieser Film damals in der Schweiz verboten war. „Haben sie Angst vor einem solchen Film?“ „Jeder hat doch einen Denkkaparat“, ist er überzeugt, „wo er sich überlegen kann und kann doch sagen, ja aber Du, mein Gott Du, nein, also, wieso können die dem auf solche Weise zujubeln. Das ist ja furchtbar.“ In diesem Sinne kann Fritz auch nicht nachvollziehen, warum es in der Schweiz ein Antirassismugesetz gibt. Manchmal hat er Angst: „sobald man nur irgend etwas sagt, dann heisst es gerade: ‚Faschist! Rassist!‘“ Dabei sei er doch sicher kein Rassist, er sei ja selber öfters im Ausland gewesen, er habe tonnenweise Material eigenhändig nach Afrika verschickt und er habe sogar einmal ein ungarisches Flüchtlingsehepaar in seiner Zweieinhalbzimmerwohnung beherbergt. Die Schweiz habe immer eine Zuwanderung gehabt, aber heute seien es einfach zahlenmässig zu viele,

---

Löcher stopft. Ich glaube, dass man dieses Haus eines Tages abreissen muss, um an dem Ort etwas Neues aufzubauen. Dort hin bewegen wir uns also, und es ist einfach unser Ziel, uns vorzubereiten, um einfach bereit zu sein, unsere Ideale zu verteidigen, an jenem Tag, wo, wie soll ich sagen, die finale Konfrontation ihren Lauf nehmen wird.



die kämen. Dies stelle eine Gefahr für unser kulturelles und politisches System, für unsere Eigenart dar.

Fritz ist in den späten '20er Jahren geboren und seit 46 Jahren verheiratet. Die audiovisuelle Gestaltung ist ihm Beruf und Hobby zugleich, auch wenn er jetzt, nach seiner Pensionierung, nur noch zu ca. 20 Prozent arbeitet. Reich sei er mit diesem Beruf nicht geworden, doch habe es ihm stets Spass gemacht. Fritz hat mit seinem Beruf, seiner Frau und seinen Hobbys einen kleinen, privaten „Garten“, wo er sich wohl fühlt. Die Entwicklungen im Zusammenhang mit unserer Nation, unserer Gesellschaft und unserer Umwelt stimmen ihn aber „sehr pessimistisch“. Eigentlich könne es ihm ja gleich sein, was in der Zukunft geschehe, denn dann schaue er ja „die Radieschen von unten an“, trotzdem sei es ihm nicht gleich: „Ich möchte der nachkommenden Generation noch so ein Land weitergeben können, wie ich es für lebenswert anschaue, wie ich es eben gehabt habe.“

## 5.7 Stefan

Stefan, geboren 1979, wirkt für sein Alter ungewöhnlich erwachsen und seriös. Sein politisches Bewusstsein und seine Fähigkeit, komplexe Zusammenhänge zu erfassen, haben mich erstaunt. Er will weiter denken, als dies der Durchschnitt tut. Er findet es wichtig, dass Menschen die Folgen ihres Handelns in grösseren Zusammenhängen sehen, dass sie nicht nur für sich selbst schauen. Ein Möglichkeit, auf solche Zusammenhänge Einfluss zu nehmen, sieht Stefan in der politischen Beteiligung. Um so mehr stört ihn, dass in der Schweiz viele, vor allem junge Leute, nicht mehr von unserem „genialen“ politischen System Gebrauch machen, dass sie nicht mehr abstimmen gehen. Doch nicht nur von dieser Seite glaubt er eine Gefährdung der Politik ausgemacht zu haben: er befürchtet auch, dass die Globalisierung der Wirtschaft Strukturen produzieren wird oder schon produziert hat, die sich dem Einfluss der Politik entziehen können.

Ich schrieb Stefan an, weil im Tagesanzeiger ein Leserbrief erschienen war, in dem er die rasche Ausschaffung von kriminellen Asylanten forderte. Dies seien Leute, erklärte er mir dazu, die die nötige Dankbarkeit und Bescheidenheit gegenüber ihrem Gastland nicht aufbringen würden, die es also nicht verdient hätten, bei uns bleiben zu dürfen. Stefan ist sich bewusst, dass manche Menschen nicht von sich aus kriminell werden, sondern zum Beispiel, weil sie in einer unterprivilegierten Situation leben müssen. Dennoch kann er nur schwer verstehen, warum jemand ein Verbrechen begeht, oder warum er sich so verhält, dass er seine Mitmenschen oder die Gesellschaft schädigt – sei er nun ein Ausländer oder ein Schweizer. Man könne doch, wenn man sich etwas zusammennehme, „anständig“ durchs Leben gehen und trotzdem Spass daran haben.

Stefan, kaufmännischer Angestellter in einem Treuhandbüro, bildet sich in seiner Freizeit mit Bücher- und Zeitungslektüre weiter. Er spielt auch gerne Fussball, oder er geht im Wald nahe des Bauernhofes seiner Eltern joggen. Abends hat er des öfteren kleinere Engagements als Techno- und Hip Hop-DJ.

## 5.8 Marius

Marius gab vor sechzehn Jahren seinen Beruf als Werber auf und ging in die Jugendarbeit. Er tat dies unter anderem, weil er nicht mehr zu den Produkten stehen konnte, mit deren Vermarktung er beauftragt war. Werbeaufträge von Banken seien dies gewesen, oder von chemischen Firmen, die Pestizide in Drittweltländer exportieren wollten. Er habe „immer ein bisschen Mühe gehabt, für diese Leute irgendwelche Werbung zu machen.“ Seit nunmehr acht Jahren betreut Marius zusammen mit seiner Ehefrau ein Jugendhaus in der Agglomeration von Basel. In unmittelbarer Nähe zu diesem Jugendhaus befindet sich ein Wohnheim für Asylbewerber. Marius hat fast täglich Kontakt mit der stetig wechselnden Bewohnerschaft dieses Heimes. Er mache dabei Erfahrungen, die „durchwegs nicht immer positiv“ seien. Vor einigen Jahren seien es türkische Jugendliche gewesen, die mit „Diebstahl, Erpressung, Geld wegnehmen, Zigaretten wegnehmen, und auch Tötlichkeiten, also mit Messer bedroht, mit zusammengeschlagen, blutige Lippen geschlagen und Velo geknackt“ die ortsansässigen Besucher aus dem Jugendhaus vertrieben hätten. Mit den Türken habe er sich inzwischen arrangiert, er habe sich mit Literatur und Filmen über türkische Jugendliche auseinandergesetzt und dadurch „ganz ein anderes Verständnis“ für sie gewonnen, aber auch sie hätten Zeit gehabt, eine Beziehung zum Jugendhaus zu entwickeln. Es gebe mittlerweile welche, mit denen er „fast ein freundschaftliches Verhältnis“ habe. Einige von ihnen würden ihn sogar unterstützen, wenn er Probleme mit der neusten Bevölkerungsgruppe habe, die im Asylbewerberheim eingetroffen sei: mit den Albanern. Diese halten sich oft in grossen Gruppen im Hinterhof des Jugendhauses auf („mit allen Dreckgeschäftchen, die man auch kennt, oder?“). Marius beobachtet sie beim Dealen, oder beim Strecken von Drogen. Wenn sie den ganzen Tag dort verbringen, verrichten einige von ihnen ihre Notdurft in den nahegelegenen Büschen. Marius erhofft sich eine Besserung dieser Situation, seit er im Asylbewerberheim einige Schilder mit dem Hinweis „Es ist kein Scheisshaus!“ auf Albanisch schreiben liess.

Welle für Welle seien neue Bevölkerungsgruppen im Wohnheim eingetroffen, sagt Marius, und jede Welle habe neue Probleme gebracht. Es habe sich stets „wiederholt, [...] man hat sich wieder mit einer Gruppe arrangiert, man hat sich zuerst mit den Tamilen arrangiert. Und dann hat man sich mit den Türken arrangiert und mit den Kurden, [...] dann sind Jugoslawen, die sind nicht ganz so dominant aufgetreten, aber jetzt kommen die Albaner wieder dominant, jetzt muss man sich wieder da irgendwie arrangieren.“

Wenn Marius anderen von seinen Problemen mit Asylbewerbern erzählt, hat er oft das Gefühl, auf das Unverständnis und auf den Dogmatismus einer, wie er sagt, „ausländerfreundlichen Front“ zu stossen. Es seien dies Leute, die zumindest nach aussen die Meinung vertreten würden, man müsse „alle unter einen Hut nehmen“, wir seien doch alles „tolle und grosszügig untereinander“, Leute, die „immer mit allen sich begegnen wollen, aber dann schon schauen, dass diejenigen, mit denen sie Begegnungen haben, dass das dann die Angepassten sind und die Netten“. Den „Alltag und den Mob“, die Schattenseiten, die es halt auch gebe, würden diese Leute aber nicht kennen, bemerkt Marius. Dabei habe er manchmal durchaus Verständnis für eine solche Haltung. Von sich selber sagt er: „Einmal hat die Grosszügigkeit und die Toleranz Oberhand und dann passiert wieder etwas, und dann kommt halt einfach wieder der ganz normale menschliche Urinstinkt, wo man einfach seinen eigenen Garten und sein eigenes Haus schützen will.“

Marius will nicht schubladisierbar sein. Dies ist auch ein Grund, weshalb er nicht Mitglied in einer politischen Partei ist, obwohl er sich selbst als Sympathisant der Sozialdemokraten bezeichnet. Schweizer zu sein bedeutet ihm nicht viel. „Schweizer“ sei „fast ein Schimpfwort“, sagt er, ein Synonym für einen gewissen Lebensstil, den es überall auf der Welt gebe, „mit dem gepflegten englischen Rasen, der mit dem Besen gewischt wird, mit den Lampions am ersten August am Fenster und Fahnen hinaushängen, aber gleichzeitig abends die Füßchen auf dem Clubtisch und jeden Abend vor der Glotze sitzen“. Marius befürchtet, dass die Schweiz immer mehr zu einer Zwei- oder Dreiklassengesellschaft werde. Auch die Politik sei leider oft eine „sehr elitäre Geschichte“. Man müsse zum Beispiel schauen, was für Leute zur Zeit Mitglieder der SP seien: „das sind vorwiegend gut gebildete Leute, gut bezahlte Leute, also es sind nicht mehr die Arbeiter, wie früher, [...] und die wollen dann noch sozial sein, ein bisschen, [...] aber sie schauen schon, dass ihr eigener Garten dort darunter nicht blutet“. Marius mag solche Formen von sozial verbrämtem Elitarismus nicht. Er setzt sich selber für soziale Gerechtigkeit, Toleranz und Verständigung der Menschen untereinander ein.

## 5.9 Die Familie Vontobel

Die Familie Vontobel wohnt in einer geräumigen, geschmackvoll eingerichteten Wohnung in der Agglomeration von Zürich. Im Wohnzimmer steht ein Flügel – die Tochter des Hauses spielt darauf bei meiner Ankunft Etüden – und die Böden sind mit verschiedenen Perserteppichen geschmückt. Das Interview mit Herr und Frau Vontobel habe ich auf der wohnungseigenen Dachterrasse geführt.

Frau Vontobel ist 1952 geboren, ehemalige Konferenzdolmetscherin und widmet sich zur Zeit ausschliesslich der Erziehung ihrer drei Kinder im Alter von 11, 13 und 15 Jahren. Herr Vontobel, um einiges älter, ist pensionierter Schauspieler. Ich habe Vontobels als Interviewpartner gewählt, weil ihre Kinder allesamt sogenannte „multikulturelle Schulklassen“ (in diesem Fall mit einem Anteil von 70 bis 80 Prozent ausländischer Schüler) besuchen oder besucht haben.

Herr und Frau Vontobel sehen Vor- und Nachteile in der aussergewöhnlichen schulischen Situation ihrer Kinder. Auf der persönlichen Ebene haben sie einige Bedenken, die man als „normale“ elterliche Sorgen um ihre Kinder bezeichnen könnte: sie fragen sich, ob sie ihren Kindern das Beste bieten und ob die spezifische Situation, in der diese sich befinden, ihnen später einmal Nachteile bringen könnte. Vontobels stellen sehr hohe Anforderungen an die Ausbildung ihrer Kinder. Die Beherrschung von Sprachen sehen sie als Basis aller guten Bildung und genau darauf fokussieren sich die hauptsächlichen Zweifel, die sie im Bezug auf multikulturelle Klassen haben. In einem Umfeld, wo man Sätze höre, wie „Du, Mann, wo du heissen?“, könne kein Kind richtig Deutsch lernen – geschweige denn darauf aufbauende Stoffe wie Biologie, Mathematik oder Geographie. Dies sei aber kein grosses Problem für sie, denn sie hätten ja genug Zeit, ihren Kindern zu Hause *das* beizubringen, was sie in der Schule verpassen würden. Gewalt auf dem Pausenplatz sei auch oft ein Problem stark durchmischter Klassen, sagt Frau Vontobel. Vorteile multikultureller Klassen sieht sie vor allem darin, dass die Kinder dort die Möglichkeit hätten, zu lernen, dass alle Menschen „von den Grundbedürfnissen her gleich“ seien. Herr Vontobel betont auch, dass Schüler solcher Klassen eine bessere Vorbereitung auf den „ungeheuren Konkurrenzkampf“ erfahren, dem sie im späteren Leben unweigerlich ausgesetzt sein werden. Man könne Kinder heutzutage nicht mehr von allem abschirmen.

Auch Frau Vontobel findet, Kinder müssten heute eine „Elefantenhaut“ haben, aber „innerlich rechtschaffen“ bleiben.

Wie viele Familien in ähnlichen Situationen haben sich Vontobels überlegt, den Wohnort zu wechseln, um ihren Kindern eine bessere schulische Situation zu ermöglichen.<sup>37</sup> Nachdem sie die Vor- und Nachteile eines solchen Wohnortswechsels erwogen hatten, entschlossen sie sich aber dagegen.

Nicht zuletzt die Herausragende Qualität der Lehrer ihrer Kinder mache viele Nachteile multikultureller Klassen wieder wett, sagen Vontobels. „Fabelhaft“ seien die Fähigkeiten der Lehrer, derart komplexe erzieherische Aufgaben zu meistern, „heldenmässig“ würden sie sich für die Kinder einsetzen. Insbesondere die Aufteilung von Klassen in verschiedene Leistungsgruppen, wie sie von einigen Lehrern praktiziert wird, wird von ihnen sehr begrüsst.

Jenseits ihrer persönlichen Situation sehen Vontobels multikulturelle Schulklassen als eine Ungerechtigkeit des Systems im Verteilen von Assimilationslasten. In den Vororten, in denen ohnehin schwachbemittelte Familien wohnen würden, seien die Konzentrationen von fremdsprachigen Kindern in den Schulklassen am höchsten. Dies würde vor allem in Familien, wo beide Elternteile aufgrund ihrer Berufstätigkeit nicht die Möglichkeit hätten, ihren Kindern zu Hause den erforderlichen Nachhilfeunterricht zu erteilen, zu einer Benachteiligung der Kinder führen. Frau Vontobel sieht in dieser Situation ein mögliche Quelle von Rassismus: „Aber diejenigen Schweizer, die ihren Kindern nicht speziell noch eine Förderung geben können, die werden mit der Zeit sehr viele Ressentiments verspüren. Die werden so viel Groll haben, und das wird ein Nährboden sein für Rassismus.“ Nicht zuletzt seien es aber auch die Ausländerkinder selber, die unter dieser Situation zu leiden hätten.

Vontobels haben zwei Lösungsvorschläge für die eben geschilderten Probleme multikultureller Klassen: Die Herkunftsländer der fremdsprachigen Kinder oder der schweizerische Staat sollen spezielle Einschulungsklassen anbieten, in denen Deutsch gelernt werden könne oder die Kinder sollen nach sprachlichen Niveaus getrennt unterrichtet werden, wobei ein Übertritt in ein anderes Sprachniveau abhängig von den Leistungen eines Schülers jederzeit möglich sein müsse.

Vontobels sind überzeugt, dass die Politiker ihre Finger vom „heissen“ Thema der multikulturellen Klassen liessen, weil sie Angst vor Rassismusrwürfen hätten. Dies sei aber eine falsche Einstellung, gehe es doch in diesem Fall nicht um Ausländerprobleme, sondern um eine konkrete, schulische Situation, die mit gewissen Massnahmen leicht verbessert werden könne. Vontobels selber wollen sich in diesen Fragen nicht politisch engagieren. Sie rechnen sich wenig Chancen auf Erfolg aus und haben auch nicht das Gefühl, dass ihr Engagement ihren Kindern zu gute kommen könnte: „**Frau Vontobel:** Also einfach wahrscheinlich, weil es zeitlich sechs Jahre bedeutet in der Primarschule, und bis eine solche Veränderung durch ist, sind die eigenen Kinder aus dieser Schule draussen. **Herr Vontobel:** Richtig, sie werden sein müssen ein Held.“

---

<sup>37</sup> Quelle der Information über die Abwanderungswilligkeit: Statistik veröffentlicht im Tagesanzeiger vom 3.2.1999.

## 5.10 Erika

Erika ist eine Lehrerin des jüngsten Sohnes der Familie Vontobel. Sie hat sich vor einem Jahr bewusst dazu entschieden, multikulturelle Schulklassen zu unterrichten. Einerseits sei es sicher ihre professionelle Laufbahn gewesen, die sie zu diesem Entschluss bewogen habe. Nachdem sie während 12 Jahren die „Crème de la Crème“ in einem Schulhaus am Zürichberg unterrichtet habe und nach einer längeren Kinderpause sei sie nach Madrid gegangen, um in der dortigen Schule für Auslandschweizer Klassen zu führen. Die zu 90 bis 95 Prozent spanischen Kinder in diesen Klassen (allerdings „mindestens Mittelstand“, sagt Erika) hätten bei ihr ein Interesse für die Arbeit mit Schülern fremder Muttersprache geweckt. Es sei aber auch eine allgemeine Faszination für andere Kulturen und Völker und die Überzeugung, dass wir „uns öffnen [sollten], in der Schweiz“ gewesen, die sie zur Lehrerin multikultureller Klassen gemacht hätten. Der Unterricht einer kulturell gemischten Schülerschar („und zwar nicht vom Mittelstand oder oberem Mittelstand, sondern von auch schwachbemittelten Leuten und zum Teil auch Flüchtlingen“) und die damit verbundenen Probleme stelle für sie eine willkommene Herausforderung dar. Man könne dabei „viel lernen“, es sei „spannend“ und eine „Bereicherung“.

Ihre wichtigste Aufgabe als Lehrerin sieht Erika im sozialen Bereich. Sie müsse mit jedem ihrer Schüler individuell arbeiten, einerseits weil diese sich auf völlig verschiedenen schulischen Niveaus befänden und andererseits, weil die meisten aus problematischen Kontexten stammen würden. Entweder hätten sie keine Eltern, seien geflohen, oder kämen aus zerrütteten Verhältnissen. „Und das, wiederum, das reizt mich, oder. Da habe ich das Gefühl, da kann man etwas ausrichten, da kann man wirklich etwas machen“.

Auf die Frage, ob sie bei derart grossen schulischen Unterschieden überhaupt noch den notwendigen Stoff vermitteln könne, antwortet Erika etwas ausweichend: „Also ich habe einfach die Erfahrung gemacht, dass man gute Schüler, und ich rede jetzt von denjenigen, die wirklich gut sind, da kann man, die kann man nicht am Weg hindern. Ich behaupte, man kann einen guten Schüler eigentlich nicht kaputt machen.“ Auch kulturell sehe sie keine grossen Schwierigkeiten, denn „im Grunde genommen ist der Grundtenor schweizerisch“.

Fremd seien ihr einzig die zwei Serben in einer ihrer Klassen, denn diese seien „total arrogant“. Das sei aber nicht der Fehler der Kinder, sondern der Familie. Trotzdem, in diesem Fall habe sie Mühe, sagt Erika und fährt fort: „mir sind die Serben schon von Haus aus, einfach von dem ganzen politischen Zeug, nicht so sympathisch, weil sie immer Aggressoren sind, und sie sind einfach so herrschend, ein herrschendes Volk, und genauso geben sie sich in der Schule.“

Erika würde sich nicht als typische Schweizerin bezeichnen: „weil so durch das, dass ich sehr einen grossen Hang habe zu den Lateinern, also jetzt im Speziellen zu den Lateinern, die gefallen mir. Nicht dass ich jetzt einen Lateiner hätte heiraten wollen, deswegen, aber einfach, ich finde, sie haben ein wenig ein fröhlicheres Wesen als wir und haben das Leben so ein wenig anders eingeteilt.“ Bei den Schweizern vermisst sie nicht nur die Lebenslust, sondern bedauert auch ihre „Engstirnigkeit“, „Behäbigkeit“ und „Ängstlichkeit“, dafür schätzt sie ihre Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit, „während da bei den Lateinern, um Gottes Willen, dann kommen sie halt nicht oder haben es gerade nicht, und das ärgert mich dann echt.“

Mehr Mut und eine Wendung „zu etwas Positivem und etwas Wagemutigem“ wünscht sich Erika für die Schweiz der Zukunft. Die grossen Projekte und Visionen fehlen ihr in unserem Land zur Zeit, es brauche halt einfach wieder einmal einen richtigen „Kick“.

## 5.11 Silvia

Silvia leitet die politische Öffentlichkeitsarbeit bei der Asylkoordination Schweiz, einer nicht-staatlichen Asylberatungsstelle. Schon früh fühlte sie sich zur interkulturellen Arbeit berufen. Bereits als 10-jähriges Mädchen, so erzählt sie mir, habe sie einmal angekündigt: „Ich werde Krankenschwester und ich gehe nach Lambarene. Zu Albert Schweitzer in sein Spital, um zu arbeiten.“ Einerseits entspreche eine solche Arbeit ihrer persönlichen Überzeugung, denn die Völkerverständigung liege ihr am Herzen und „dass man lernt, miteinander zu leben und nicht nur nebeneinander, die verschiedenen Kulturen.“ Andererseits sei sie auch aufgrund ihrer politischen Laufbahn bei diesem Beruf „gelandet“. Eine „eigentliche alt-Achtundsechzigerin“ sei sie, über die Studentenpolitik zur PdA gekommen, wo Fragen im Zusammenhang mit der Immigration schon immer intensiv diskutiert worden seien. Die brennendsten Probleme im Zusammenhang mit den Ausländern in der Schweiz sieht Silvia hauptsächlich beim Verhalten der zuständigen staatlichen Stellen. Vor allem an das EJPD richtet sich ihre harsche Kritik: „Also wir haben jetzt einfach in Gottes Namen ein ganz schlimmes Justiz- und Polizeidepartement, das das nur noch schürt, die Fremdenfeindlichkeit und die Fremdenangst.“ Viele Schweizer hätten ein durchaus positives Verhältnis zu den hier anwesenden Ausländern, sie würden sagen: „Ja, ich kenne einen Kosovofamilie [...], aber die sind eben anders. Die anderen sind die schlimmen, aber die, die sind nicht so.“ Meist würden die Schweizer so sprechen und „jede Familie hat ausländische Bekannte. Und wir haben viele Ausländer hier, oder. Das sind immer gerade nicht die, oder. Der Herr Koller nennt die Anderen. Alle die anderen, alle die anderen, die da eben kriminell sind.“ Die schlechten Meinungen über Ausländer kämen von den Behörden über die Medien zum Volk – und nicht umgekehrt.

Ein weiteres Problem der schweizerischen Flüchtlingspolitik fasst Silvia wie folgt zusammen: „Dass man unterschieden hat zwischen guten und schlechten Flüchtlingen, oder richtigen und falschen, oder legalen und illegalen. Ich bin der Überzeugung, dass wenn jemand sein Land verlässt, wo er aufgewachsen ist und gross geworden und seine Wurzeln hat, wenn er alles zurücklässt und quasi mit nichts in ein neues Land geht, dass das seine Gründe hat.“ Klar könne man nicht alle Türen weit aufmachen und rufen „Kommt, hier hat es viel zu holen!“, man müsse halt eine sinnvolle, globale Politik zur Reduktion von Migrationsbewegungen betreiben, Abwehrpolitik gegen Ausländer sei aber Symptombekämpfung, „Pflästerli“. Die Länder der 1. Welt seien nicht zuletzt markant mitschuldig am Leid der ärmeren Nationen. Doch dass sich dies ändere, „das sind natürlich irgendwelche Wunschträume und weit entfernte Ziele, das ist, solange wir so kapitalistisch orientierte Regierungen haben in der, in der westlichen und nördlichen Welt, wird das nie schwer ändern.“

Das Heimatgefühl von Silvia orientiert sich nicht am „Boden“, sondern an den Menschen, die sie kennt und mag: „die Schweiz ist für mich nicht als Schweiz wichtig, mir ist das wichtig, dass ich in einer Gemeinschaft, in einer Gruppe von Leuten, die ich kenne, mich zu Hause fühle.“ In der infolge ihrer vielseitigen sozialen und beruflichen Engagements relativ knapp bemessenen Freizeit spielt

Silvia Saxophon, beteiligt sich an einer Fastnachts-„Gugge“, liest Bücher, verbringt Zeit mit ihren beiden Kindern oder widmet sich den Aufgaben, die sie als Mitglied der Parteileitung der PdA übernommen hat. Auf die Frage, ob sie sich als Mitglied einer so marginalen Partei wie der PdA nicht manchmal etwas machtlos vorkomme, antwortet sie: „Nein, ich glaube, ich bin wohl eine Kämpferin. Ich weiss nicht, mich dünkt es, ich kann nicht aufgeben, wenn Widerstände kommen. Dann musst du erst recht weiterfahren.“

## 6. Das Eigene

---

Bevor wir uns mit den Phänomenen des Fremden und des Anderen auseinandersetzen, sollten wir uns fragen, was denn ihr Gegenpol darstelle. Fremdes und Anderes ist nicht fremd- und andersartig *per se*, sondern nur *in Relation zu etwas*. Ich will dieses „etwas“ als „*das Eigene*“ bezeichnen. Die Erkenntnis, dass Fremdes nur im Verhältnis zum Eigenen verstanden werden könne, ist beinahe unumgänglich. Entsprechend häufig wird in der einschlägigen Literatur darauf verwiesen. Erstaunlich selten wird hingegen der Versuch unternommen, Eigenes zu umschreiben oder gar zu definieren. Es taucht meist nur als vager Gegenpol zum oft diskutierten Fremden auf. Um diesem Manko entgegenzuwirken, will ich in den folgenden Kapiteln explizit auf das Eigene eingehen – im Bewusstsein, dass meine Darstellung dieses komplexen Phänomens impressionistisch bleiben muss.

Das Eigene ist in seiner überaus grossen Bedeutung für die Individuen ein seltsam volatiles Phänomen. Fortwährend grenzen sich Menschen von Fremdem ab und ordnen sich Eigenem zu. Sie pflanzen Fahnen in ihren Vorgärten, tragen bestimmte Kleider, haben eine gewisse Art zu sprechen und ihre Bewegungen folgen bestimmten Mustern – wie um zu sagen: „Ich bin im Fall *der da* und nicht *jener dort*. Ich gehöre zu *diesen* und nicht zu *jenen*.“ Forscht man aber nach, scheint dieses so oft und so emphatisch betonte Eigene zu zerfallen. Fragt man zehn Menschen mit einer Schweizerfahne im Vorgarten, was ihnen die Schweiz bedeute, erhält man höchst wahrscheinlich zehn verschiedene Antworten. Bittet man zehn Mitläufer eines Demonstrationzuges für Demokratie in China, zu erklären, was für sie Demokratie sei, stösst man – abgesehen vom offiziellen Slogan der Demonstration – auf zehn verschiedene Ansichten.

Will man das Eigene erforschen, muss man nebst seinen veränderlichen *Erscheinungsformen* – quasi seinen phänomenologischen *Manifestationen* – ganz offensichtlich seine *Substanz*, sein Wesen, seine *Sinnesinhalte* für die Individuen ontologisch erfassen. Hinter einer bestimmten, nur anscheinend allgemeingültigen Erscheinungsform, können sich für die einzelnen Individuen verschiedenste Sinnesinhalte verbergen. Man vergleiche zum Beispiel verschiedene Vorstellungen von einer nationalen Gemeinschaft, die nebeneinander, oft innerhalb desselben Staates, existieren können. Nationale Gemeinschaften haben immer einen imaginären Charakter, auch wenn sie manchmal als „natürlich“ konstruiert werden. Sie können aufgrund von Vorstellungen einer gemeinsamen Ethnie, Rasse, Sprache, Geschichte, Kultur, Geographie, Religion, Klasse, Mentalität, Idee, oder aufgrund bestimmter politischer oder juristischer Konzepte konstruiert werden. Entsprechend unterschiedlich sind die Sinnesinhalte, die sie tragen können. Jemand fordert von der Schweiz sichere Arbeitsplätze, ein anderer ist hingegen auf der Suche nach Orientierung und Rückhalt in der Gemeinschaft.

Die Tatsache, dass gewisse Erscheinungsformen des Eigenen – vielleicht eine Familie, ein Heimatland oder eine soziale Klasse – bestimmte Sinnesinhalte an sich zu ziehen scheinen, darf also nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie in hohem Mass untereinander austauschbar bleiben.

Individuen sehen aber nicht nur verschiedene Sinnesinhalte hinter gleichen Erscheinungsformen des Eigenen, sie ordnen auch gleiche Sinnesinhalte den unterschiedlichsten Erscheinungsformen zu. In der Tat ist es so, dass jedes Individuum ein ähnliches „Set“ von Sinnesinhalten an ganz unterschiedlichen Erscheinungsformen „vergift“. Demzufolge unterscheiden sich die



Manifestationen<sup>38</sup> des Eigenen von Individuum zu Individuum relativ stark, die dahinterliegende Substanz hingegen relativ wenig. So kann sich jemand wahlweise als Berner, Schweizer, Europäer, Weisser oder Künstler definieren. Nehmen wir an, er sei auf der Suche nach Orientierung: vielleicht findet er sie in den Regeln des Berner-seins, Schweizer-seins oder Künstler-seins.

Zwischen dem Individuum und „seinem“ Eigenen besteht eine wechselseitige Beziehung: es nimmt gewisse Entitäten einerseits als Eigenes (d.h. als Manifestationen des Eigenen) wahr, andererseits macht es sie auch zu Eigenem (d.h. es schreibt ihnen Sinnesinhalte zu).

Ich werde von nun an die individuell verschiedenen Konstellationen von Erscheinungsformen und Substanz des Eigenen als „*individuelle Konstrukte des Eigenen*“, oder manchmal schlicht als „Eigene“ eines Menschen bezeichnen. Diese Konstrukte haben klare Implikationen für das Fremde. Ihre Ausprägung bestimmt teilweise, was einer Person wie und warum fremd erscheint. Von diesen Zusammenhängen soll aber erst später die Rede sein, vorerst will ich das Eigene gesondert betrachten.

## 6.1 Die Erscheinungsformen des Eigenen

Indem man eine Person danach fragt, was ihr wichtig sei, wofür sie sich einsetze, oder womit sie ihre Zeit verbringe, lassen sich die Erscheinungsformen ihres Eigenen relativ leicht in Erfahrung bringen. Carmen findet es zum Beispiel wichtig, einen Kreis von Freunden um sich zu haben, von denen sie geschätzt wird, und mit denen sie gemeinsame Projekte realisieren kann. Hans hingegen sagt, es sei notwendig, sich „richtig“ auf dem Laufenden zu halten und kritisch zu denken, sowie politisch korrekt zu handeln, so „dass es dem Land zugute kommt“. Guillaume opfert einen Grossteil seiner Zeit der Skinhead-Bewegung. Erika und Silvia kämpfen an der Arbeit und in ihrem privaten Umfeld für ihre Ideale der Toleranz, des Respekts, der gegenseitigen Akzeptanz und der Verständigung der Menschen untereinander.

Zwei Merkmale sind für die *Ausdehnung des Eigenen* auf verschiedenen Erscheinungsformen bezeichnend: 1) Eigenheit ist ein graduelles Phänomen. Gewisse Entitäten können – abhängig von den Sinnesinhalten, die sie tragen – mehr oder weniger stark zum Eigenen gehören. Eine Person kann sich zum Beispiel mehr oder weniger stark mit ihrem Land verbunden fühlen. 2) Die Erscheinungsformen des Eigenen sind soziale Konstrukte (im Sinne einer sozialen Konstruktion der Wirklichkeit) und unterliegen den Gesetzen solcher Konstrukte. Fühlt sich jemand als Schweizer, muss es die Schweiz, zu der er sich zugehörig fühlt, nicht unbedingt in der Form geben, wie er sie sich vorstellt („La Suisse n'existe pas!"). Wichtig ist einzig, dass in seinem Kopf ein Konstrukt (oder Bild) namens „Schweiz“ existieren kann, zu dem er eine Zugehörigkeit empfindet, die für ihn einen bestimmten Sinnesinhalt hat. Dies besagt wiederum nicht, dass die mentale Repräsentation der Erscheinungsformen des Eigenen keinerlei Bezug zur Realität habe – aus diesem Grund kann der eben zitierte Satz über die Schweiz dennoch verletzend oder verängstigend wirken. Der Bezug ist nur nicht direkt, er ist quasi „gefiltert“ durch die Wahrnehmung, durch das Denken und Empfinden einer Person und „ihrer“ Gesellschaft. Besonders deutlich lässt sich dies am Konstrukt der „Arischen Rasse“ zeigen, wie es in der Zeit des Nationalsozialismus verbreitet war. Die Rassentheorie der Nationalsozialisten postulierte

---

<sup>38</sup> Ich verwende den Begriff der „Manifestation“ synonym mit dem Begriff der „Erscheinungsform“.

die Existenz einer Rasse, die sich durch eine vererbte, natürliche Superiorität über die anderen Rassen auszeichne. Doch weder diese Rasse, noch ihre Superiorität liessen sich objektiv erfahren, da es sie schlicht und einfach nicht gab. Dennoch konnte die Arische Rasse für manche Menschen wichtige Sinnesinhalte des Eigenen tragen. Manche Menschen *fühlten* sich als Arier. Dies war möglich, weil die Arische Rasse in ihren Köpfen und in den Köpfen ihrer Mitmenschen sehr wohl existierte und somit auch vermeintlich zu erfahren war: durch Rundfunkberichte, oder dadurch, dass man „inferiores“ oder „superiores“ Verhalten eines Menschen der Inferiorität oder Superiorität seiner Rasse anstatt seiner eigenen Person zuschrieb.

Die folgenden Entitäten sind aufgrund meiner Erkenntnisse wichtige Erscheinungsformen des Eigenen:

- § **Personen**, zu denen eine Beziehung wahrgenommen wird. Dabei kann es sich um Familienangehörige handeln, um Liebespartner, um Arbeitskollegen, Freunde, um einen „angebeteten“ Rockstar usw.
- § **Gruppen** (im weitesten Sinn), zu denen eine Zugehörigkeit empfunden wird. Dabei mag es sich um einen Fussballklub, eine Subkultur, eine nationale Gemeinschaft, eine Religion, eine Rasse, einen Kulturkreis, eine Gruppe von Personen mit denselben politischen Ansichten, oder irgend eine andere reale oder imaginäre Gruppe von Menschen handeln.
- § **Tätigkeiten**, die eine Person verrichtet, ihre Freizeitaktivitäten und ihre Arbeit.
- § **Dinge, Besitztümer und Orte**. Das Haus, in dem jemand lebt, sein Lieblingsaschenbecher, ein Souvenir aus der Jugendzeit etc.

Auf einer anderen analytischen Ebene gehört auch die Eigenschaften des Individuums, seine Einstellungen, Normen, Werte, Ziele, sein kognitiver Stil und sein Wissen, sein Selbstbild, seine Wünsche und Ängste, seine Fähigkeiten und Defizite zum Eigenen. Diese individuellen Eigenschaften repräsentieren quasi die *inneren Komponenten des Eigenen*, während Personen, Gruppen, Tätigkeiten und Dinge die *äusseren Komponenten* darstellen. Zwischen den inneren und den äusseren Komponenten des Eigenen bestehen sehr enge, gegenseitige Abhängigkeitsverhältnisse. So wird sich vielleicht ein Mensch, bei dem einzelne Teile seines inneren Eigenen besonders schwach ausgeprägt sind (zum Beispiel weil er ein geringes Selbstwertgefühl hat), stark auf äussere Komponenten abstützen (zum Beispiel auf eine partnerschaftliche Beziehung). Wiederholte Misserfolge in partnerschaftlichen Beziehungen können aber auch das innere Eigene eines Menschen (zum Beispiel sein Selbstvertrauen) schwächen.

Genaugenommen scheint das ganze Anliegen des Menschen tatsächlich  
bloss darin zu bestehen, dass der Mensch sich immerfort  
beweist, er sei ein Mensch und kein Stifftchen!<sup>39</sup>

## 6.2 Die Substanz des Eigenen

Wie gesagt, lassen sich die Erscheinungsformen des Eigenen relativ leicht erfragen. Die Sinnesinhalte, die sie tragen, sind hingegen schwerer zu ergründen. Diese gehören trotz ihrer fundamentalen Bedeutung quasi zum unbewussten „Hintergrund“, gelten als selbstverständlich und dringen daher nur selten so weit ins Bewusstsein vor, dass sie mit Worten beschrieben werden können. Fragt man einen nicht sozialwissenschaftlich geschulten Menschen, was ihm seine Familie bedeute, kann es sein, dass er auf diese Frage zuerst überhaupt keine Antwort weiss. Nach längerem Überlegen wird er vielleicht mit Gemeinplätzen antworten, wie: „Ich fühle mich dort wohl“, oder: „Ich fühle mich geborgen, zu Hause“. Meine Annahmen über die Sinnesinhalte (und in deren Summe die Substanz) des Eigenen sind also, wenn nicht spekulativ, so doch oft zwischen den Zeilen gelesen und gedeutet. Sie scheinen mir aber für die Beschreibung des mir vorliegenden Datenmaterials durchaus geeignet.

Ich möchte an dieser Stelle nochmals an die Beispiele am Anfang des vorigen Kapitels hinweisen. Dort habe ich kurz aufgeführt, was einige meiner Interviewpartner spontan auf die Frage, was ihnen wichtig sei, geantwortet haben. Welche der folgenden Sinnesinhalte des Eigenen könnten „der Freundeskreis“ von Carmen, „das Land“ von Hans, „die Skinheads“ von Guillaume und die Ideale von Erika tragen?

- § Das Eigene unterstützt bei der **Befriedigung von menschlichen Grundbedürfnissen**. Es gibt den Menschen die Möglichkeit, sich zu ernähren (womöglich durch ihre Arbeit), in Sicherheit zu leben, Dinge zu besitzen, frei zu sein, ihre Ziele zu verwirklichen etc. Vom Staat wird zum Beispiel gefordert, dass er für die Sicherheit seiner Bürger Sorge. Die Wirtschaft soll hingegen zusehen, dass immer genügend Arbeitsplätze vorhanden sind.
- § Das Eigene ist **sinn- und identitätsstiftend**. Es gibt dem Individuum einen Platz im Universum, in dem es sonst aufgrund seiner Winzigkeit der Bedeutungslosigkeit ausgeliefert wäre. Der Einzelne wird über das Eigene in seine Umwelt eingebunden. Ein Frau kann von sich sagen, dass sie Mutter zweier Kinder sei. Der Sinn ihres Lebens besteht dann unter anderem darin, diese beiden Kinder zu beschützen, zu ernähren und ihnen ein angenehmes Leben zu ermöglichen. Jemand kann aber auch sagen, dass er Schweizer sei, also nicht irgend jemand, sondern ein verantwortungsvoller Bürger einer gut funktionierenden und einflussreichen Nation. Die Überzeugung gewisser Christen, dass Gott jeden einzelnen Gläubigen quasi vom Himmel herab beobachte ("Gott sieht Dich!"), enthält ebenfalls eine solche sinnstiftende Komponente (niemand ist so unwichtig, dass Gott keine Zeit für ihn findet).
- § Das Eigene **gibt Orientierung**. Es unterstützt den Einzelnen bei der Bewältigung des Lebens, indem es ihm einerseits Normen und Werte zur Verfügung stellt und andererseits seine Normen und Werte bestätigt, oder gar eine Bestrafung von Personen anbietet, die gegen diese Normen und

Werte verstossen. Das Eigene offeriert also nicht nur Handlungsorientierungen, es verspricht auch Gerechtigkeit. Ein Beispiel hierzu: Findet jemand auf der Strasse hundert Franken, steht er vor dem Dilemma, ob er sie behalten, oder zum Fundbüro bringen soll. Ein ehrlicher Mensch, mag er sich in diesem Fall sagen, befolgt das Gesetz und bringt das Geld zurück (er kriegt so wenigstens einen Finderlohn). Doch wie rechtfertigt er sein Verhalten vor einem Freund, der ihm sagt, er sei ja schön blöd, jeder andere hätte das Geld behalten, ohne Angst vor einer Strafe haben zu müssen? Er wird sich vermutlich auf etwas Eigenes beziehen. Vielleicht sagt er schlicht, er sei halt ein ehrlicher Mensch (inneres Eigenes). Vielleicht weist er seinen Freund darauf hin, dass er selbst auch froh wäre, wenn er verlorenes Geld von einem ehrlichen Finder zurückerhalten würde, oder dass „man“ gefundenes Geld halt einfach zurückbringen müsse (Gesellschaft als Eigenes). Vielleicht ist er aber auch ein strenggläubiger Christ und davon überzeugt, dass unehrliche Menschen nach ihrem Tod von Gott die gerechte Strafe erhielten (Religion als Eigenes).

- § Das Eigene bietet einen Hintergrund für **das Ausleben menschlicher Emotionalität**. Im Eigenen (freilich nicht nur dort) findet ein Mensch Unterhaltung, Spass, Freude, Liebe, kurz: die Möglichkeit, seine emotionalen Bedürfnisse nach Wärme, Nähe, Zugehörigkeit etc. zu befriedigen.

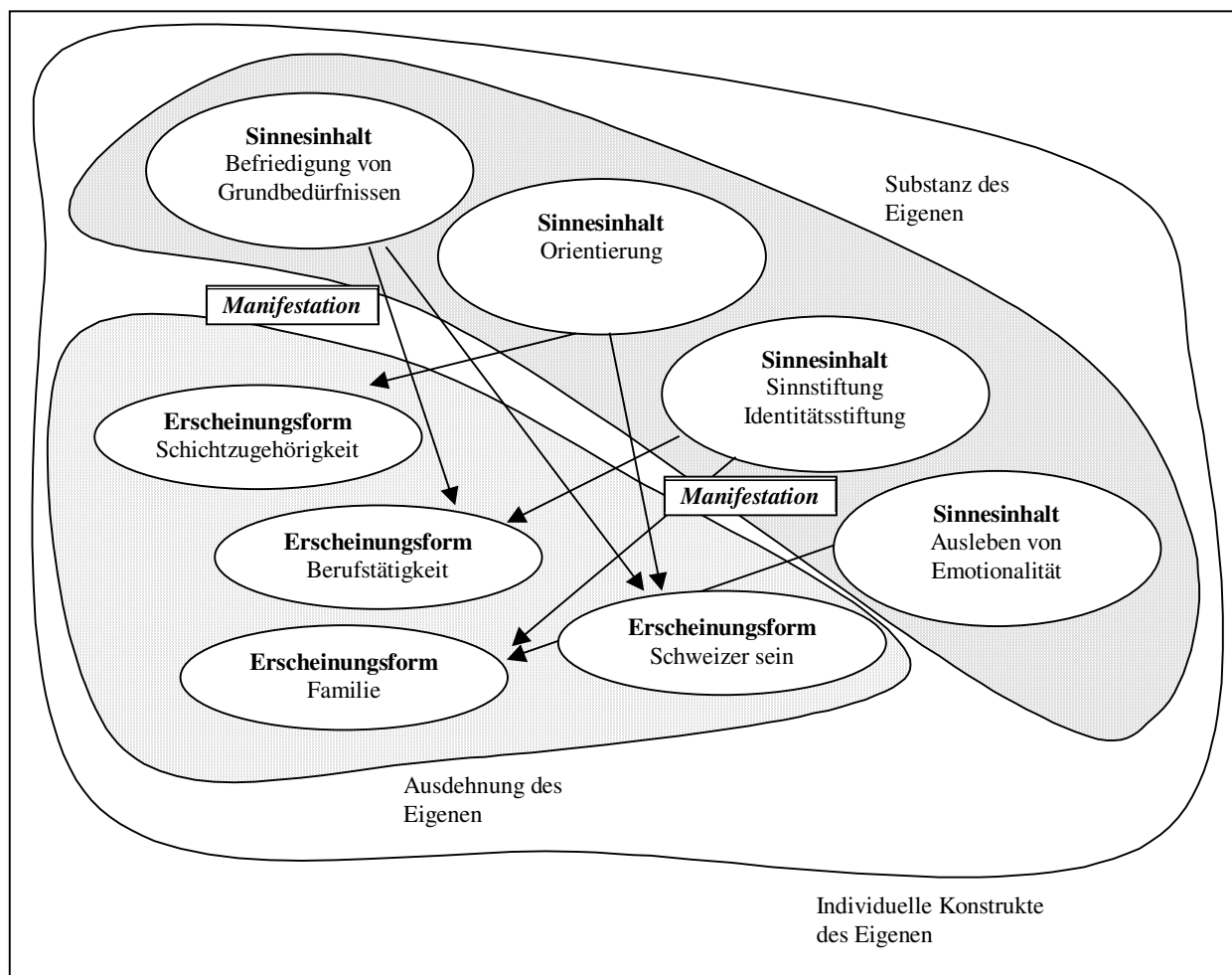
Es bleibt anzumerken, dass ein Teil der obigen Sinnesinhalte auch von nicht-Eigenem getragen werden können. Generell scheinen Individuen aber dazu zu tendieren, einerseits die obigen Sinnesinhalte Manifestationen des Eigenen zuzuschreiben und andererseits Entitäten, die solche Sinnesinhalte tragen, als Manifestationen des Eigenen wahrzunehmen.

Als Referenz für den Leser stelle ich hier noch einmal die Bedeutung der von mir verwendeten Begriffe in geraffter Form dar. Die *Substanz des Eigenen* ist das Eigene *per se*, das Sein, das Wesen, das Essentielle des Eigenen. Die Substanz des Eigenen ist ein gedankliches Konstrukt, empirisch haben wir es mit *Erscheinungsformen des Eigenen* zu tun. Die Erscheinungsformen des Eigenen sind die *Manifestation* der einzelnen Komponenten seiner Substanz, die Manifestation der *Sinnesinhalte des Eigenen*. Die Summe aller Erscheinungsformen des Eigenen eines einzelnen Individuums stellt die *Ausdehnung des Eigenen* dieses Individuums dar. Die Konstellation von Sinnesinhalten und Erscheinungsformen des Eigenen eines Individuums nenne ich „*individuelles Konstrukt des Eigenen*“.

Grafik 1 fasst das bisher bezüglich des Eigenen Gesagte zusammen.

---

<sup>39</sup> Dostojewskij, F. (1984): *Aufzeichnungen aus dem Kellerloch*. Stuttgart: Reclam, S. 35.



**Grafik 1:** Das Eigene

### 6.3 Idealbild und Veränderung des Eigenen, Ansprüche an das Eigene

Die individuellen Konstrukte des Eigenen verändern sich stetig. Menschen wechseln ihren Partner, ihre Freunde oder ihren Wohnort. Das Land, in dem sie leben, wechselt die Regierung und so weiter. Dennoch besteht bei jeder Veränderung des Eigenen die Gefahr, dass ein Teil seiner Sinnesinhalte vom Individuum keinen Erscheinungsformen mehr zugeschrieben werden können. Eine Gesellschaft, die bisher viel Orientierung bot und „Abweichler“ schwer bestrafte, wird liberaler. Kinder, deren Erziehung ihrer Mutter einen Sinn im Leben gegeben hatte, ziehen aus dem Elternhaus weg. Angesichts dieser Gefahr entwickeln Menschen bewusste oder unbewusste Vorstellungen davon, wie das Eigene ist und wie es sein soll, damit es die entsprechenden Sinnesinhalte tragen kann. Sie stellen quasi Ansprüche an „ihr“ Eigenes, sie entwickeln ein Idealbild „ihres“ Eigenen.

Veränderungen des Eigenen können somit (Ängste vor) Sinn- und Orientierungsverlust zur Folge haben oder davor, dass Grundbedürfnisse nicht mehr befriedigt werden können. Auf reale, vermeintliche oder drohende Veränderungen des Eigenen können von Seiten der Individuen die verschiedensten Reaktionen folgen: 1) Sie beklagen sich über die Veränderung und fordern eine Rückkehr zum früheren Zustand. Ein Schweizer, der sich als Bürger einer gut funktionierenden und

einflussreichen Nation versteht, wird sich vermutlich beschweren, wenn er glaubt, dass diese Nation seiner Vorstellung von gutem Funktionieren nicht mehr gerecht wird. In diesem Sinne kann das Festhalten an „bewährten“ Konstrukten des Eigenen eine Quelle von Konservatismus sein. 2) Sie suchen Verantwortliche für die Veränderung. Vielleicht in der Hoffnung, dass, wenn es gelingen würde, diese „unschädlich“ zu machen, das Eigene wieder in den ursprünglichen Zustand zurückversetzt werden könne. Davon wird später noch ausführlich zu sprechen sein. 3) Sie lösen sich von den Erscheinungsformen des Eigenen, die ihnen zugeschriebene Sinnesinhalte nicht mehr tragen. 4) Sie schreiben verlorene Sinnesinhalte neuen Entitäten zu.

Ein längeres Beispiel aus meinem Datenmaterial soll diese Mechanismen illustrieren. In den folgenden Beobachtungen über Hans klingen noch andere Dinge an, als die, von denen eben die Rede war. Gleichzeitig fungiert diese Textpassage daher als Einstimmung auf die im nächsten Kapitel besprochenen Themen.

Hans sieht sich als Mitglied des „gewöhnlichen [Schweizer] Volkes“. Gleichzeitig ist es für ihn bedeutend, dass Menschen, denen er sich zugehörig fühlt, die korrekte (d.h. seine eigene) politische und moralische Einstellung haben, insbesondere, dass sie dieselben Werte und Normen teilen – warum dem so ist, werde ich gleich noch erklären. Nun findet in der Schweizer Gesellschaft - wie überall - ein stetiger Wandel statt. So kommt es, dass sich im „Volk“ immer wieder Meinungen verbreiten, die sich nicht mit den Ansichten von Hans decken. Die Zürcher, zum Beispiel, wählen eine „linke“ Stadtregierung und sie wehren sich nicht gegen die staatliche Heroinabgabe, mit der man seiner Meinung nach die Drogenabhängigen in ihrer Sucht unterstützt, anstatt sie zu Eigenverantwortung zu erziehen. Sie akzeptieren auch eine Überzahl von Ausländern in der Stadt, die dann in der Arbeitslosenfürsorge hängen bleiben, weil sie arbeitsscheu und wenig gebildet sind. Hans steht also vor dem Dilemma, dass er sich einer Gruppe von Menschen zugehörig fühlt, deren (Mehrheits-) Meinung, insbesondere in Bezug auf die Durchsetzung von bestimmten Werten und Normen, in manchen Punkten nicht mehr mit der seinen übereinstimmt. Er reagiert darauf wie folgt: 1) Er beklagt sich über diese Situation, indem er von einer „Verluderung“ (Wertezerfall) spricht und davon, dass früher manches besser gewesen sei. Konsequenterweise fordert er eine Rückkehr zu den früheren Zuständen. 2) Er sucht Verantwortliche. Er sagt zum Beispiel, dass es die alt-Achtundsechziger und andere Linke seien, die vermittels der Medien das Volk manipulieren und ihm falsche Meinungen einimpfen würden. 3) Er löst sich vom Volk als Eigenes (Eigengruppe). Das Volk sei halt „dumm, einfältig dumm“, sagt er. Zur Erinnerung: Werner sagt, er möge die Schweiz, allerdings nicht mehr so, wie sie heute sei.

Wieso gelingt es Hans nicht, die neuen Ansichten, Werte und Normen zu übernehmen, oder sie zumindest neben seinen zu akzeptieren? Anscheinend bedürfen seine eigenen Werte und Normen einer steten Bestätigung von aussen. Ihren Sinn sieht er nicht in ihnen selbst, sondern darin, dass sie als von der Gesamtgesellschaft etabliert und durchgesetzt gelten (oder gegolten haben). Überspitzt formuliert haben sie ihm in Momenten des Zweifels jeweils gesagt, wie „man“ sich korrekt zu verhalten habe, ohne dass er dabei zur schmerzhaften Auseinandersetzung mit sich selber gezwungen war. Die Frage nach dem weshalb blieb dabei sekundär. In der Wahrnehmung von Hans haben sich die Normen und Werte unserer Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten (ca. seit 1968) aufzulockern begonnen. Er selber sieht sich aber als Person, die sich noch an den alten, „harten“ Werten und Normen orientiert. Er ist zum Beispiel überzeugt, ein Leben lang eigenverantwortlich gelebt (nicht wie die

Drogenabhängigen) und rechtschaffen gearbeitet zu haben (nicht wie manche Ausländer). Er glaubt gleichzeitig, es deshalb im Leben schwerer gehabt zu haben, als nicht-rechtschaffene und nicht-eigenverantwortliche Menschen. Warum er rechtschaffen und eigenverantwortlich gelebt hat, und warum er sich dadurch (vermeintlich grössere) Qualen auferlegt hat, weiss er nicht genau. Eigenverantwortlichkeit und Rechtschaffenheit sind Werte, denen sich Hans untergeordnet hat, die aber – ebenso wie die erlittenen Qualen – ihren Sinn verlieren, wenn sie nicht mehr für alle Mitglieder der Gesellschaft gelten und durchgesetzt werden. Und genau diese Durchsetzung verweigert ihm die heutige Gesellschaft seiner Ansicht nach, wenn sie Drogenabhängige unterstützt und vermeintlich arbeitsscheue Ausländer aufnimmt. Mit anderen Worten: die Gesellschaft hat sich dergestalt verändert, dass sie eine ihrer wichtigsten Sinnesinhalte als Erscheinungsform des Eigenen von Hans, die Orientierungshilfe, nicht mehr tragen kann.

## 6.4 Zwei Ausdehnungen des Eigenen: individualistisches und gemeinschaftliches Weltbild

Ein gutes Beispiel dafür, wie verschiedene Entitäten ähnliche Sinnesinhalte des Eigenen tragen können, ist die Unterscheidung zwischen individualistischem und gemeinschaftlichem Weltbild. Die beiden Weltbilder – viele Unterschiede meiner Interviewpartner im Bezug auf ihr Eigenes können damit erfasst werden – will ich in diesem Kapitel vorstellen.

Jörg Stolz hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass die von mir vorgeschlagene Unterscheidung von Weltbildern eine gewisse Ähnlichkeit mit der Wertetypologie von Helmut Klages, Willi Herbert und Gerhard Franz aufweise.<sup>40</sup> Das folgende Kapitel stand jedoch als Entwurf bereits fest, bevor ich die Publikationen von Klages et al. zur Kenntnis genommen hatte. Um so grösser war meine Befriedigung, als ich später feststellen durfte, dass meine eigenen, aus Datenmaterial abgeleiteten Theorien tatsächlich in hohem Mass mit den Erkenntnissen übereinstimmten, die Klages et al. in einer ganzen Reihe von Veröffentlichungen zum Phänomen des Wertewandels dargestellt hatten. Es liegt in der Logik dieser Arbeit, dass ich im folgenden Kapitel grösstenteils auf eine Gegenüberstellung von meinen Theorien und denen von Klages et al. verzichte. Einzig am Schluss werde ich im Sinne eines Ausblicks kurz auf dieses Thema zurückkommen.

Bevor ich mit der idealtypischen Darstellung der beiden Weltbilder beginne, will ich noch einige Klärungen in Bezug auf den Begriff des „Weltbildes“ und seiner Abgrenzung gegenüber dem Begriff der „Charakterstruktur“ vornehmen. „Charakterstrukturen“ und insbesondere der „Autoritäre Charakter“ werden seit dem Erscheinen der *Studien zum Autoritären Charakter* von Adorno et al. in den frühen 50er Jahren mit einer gewissen Regelmässigkeit zur Erklärung von Einstellungen zu Fremden herangezogen. Die Autoren der *Studien* gingen damals von der Prämisse aus,

dass die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Überzeugungen eines Individuums häufig ein umfassendes und kohärentes, gleichsam durch eine „Mentalität“

---

<sup>40</sup> Siehe dazu Stolz (1999, Kapitel 10).

oder einen „Geist“ zusammengehaltenes Denkmuster bilden, und dass dieses Denkmuster Ausdruck verborgener Züge der individuellen Charakterstruktur ist.<sup>41</sup>

Sie zeigten auch, dass solche „Denkmuster“, genauer gesagt die unterliegenden Charakterstrukturen, erfolgreich zu Typen zusammengefasst werden können.

Die Entstehung von unterschiedlichen Charakterstrukturen wird mit verschiedenen wissenschaftlichen Ansätzen begründet. In den *Studien* wird eine stark psychologisch geprägte und auf die frühe kindliche Entwicklung bezogene Argumentationslinie verfolgt. Bob Altemeyer, ein weiterer einflussreicher Autoritarismusforscher, beruft sich hingegen auf die Theorie des sozialen Lernens.<sup>42</sup> Sowohl der Ansatz von Adorno et al., als auch der von Altemeyer, ist nur schwer empirisch überprüfbar. Die mir zur Verfügung stehenden Informationen über meine Interviewpartner ermöglichen es mir nicht, dieser Diskussion viel hinzuzufügen. Einzig im Fall von Hans konnte ich umfassende biographische Daten in Erfahrung bringen. Die Charakterstruktur von Hans würde ich als dem in den *Studien* beschriebenen Autoritären Charakter sehr nahestehend bezeichnen.<sup>43</sup> Die mir vorliegenden Angaben über seinen Lebenslauf suggerieren, dass sein Charakter, insbesondere sein intensives Bedürfnis nach Unterordnung unter die Werte und Normen der Gesamtgesellschaft (siehe obiges Beispiel) aus einem mangelnden Selbstwertgefühl resultiert, das sowohl durch eine unglückliche Vater-Sohn-Beziehung (das Gefühl, vom Vater nicht verstanden, geschätzt und akzeptiert zu werden), als auch durch spezifische Erfahrungen im Laufe seines Lebens, d.h. durch Effekte des „sozialen Lernens“, geprägt wurde.

Ich spreche in diesem Kapitel von „Weltbildern“, anstatt von „Charakterstrukturen“, da dieser etwas weniger „tiefgründige“ Begriff die von mir erforschte Datenrealität angemessener zu beschreiben scheint.

Die beiden Weltbilder werden hier in idealtypischer Form vorgestellt. Selbstverständlich gibt es auch Mischformen, von denen später noch die Rede sein soll.

#### 6.4.1 Das individualistische Weltbild

Personen mit einem *individualistischen Weltbild* stellen bei der Betrachtung, Planung und Realisierung ihres Lebens ihre individuellen Interessen in den Vordergrund. Ihre Ziele sind gut oder genussvoll zu leben, glücklich zu sein und über genügend Unabhängigkeit zu verfügen, um sich selbst verwirklichen zu können. Sie wollen diese Ziele erreichen, indem sie sich selbst kultivieren, d.h. indem sie sich intellektuell und emotionell bilden, aber auch indem sie sich einen bestimmten Stil aneignen und versuchen, für ihre Mitmenschen „interessant“ zu sein. Sie bauen sich Beziehungsnetze auf, von denen sie sich eine Unterstützung ihres Strebens nach Glück, Genuss und Selbstentfaltung versprechen. Ihr Ideal ist eine kleine, eigene Welt, in der sie sich wohl fühlen können. Diese kleine Welt muss sich zwar (aus Bequemlichkeitsgründen) einigermaßen in die Gesamtgesellschaft einpassen, da unsere Gesellschaft aber einen relativ grossen Spielraum für Individualismus einräumt,

---

<sup>41</sup> Adorno (1973, S. 1).

<sup>42</sup> Lüscher (1997, S. 12).

<sup>43</sup> Für einen Abriss der Eigenschaften des Autoritären Charakters, siehe Lüscher (1997, S. 8 und S. 11).



muss sie sich damit nicht allzu viel abgeben. Das zentrale Eigene individualistischer Menschen ist relativ eng begrenzt: auf ihren Freundeskreis, ihre Familie und allenfalls auf einige Interessengruppen und Vereine, in denen sie sich betätigen. Selbstverständlich sind auch für diese Menschen grössere Einheiten – wie die Gemeinschaft oder die Nation – nicht bedeutungslos als Eigenes, ihre Bedeutung tritt aber gegenüber der Bedeutung des engeren Beziehungskreises in den Hintergrund.

Carmen ist eine Person mit einem stark individualistisch geprägten Weltbild. Auf die Frage, was ihr im Leben wichtig sei, antwortete sie wie folgt:

Ich finde so ein gewisser Status noch wichtig, also ein gewisser Persönlichkeitsstatus, der aber nicht unbedingt mit Geld oder Macht zu tun hat, sondern mit Freunden, mit Kollegenkreis. [...] wo Du auch ein wenig gleiche Ideen hast und eventuell Projekt oder Sachen zusammen machen kannst. Selbständig sein, werden, würde ich auch mal gern, irgend etwas selber auf die Beine stellen.

Als ich mich danach erkundigte, ob sie sich für Politik interessiere, sagte sie mir folgendes:

Es kommt immer ein wenig darauf an. Es gibt Themen, die mich mehr interessieren, Themen, die mich weniger interessieren. Aber ich gehe immer stimmen, lese immer noch die Zeitung, [...] also eigentlich schon mehr oder weniger. Also ich bin jetzt nicht total begeistert, und so, finde es nicht das Tollste.

Selbst die Politik beurteilt Carmen in dieser Passage nach „hedonistischen“ Kriterien: daran, ob sie „toll“ sei, ob sie einem „begeistern“ könne.

Bei Fritz vermischen sich individualistische und gemeinschaftliche Aspekte des Weltbilds sehr stark: seine politischen Einstellungen (im weitesten Sinne) sind stark gemeinschaftlich geprägt, wohingegen er sich im privaten Bereich bewusst die eben angesprochene, „eigene Welt“ aufgebaut hat. Auf die Frage, ob er zufrieden sei, mit dem, was er im Leben beruflich erreicht habe, antwortet er mit den folgenden Worten:

Ich bin zufrieden, gut, reich bin ich nicht geworden, aber mir hat es Spass gemacht. Ich will das sowieso: Das Hobby ist Beruf. Ich, mein Leben lang habe ich noch nie sagen müssen: Ich muss arbeiten gehen, gar nie, bis heute nicht.

Zürich, oder? Schauen Sie einmal diese Lieblosigkeit in dieser Stadt an. Das ist eine Katastrophe. Also das ist eine "Scheissstadt", auf Deutsch gesagt, sicher.

[...]

Keiner sagt dem anderen Grüezi, kein Lächeln, Scheissdreck überall, Graffiti, Dreck und Mist überall, also mich ekelt diese Stadt an, das ist keine. Und die Jungen, ist Ihnen einmal die Türe offengehalten worden? Haben Sie einmal ein "Danke" gehört?  
Werner

## 6.4.2 Das gemeinschaftliche Weltbild

Die Ziele der Menschen mit einem *gemeinschaftlichen Weltbild* sind in einem gewissen Sinne abstrakter, als die der „Individuellen“. Sie wollen ein „gutes“ politisches und soziales System erstellen und erhalten, eine Nation und Gemeinschaft, die ihren Mitgliedern Wohlfahrt, Sicherheit und Geborgenheit im grossen Ganzen garantiert. Als Weg zur Erreichung dieses Zieles sehen sie die Bildung, insbesondere politisches Aufgeklärt- und Informiertsein, sowie eine verantwortungsvolle Beteiligung am politischen und sozialen System. Die Unterordnung der individuellen Interessen unter die der Gemeinschaft steht dabei im Vordergrund. Typische Werte solcher Menschen sind Arbeitsamkeit, Rechtschaffenheit, Ehrlichkeit und Eigenverantwortlichkeit. Ihr Eigenes definiert sich weiter, als das der „Individuellen“: nebst Familie, Freunden und Interessengruppen hat für sie auch die Gemeinschaft, die Nation, oder zum Beispiel „Europa“ eine sehr grosse Bedeutung, wobei diese Einheiten stets als Gemeinschaften interpretiert werden, als quasi natürlich gewachsene Einheiten von zusammengehörigen Menschen.

Da Hans sich dagegen wehrte, mir über seine individuellen Lebensideale Auskunft zu geben, fragte ich ihn, was er mir als jungem Menschen mit auf den Weg geben möchte. Er entgegnete mir darauf folgendes:

Was ich Dir empfehlen würde, wäre: Dich richtig auf dem Laufenden halten, orientieren und kritisch denken. [...] Auf dem Laufenden halten, es gibt gar nichts anderes. Und wenn Du die Möglichkeit hast, in die Politik einzusteigen, dann korrekt handeln. So handeln, dass es dem Land zugute kommt.

Hans ist auch sehr stolz darauf, dass sein Sohn „anständig arbeiten“ musste, bevor er eine gut bezahlte Stelle bei der Zürcher Börse annehmen konnte.

Menschen mit einem gemeinschaftlichen Weltbild beziehen einen grossen Teil ihrer Identität, ihres Lebenssinnes, ihrer Orientierung aus der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe. So werden sie in einem gewissen Sinne abhängig vom Zusammenhalt und vom Funktionieren derselben. Da sie diese Gruppe in der Regel relativ weit definieren, tritt auch ein grösserer Kreis von Menschen in den Bereich ihrer „Ansprüche an das Eigene“ (siehe Kapitel 6.3). Ein Mensch, der seine Identität aus der Zugehörigkeit zur Nation Schweiz bezieht, stellt potentiell Ansprüche an alle Schweizer, auf dass sie die Quelle seiner Identität nicht gefährden. Wenn er glaubt, dass es der Schweiz schlecht gehe, nimmt auch seine eigene Identität Schaden.

Menschen mit diesem Weltbild empfinden die Unterordnung unter die Gemeinschaft einerseits als notwendig, andererseits aber oft auch als mühselig. Sie sind der Überzeugung, den richtigeren, aber

auch den schwereren Weg zu gehen, als die „Individuellen“, für die der „marxistische“ (Werner) Grundsatz des „alles ist erlaubt, was Spass macht“ gelte. Konsequenterweise haben sie oft das Gefühl, zu kurz zu kommen, und fordern, dass die „Individuellen“, die sie gerne als „Schmarotzer“ oder „Profiteure“ bezeichnen, zu ihrer pflichtbewussten Beteiligung an der Gemeinschaft gezwungen werden. Ich möchte dieses Phänomen als *„Empörung des Rechtschaffenen“* bezeichnen, nach einem der markantesten Werte dieser Art von Denken. Dabei handelt es sich um die Wut von Menschen, die glauben, in ihrer Lebensführung stets zwischen richtig und falsch, gut und böse, anständig und nicht anständig, unterscheiden zu können und selber auf der Seite der „Anständigen“ zu stehen, ohne dafür ausreichend belohnt zu werden und ohne dass die „nicht Anständigen“ genügend hart bestraft werden. Eine Belohnung hätten sie aber in ihren Augen verdient, weil der „nicht anständige“ Weg ihnen zwar als falsch, aber irgendwie auch als leichter oder genussvoller erscheint. Sie glauben auch, dass ein Mensch stets die Möglichkeit habe, den „anständigen“ Weg zu wählen. Die Problematik dieser Art von Denken besteht unter anderem darin, dass „anständig sein“ mit (blindem) Befolgen von Werten und Normen der Gemeinschaft verwechselt wird. Diese Vermischung entsteht wahrscheinlich aus einem starken Bedürfnis nach Orientierung, das zumindest teilweise auf ein mangelndes Selbstwertgefühl zurückgeführt werden kann. Werden kollektive Werte und Normen aber aus einem reinen Orientierungsbedürfnis heraus befolgt, ohne dass dahinter ein tieferer Sinn gesehen wird, entsteht für die betroffenen Personen der berechtigte Eindruck, unter einem Zwang zu stehen und es stellt sich ihnen die Frage, weshalb dieser Zwang nicht für alle Menschen gelte – letztendlich die Frage nach der Gerechtigkeit.<sup>44</sup> Religionen bieten eine Lösung für diese Frage, indem verschiedene Formen der „göttlichen“ Bestrafung der Ungläubigen, d.h. derer, die sich nicht nach den Normen der orientierunggebenden Religion richten (und genau darum handelt es sich bei den „nicht Anständigen“ letztendlich) voraussagen – im Diesseits, im Jenseits oder in der nächsten Reinkarnation. In einer individualisierten und säkularisierten Gesellschaft ist es schwieriger, einzusehen, weshalb und wie man „anständig“ leben solle.

In seiner stärksten Ausprägung kann das gemeinschaftliche Weltbild verschiedene Formen des *Anti-Individualismus* und des oft damit im Zusammenhang stehenden *Anti-Hedonismus* zur Folge haben, da Individualismus und Hedonismus als Gefährdung der Gemeinschaft und als „zu einfache“ Art der Lebensbewältigung angesehen werden. Fast immer wird dabei „korrektes“, d.h. nicht-

---

<sup>44</sup> Die Zürcher SVP münzt die Problematik der Empörung des Rechtschaffenen geschickt für ihre politische Propaganda um, indem sie durch die Bekämpfung von gewissen (in ihren Augen sicherlich nicht rechtschaffenen) Randgruppen eine symbolische Wiederherstellung der Gerechtigkeit verspricht. Dazu ein Beispiel aus der Broschüre der SVP zum Referendum gegen den städtischen Beitrag an das Stricher-Projekt Herrmann, verteilt an alle Haushalte in der Stadt Zürich im November 1998: „Während die Stadt Zürich dem anständigen Bürger immer mehr Gebühren, Abgaben und Steuern aufbürdet, den AHV-Bezügern die vergünstigten VBZ-Billette streicht, Kinder und Jugendlichen Hallen- und Freibäder schliesst und Dienstleistungen für die Allgemeinheit – wie zum Beispiel die Kehrtafelabfuhr – kürzen will, verteilt sie an Randgruppen weiterhin mit vollen Händen Steuergelder.“ Einige Dinge klingen in dieser kurzen Textpassage an: 1) Es wird konkret zwischen „anständigen“ (der Norm entsprechenden) und „nicht anständigen“ (abnormalen, nicht der Norm entsprechenden) Menschen unterschieden. 2) Es wird genau definiert, was „anständig“ sei (Jugend und Sport), hingegen wird im vagen gelassen, was „nicht anständig“ sei – dies ist ein wiederkehrendes Phänomen in der SVP-Propaganda, für das noch eine Erklärung folgen wird. 3) Die „Anständigen“ haben schon immer gelitten und leiden noch mehr (symbolisiert durch Gebühren, Abgaben und Steuern), wohingegen den „nicht Anständigen“ alles in den Schoss fällt (symbolisiert durch die Steuergelder, die

individualistisches und nicht-hedonistisches Verhalten mit der Befolgung von gesellschaftlichen Werten und Normen in Verbindung gebracht. Werner beklagt sich zum Beispiel mehrmals darüber, dass es im zwischenmenschlichen Bereich keine Verhaltensregeln mehr gebe, dass „die Jungen“ keine „Verbote oder Gebote“ mehr akzeptieren würden, dass niemand dem anderen mehr „Grüezi“ sage, oder ihm die Türe aufhalte.

Ja natürlich, das ist auch ein Problem, ein riesiges Problem. Wenn Sie anschauen gehen, oder, es gibt ja keine Limiten mehr, oder? „No limits“. Das ist ein offizielles Design und ein Werbespruch. Das wissen Sie ja. Und das ist natürlich für sehr viele Leute ist das handfeste Regel. Und im Zwischenmenschlichen ist das verheerend, oder?

Hans scheint nicht nur den Individualismus anderer, sondern auch seine eigenen individuellen Regungen und hedonistischen Freuden geringzuschätzen. Auf Fragen nach persönlichen Erlebnissen und Ansichten reagiert er oft ausweichend, oder aber indem er über „man“ und „das Volk“ spricht. Er neigt dazu, persönliche Themen schnell abzutun, oder sie sofort in einen (seiner Ansicht nach relevanteren) gesellschaftlichen Zusammenhang zu überführen. Dies kann manchmal zu grotesken Aussagen führen, wie dann, wenn er seine persönlichen Erlebnisse im zweiten Weltkrieg in die „man“-Form zu übertragen versucht: „Ja, gell, da bist Du eingerückt, [...] Du bist zwei, drei Jahre, hast Du auf der Gemeinde gearbeitet. Dann ist das Militär gekommen, und dann ist der Krieg gekommen. Und nachher ist man überflüssig gewesen, in einem gewissen Sinn, als Du aus dem Krieg gekommen bist.“ Hans hat sofort nach dem Krieg eine gutbezahlte Stelle bei der Kantonspolizei Zürich gefunden. Auf meine diesbezügliche Nachfrage antwortet er, dass er halt Glück gehabt habe.

### 6.4.3 Komplementäre Aspekte der beiden Weltbilder

Es ist wichtig, festzustellen, dass die Realisierbarkeit der Ziele der „Individuellen“ in hohem Masse eine Welt voraussetzt, wie sie sich die „Gemeinschaftlichen“ vorstellen. Genuss und individuelles Glück können leichter erreicht werden, wenn die umliegende Gesellschaft Wohlstand, Sicherheit und Freiheit garantiert. Gleichzeitig kann das konsequente Anstreben individualistischer Ziele unter Umständen gerade diese Gemeinschaft gefährden. Die beiden Weltbilder sind also in gewisser Hinsicht komplementär.

Mein Datenmaterial legt mir nahe, dass ältere Personen eher zum gemeinschaftlichen, jüngere hingegen eher zum individualistischen Weltbild tendieren. Dabei ist nicht das biologische Alter ausschlaggebend, sondern die Tatsache, dass in unserer Gesellschaft ein Wandel hin zu mehr Individualismus stattgefunden hat. Gemeinschaftlich orientierte Menschen nehmen diesen Wandel oft als bedrohliche Veränderung zum Schlechten wahr. Fritz formuliert dies in Bezug auf das Staatsverständnis wie folgt: „Wir haben in der Schule irgendwie noch gelernt: Was ist der Staat. Da hat man uns gesagt, ja der Staat sind wir, nicht? [...] Nur, das hat sich jetzt eben auch gewandelt, und heute ist die Situation auch so, dass viele Schweizer sagen, Du, der Staat kann mir doch ,in die Schuhe

---

ihnen „mit vollen Händen“ gereicht werden). Fazit: dies ist ungerecht und muss geändert werden. Die SVP bietet an, ein Exempel zur Beruhigung der empörten Rechtschaffenen zu statuieren.

blasen', den betrüge ich auch, wo ich kann.“ Hans stellt in Bezug auf die Arbeitsmoral von Ausländern und Schweizern fest: „Die beziehen ja bloss die Sozialleistungen bei uns, aber arbeiten, zum Arbeiten kann man sie nicht einsetzen. [...] *Interviewer*: Auch unter den Schweizern? [...] *Hans*: Hat es auch. Die Verblüdung geht nicht nur von denen aus, sondern geht von den Schweizern auch aus.“ Stefan bemerkt in Bezug auf schweizerische Werte: „*Interviewer*: Hast Du das Gefühl, das sind Werte, die irgendwie bedroht sind? *Stefan*: [...] mich dünkt es, wir bedrohen uns selber, wir machen sie uns selber kaputt, wenn ich anschau, die heutige Jugend, wie sie locker, weißt Du, zum Teil oder ‚einfach easy, schauen wir mal‘, oder.“

Doch nicht nur von innen ist die Gemeinschaft – insbesondere wenn sie als nationale Einheit verstanden wird – in den Augen dieser Menschen bedroht. Supranationale Organisationen wie die EU oder die NATO und die Globalisierung im allgemeinen (siehe dazu Kapitel 6.5.2.3) stellen ebenfalls eine Gefahr dar, da sie Strukturen schaffen, die anscheinend rein durch ihre Grösse keine urwüchsigen Zusammengehörigkeitsgefühle mehr gestatten. Die Immigration, als Einfuhr von gemeinschaftsfremden Elementen, ist eine weitere Bedrohung, die von aussen kommt.

Das Gefühl, durch die aktuelle Entwicklung etwas verloren zu haben, ist bei Menschen mit einem gemeinschaftlichen Weltbild manchmal dermassen stark, dass sich in ihren Aussagen eine eigentliche *Sehnsucht nach Gemeinschaft* widerspiegelt, eine Sehnsucht nach einer Rückkehr zu traditionellen Formen der Vergemeinschaftung, nach einer überschaubaren Welt, in der Probleme „von Haus zu Haus“ gelöst werden, in der keine grossen, abstrakten und unbeherrschbaren Strukturen das Sagen haben, in der man alle Leute kennt, respektiert und jederzeit mit ihnen sprechen kann. Oder wie es Fritz im Bezug auf den Begriff „Lebensqualität“ formuliert: „nur schon das Wort, den Ausdruck haben wir gar nicht gekannt in unserer Jugend. Weil er nicht nötig gewesen ist.“

#### **6.4.4 Ausblick: das Streben nach Glück**

Stark zusammengefasst postulieren Klages et al., dass es zwei grosse „Bereiche“ von Werten gebe: Pflicht- und Akzeptanzwerte einerseits, Selbstentfaltungswerte andererseits.<sup>45</sup> Diese Wertebereiche seien grösstenteils voneinander unabhängig. Jemand mit hohen Pflicht- und Akzeptanzwerten könne also gleichermassen hohe oder tiefe Selbstentfaltungswerte haben. Pflicht- und Akzeptanzwerte sind Werte wie Disziplin, Gehorsam, Unterordnung, Ordnung, Pünktlichkeit, Pflichterfüllung, Selbstbeherrschung, Treue, Bescheidenheit, Anpassungsbereitschaft, Fügsamkeit, Enthaltbarkeit, Leistung und Fleiss. Solche Werte betonen die Notwendigkeit, dass sich das Individuum mit der Gemeinschaft identifiziere und seine individuellen Interessen denen des Kollektivs unterordne. Demgegenüber haben in der Welt der Selbstentfaltungswerte die individuellen Interessen Priorität. Individuelle Regungen sollen nicht kontrolliert und verdrängt, sondern aufgespürt und ausgelebt werden. Emotionalität, Kreativität, Individualismus und Hedonismus sind typische Selbstentfaltungswerte.

Bringt man Pflicht- und Akzeptanzwerte mit dem gemeinschaftlichen Weltbild in Verbindung und ordnet man Selbstentfaltungswerte dem individualistischen Weltbild zu, können einige der

---

<sup>45</sup> Bei dieser Kurzzusammenfassung der Thesen von Klages et al. stütze ich mich sehr stark auf die entsprechende Passage in Stolz (1999, Kapitel 10).

Erkenntnisse, die Klages et al. bezüglich dieser Wertebereiche gewonnen haben, auf meine Unterscheidung von Weltbildern übernommen werden – insbesondere jene, die die Vermischung von personaler und sozialer Identität, die Anspruchshaltung an andere Mitglieder des Kollektivs, sowie die Tendenz, klare Grenzen um die Gemeinschaft zu ziehen bei Menschen mit hohen Pflicht- und Akzeptanzwerten betreffen. Der von Klages et al. beschriebene Wertewandel hin zu einer stärkeren Betonung von Selbstentfaltungswerten deckt sich teilweise mit meiner Annahme, dass jüngere Personen eher zum individualistischen, ältere Personen hingegen eher zum gemeinschaftlichen Weltbild tendieren. Gleichzeitig stellt meine Erkenntnis aber die These von der Unabhängigkeit der beiden Wertebereiche in Frage, zumindest wenn man annimmt, dass ältere Personen einen Wertewandel langsamer mitmachen als jüngere.

Die Differenzen zwischen meiner Unterscheidung von Weltbildern und der Wertetypologie von Klages et al. findet sich hauptsächlich im Stellenwert des Strebens nach individuellem Glück und in der Exklusivität des Klassifizierungsanspruchs. Meine Behauptung ist, dass sowohl Menschen mit einem gemeinschaftlichen Weltbild, als auch Menschen mit einem individualistischen Weltbild letztendlich individuelles Glück anstreben – einzig die Ansichten über den richtigen Weg dazu sind verschieden. „Gemeinschaftliche“ empfinden eine funktionierende Gemeinschaft und kollektive Wohlfahrt als unerlässliche Basis für individuelles Glück. „Individuelle“ hingegen glauben, dieses Glück durch ihr eigenes Streben erreichen zu können – vielleicht gerade weil die Gemeinschaft um sie herum bereits existiert und gesichert scheint. Ich möchte auch nicht postulieren, dass die beiden Weltbilder die einzigen sind, die Wege zur Erreichung individuellen Glücks aufzeigen. Ein weiteres mögliches Weltbild, das in meinen Interviews aber nur sehr am Rande in Erscheinung getreten ist, wäre *das Weltbild der grossen Projekte*. Menschen mit diesem Weltbild machen die Möglichkeit der Erreichung individuellen Glücks vom Zustand der weiteren Umwelt oder gar der Weltgesellschaft abhängig. Ganz nach dem Prinzip „wir können nicht glücklich werden, solange überall Kriege herrschen und solange wir dauernd damit rechnen müssen, dass das Weltökosystem unter der Umweltbelastung zusammenbricht“. Die Teilnehmer der zahlreichen Grossdemonstrationen der '80er Jahre (gegen die Armee, gegen Atomkraftwerke, für mehr Toleranz, gegen staatliche Überwachung) waren sicher nicht nur von individualistischen oder gemeinschaftlichen Prinzipien getrieben und dennoch hatten sie das Gefühl, dass ihr individuelles Glück von den Dingen abhängt, für- oder gegen die sie demonstrieren.

Ein weiteres denkbare Weltbild – dieses wird uns hier aber nicht beschäftigen – wäre *das religiöse Weltbild*, das die Erreichung individuellen Glücks durch die Befolgung religiöser Lehren (nicht kirchlicher Dogmen) verspricht, im Buddhismus ist dies zum Beispiel die Möglichkeit, zu Lebzeiten das Nirwana zu erreichen.

Ich bin besorgt, ich bin ein Schweizer mit Leib und Seele.  
**Rolf**

Es ist genial, wenn Du Dir überlegst, wir können fast gegen alles  
das Referendum ergreifen.  
**Stefan**

Also „Schweizer“, ist fast ein Schimpfwort eigentlich, oder?  
**Marius**

## 6.5 Die Schweiz

### 6.5.1 Verschiedene Vorstellungen von der Schweiz

Die Nation ist eine typische Erscheinungsform des Eigenen. Wie stark sich aber die individuellen Vorstellungen von einer Nation unterscheiden können, will ich in diesem Kapitel am Beispiel der Schweiz aufzeigen. Ich will sozusagen darstellen, in welchen individuell verschiedenen „Nationen“ meine Interviewpartner leben und welche Bedeutungen diese für sie haben.

Ihrem Inhalt nach lassen sich drei verschiedene Vorstellungen von der Nation Schweiz unterscheiden: eine positiv-identitäre,<sup>46</sup> eine funktionsbezogene und eine negativ-identitäre. Diese Vorstellungen überlagern sich gegenseitig.

Menschen mit einer positiv-identitären Vorstellung von der Schweiz sind, wie Rolf, mit „Leib und Seele“ Schweizer. Die Zugehörigkeit zur Schweiz gibt ihnen Sinn und Identität, Orientierung und Aufgehobensein in einer Gemeinschaft, ganz im Sinne des soeben besprochenen, gemeinschaftlichen Weltbildes. Zu ihnen gehören nebst Rolf auch Hans, Werner, Fritz und – in sehr beschränktem Ausmass – Stefan und die Familie Vontobel.

Alle meine Interviewpartner haben auch eine funktionsbezogene Vorstellung von der Schweiz, sie sehen sie als demokratischen Rechtsstaat, der seinen Bürgern gewisse Rechte und Pflichten auferlegt und ihnen Sicherheit, Arbeit, Freiheit und manches mehr garantieren soll. Viele meiner Interviewpartner sind der Überzeugung, dass die Schweiz diese Aufgaben besonders gut löse und manche von ihnen sind deshalb stolz auf unser System. Der Übergang zur positiv-identitären Vorstellung von der Schweiz ist hier also fließend. Eine fast rein funktionsbezogene Vorstellung von unserem Land haben Carmen, Guillaume und Silvia.

Die negative Vorstellung von der Schweiz drückt sich durch eine Abgrenzung von nationalen Werten im allgemeinen aus. „Schweiz“ sei ein Schimpfwort, Schweizer seien engstirnig, selbstgefällig, reaktionär und arrogant, sie seien auf Sicherheit fixiert und würden uralten Heldengeschichten und verbrauchten nationalen Klischees nachhängen. Identitär nenne ich diese Vorstellung deshalb, weil die starke Abgrenzung von nationalen Werten ebenfalls eine identitär-expressive und sogar eine zugehörigkeitsmarkierende Funktion hat. Mit obigen Aussagen wird quasi markiert: „Ich gehöre nicht zu den Menschen mit Scheuklappen, ich bin Kosmopolit, weitsichtig, ein wahrer Europäer oder Weltbürger“. Marius und vor allem Erika haben nebst dem funktionsbezogenen ein hauptsächlich negatives Bild von der Schweiz. Die negative Vorstellung von der Schweiz darf freilich nicht mit einer

---

<sup>46</sup> Ich verwende die etwas ungewöhnliche Adjektivierung „identitär“ jeweils im Sinne von „auf die Identität bezogen, mit Identität im Zusammenhang stehend“.

kritischen Haltung gegenüber der Nation und nationalen Werten, gegenüber dem Bestehenden und Eigenen im Allgemeinen, verwechselt werden. Diese Haltung, sie tritt in den von mir durchgeführten Interviews erstaunlich und erfreulich oft zutage, stellt eine notwendige Voraussetzung für ein funktionierendes, basisdemokratisches Systems dar.

Die inhaltlich verschiedenen Vorstellungen von der Schweiz können sich formal in ganz unterschiedlichen Darstellungen unseres Landes ausdrücken. Aus über 80 Aussagen zur Schweiz habe ich 10 idealtypische Bilder unseres Landes abgeleitet, die ich nun auf den folgenden paar Seiten darstellen will. Selbstverständlich überlagern sich auch diese Bilder in der Realität.

#### 6.5.1.1 DIE SCHWEIZ DER VIER VOLKSGRUPPEN

Das Zusammenleben von vier Volksgruppen gehört mittlerweile schon fast zur funktionsbezogenen Vorstellung von der Schweiz. Es ist aber auch etwas, „worauf man stolz sein kann“ und was uns von anderen Ländern unterscheidet – der Übergang zur positiv-identitären Vorstellung ist also auch hier fließend. Wir seien schon fast „multikulturell“, sagt Fritz, oder mit den Worten von Stefan:

Dass wir es schaffen vier, ja okay, die Romanen sind weniger, sagen wir, drei verschiedene Volksgruppen in der Schweiz zusammenzuhalten und dass das einigermaßen funktioniert, oder, wir sind Deutsche, Italiener und Franzosen. Und es funktioniert. Und in anderen Ländern geht das auseinander [...].

#### 6.5.1.2 DIE BASISDEMOKRATISCHE SCHWEIZ

Auch die Bedeutung dieses Bildes variiert zwischen positiv-identitär und funktionsbezogen. Alle meine Interviewpartner – vielleicht mit der Ausnahme von Guillaume – sind überzeugt vom Prinzip des basisdemokratischen Systems und von der grossen Zahl an Volksrechten in der Schweiz. Was die konkrete Realisierung dieses Prinzips anbelangt, melden jedoch fast ebenso viele Zweifel an. Davon soll im nächsten Kapitel gehandelt werden. Dennoch spricht Frau Vontobel für einige, wenn sie sagt: „Man ist [in der Schweiz] eigentlich nie in einer Situation, wo man sich ohnmächtig, hilflos als Mensch vorkommen muss.“

#### 6.5.1.3 DIE NEUTRALE SCHWEIZ

Von der Neutralität der Schweiz sprechen nur Werner und Hans. Werner glaubt, dass diese für unsere Vermittlerrolle in der Weltpolitik essentiell sei, er sieht sie aber bedroht. Hans glaubt fest an ihre Wichtigkeit, hat aber eine sehr unklare Vorstellung von ihrer Bedeutung: „Es ist einfach ein Standbein von unserem Land. Wenn Du das Bein absägst, dann gehen wir in die NATO und in die EU, und werdet interna... interna..., wie sagt man da? Internationalisiert.“ Die Angst vor einer Infragestellung der Neutralität steht in Verbindung zu allgemeinen Bedrohungsgefühlen in Bezug auf



unser Land und lässt sich mit der positiv-identitären Bedeutung der Schweiz in Verbindung bringen, wie im nächsten Abschnitt gezeigt wird.

Aber das Leben ist hat eine gute Qualität gehabt.  
 Alles, was die Jungen wollen, weniger Verkehr, bessere  
 Luft, besseres Wasser, haben wir alles gehabt. Haben wir alles gehabt!  
 Man hat es verdorben.  
**Fritz**

#### 6.5.1.4 DIE BEDROHTE SCHWEIZ

Hans, Fritz, Rolf, Werner und teilweise auch Stefan sehen die Schweiz sowohl von innen, durch eine „Verluderung“, also durch einen Zerfall von politischen, sozialen und wirtschaftlichen Werten, als auch von aussen, durch kriegerische Handlungen (Hans), durch Immigration, oder durch den Anschluss an internationale Gemeinschaften wie die EU oder die NATO und durch die Globalisierung bedroht.

Im Zusammenhang mit einem möglichen EU-Beitritt nennen Hans, Fritz, Rolf und Werner in etwa folgende Negativargumente: a) Ein EU-Beitritt würde den Verlust von Freiheiten und politischen Rechten, sowie unserer Identität nach sich ziehen, zugunsten der „Grossen“. Rolf: „Es gäbe einfach sukzessive ein Abbau von unseren Volksrechten, und das fürchte ich.“ b) Die Schweiz müsste nach einem EU-Beitritt einen Teil ihres Reichtums an die ärmeren Staaten abgeben. Rolf: „Wir wären recht zum Zahlen, für die Südstaaten, für die armen, Spanien, Portugal, Griechenland und so weiter.“ c) Ein EU-Beitritt würde eine verstärkte Immigration nach sich ziehen. Nochmals Rolf: „Und wenn ich eben gegen die Überbordung vom, besonders vom Asylantenwesen oder eben auch dass wir direkt überschwemmt werden von, von Ausländern, das wäre ja auch der Fall, wenn wir der EU beitreten würden mit der Freizügigkeit im Personenverkehr.“ d) Das System der Schweiz funktioniert und ist besser, als das der viel zu grossen und unkontrollierbaren EU. Fritz: „Ich hoffe immer noch, die EU klappe vorher zusammen, weil ich einfach nicht glauben kann, dass ein so gigantisches Werk überhaupt funktionieren kann.“

Von Hans, Fritz, Rolf und Werner wird bezweifelt, dass die nationale Identität der Schweiz (und ihre darauf basierende individuelle Identität) nach einem Anschluss an die EU erhalten bleiben würde (a). Die politische Legitimität der EU wird ebenfalls infragegestellt (a) und (d). Mit der Angst vor einem Verlust von materiellen Privilegien (b) und (c) mischt sich die Angst vor einer allgemeinen Entsolidarisierung der globalisierten und individualisierten Gesellschaft.<sup>47</sup>

Solche Äusserungen sind einerseits Ausdruck der Befürchtung eines Verlustes von Sinn durch die Veränderung des Eigenen, andererseits aber auch ein Ruf nach Vereinigung. Die Bedrohung und die gemeinsame Abgrenzung nach aussen sollen hier das vereinigende Moment bilden. Menschen wie Hans, Fritz, Rolf und Werner sehnen sich zurück in eine utopisch verklärte, einfache Welt, in der die Dinge überschau- und kontrollierbar waren, in der sich alle kannten, „grüezi“ sagten und im Tram ihre Sitzplätze anboten. Die internationalen Organisationen, die Ausländer, die mit dem Dolmetscher

---

<sup>47</sup> Die Idee für diese Interpretation stammt aus Habermas (1998).

eingebürgert werden (Fritz), und die „verluderten“ Individualisten stellen für sie die Antithese zu dieser Welt dar.

#### 6.5.1.5 DIE BESONDERE SCHWEIZ

Die Vorstellung, dass die Schweiz in manchen Dingen besonders sei, ist weit verbreitet. Zu diesen Dingen gehören:

- § Die Schweiz hat ein besonders ausgereiftes politisches System.
- § Das schweizerische Wirtschaftssystem ist sehr effizient und beschert uns einen grossen Reichtum und eine hohe Lebensqualität, aber auch beträchtliche Lebenshaltungskosten (Fixkosten).
- § Die Schweiz ist ein sicheres Land.
- § Die Schweiz ist eine Bildungsnation, Bildung ist das einzige, was wir haben.
- § Die Schweiz basiert nicht wie anderer Länder auf der Geographie, einer Ethnie oder einer Sprache. Sie ist eine Willensnation, ein ideelles Konstrukt, ein Machttakt des Willens.
- § Die Schweiz ist neutral.

#### 6.5.1.6 DIE HUMANITÄRE SCHWEIZ UND DAS EINWANDERUNGSLAND SCHWEIZ

Dass die Schweiz „ganz arme Kerle“ (Werner) aufnehmen müsse, oder ihnen zumindest in ihrem Herkunftsland Hilfe zukommen lassen soll, wird – Guillaume ausgenommen – von keinem meiner Interviewpartner infragegestellt. Sie sehen die Schweiz ohne Ausnahme als humanitäres Land. Wer zu diesen „ganz armen Kerlen“ gehört, ist eine andere Frage. Dieses Thema wird später noch reichlich oft erwähnt werden.

#### 6.5.1.7 DAS HEIMATLAND SCHWEIZ

Die Schweiz als Land, in dem man geboren und aufgewachsen ist, und zu dem man daher quasi „logischerweise“ eine gewisse Verbundenheit empfindet. In der Schweiz geboren zu sein sei aber kein Verdienst, betont Stefan.

#### 6.5.1.8 DIE HISTORISCHE SCHWEIZ

Einzig Carmen erwähnt die Sagen der schweizerischen Frühgeschichte, „Wilhelm Tell und Konsorten“, sie sagt dazu: „so mindestens so die Anfänge und so, stell ich mir schon noch recht so heroisch vor.“ Mehrere Interviewpartner wiesen darauf hin, dass die Schweiz eine historisch gewachsene Einheit sei und daher auch einen gewissen Respekt verdiene.

### 6.5.1.9 SCHWEIZER KULTUR

Von einer schweizerischen Kultur im engeren Sinne (z.B. in Bezug auf die Künste) sprechen die wenigsten meiner Interviewpartner. Trachtenfeste, Ländlerversammlungen, Schwingfeste usw. werden nur nebenbei erwähnt. Auch scheint keiner meiner Interviewpartner besonders starke Affinitäten zu diesen kulturellen Ausdrucksformen zu haben.

### 6.5.1.10 TYPISCH SCHWEIZERISCH

Folgt man meinen Interviewpartnern, sind „typisch“ schweizerische Eigenschaften Pünktlichkeit, Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit, Sauberkeit, Arbeitsamkeit, Sicherheitsliebe, Engstirnigkeit und Kleinbürgertum. Solche Annahmen über individuelle Eigenschaften der Schweizer scheinen aber keinen besonders grossen Einfluss auf die allgemeine Vorstellung von der Schweiz zu haben. Mit anderen Worten: die Vorstellungen meiner Interviewpartner über unser Land basieren nicht auf ethnischen oder rassischen Zuschreibungen, sondern auf Ansichten über das System, sein Funktionieren, über historische Errungenschaften und über gemeinsame Werte und Ziele.

Also mich dünkt einfach, sie hat schon  
so viel Macht, die Wirtschaft, dass eigentlich die Politik fast  
irgendwie ein wenig belanglos wird und gar nicht mehr wichtig.  
Und das, das macht auch mich manchmal ein wenig ohnmächtig.  
Stefan

## 6.5.2 Das politische System

Meine Interviewpartner mögen zwar bis auf eine Ausnahme<sup>48</sup> vom Prinzip des basisdemokratischen Systems überzeugt sein, fast ebenso häufig glauben sie aber, dass es um die tatsächliche Ausgestaltung dieses Systems in der Schweiz zur Zeit schlecht stehe. Dieses Phänomen ist dermassen markant, dass ich nicht umhin komme, in meinem Kapitel über die Schweiz davon zu sprechen.

Das, was in den Sozial- und Politikwissenschaften gemeinhin als „Wertverlust der Politik“ bezeichnet wird, ist für den Grossteil meiner Interviewpartner ein reales Gefühl. Insbesondere die, deren Weltbild gemeinschaftlich geprägt ist, werden dadurch verunsichert.

Ich will die hauptsächlichen Bedenken meiner Interviewpartner in Bezug auf den aktuellen Zustand des schweizerischen politischen Systems unter den folgenden Überschriften zusammenfassen.

### 6.5.2.1 DIE POLITIKER

Die Politiker, so sagen Hans, Rolf und Fritz, missachten Volksentscheide oder versuchen, das Volk so lange zu manipulieren, bis es in ihrem Sinne entscheidet. Als Paradebeispiel für diese Art von

---

<sup>48</sup> Guillaume.

Vorgehen erwähnen sie alle drei das Verhalten des Bundesrates nach dem EWR-Entscheid des Volkes. Dass der Bundesrat sofort nach dieser für ihn verlorenen Abstimmung betont hat, dass das Fernziel der EU-Beitritt sei, erachten sie als empörende Missachtung der Volksmeinung und des Prinzips der Volksvertretung. Seither werde das Volk durch die Publikation von Meinungsumfragen und mittels manipulativer Verwendung der Medien so lange „weichgeklopft“ (Rolf), bis es „wie eine reife Frucht in den Korb von der EU hineinfällt“. Fritz hat eine eigene Erklärung dafür, weshalb der Bundesrat einen Gegenvorschlag zur Volksinitiative „Ja zu Europa!“, die ja eigentlich im Sinn der Landesregierung sei, erarbeitet habe: „Weil er [der Bundesrat] genau weiss, diese Abstimmung im heutigen Zeitpunkt, [...] geht wieder bachab. [...] und dann bekommen die eben die Quittung, die dermassen an der Volksmeinung vom gewöhnlichen Bürger vorbeipolitisieren. Da bekommen sie die Antwort. Und der Bundesrat hat das erkannt, richtig erkannt. Darum hat er den Gegenvorschlag gebracht.“ Zwei Dinge schwingen in dieser Art von Aussagen mit. Einerseits sehen sich Hans, Rolf und Fritz gerne als Vertreter der „wahren Volksmeinung“, oder der „schweigenden Mehrheit“. Sie können Veränderungen in der politischen Einstellung des Schweizer Volkes schlecht akzeptieren (siehe dazu das Beispiel von Hans im Kapitel 6.3) und sagen gerne, dass diese aufgrund einer Manipulation, zum Beispiel durch die Medien, zustande gekommen seien. Andererseits zeigen solche Aussagen aber auch, dass sich gewisse Menschen angesichts einer politischen Elite, die über gewisse Volksentscheide nur noch lächelt und angesichts einer real oder vermeintlich links dominierten, öffentlichen Meinung ziemlich verlassen vorkommen. Zwischen diesen Menschen, der öffentlichen Meinung und den Politikern scheint ein sehr grosser Graben zu bestehen (siehe hierzu auch die Kapitel 7.7.1.1 und 8).

Eine mangelnde Identifikation der Politiker mit der Schweiz glauben Hans und Fritz festgestellt zu haben. Sie haben beide eine sehr stark positiv-identitäre Verbindung zu unserem Land und fordern von den Politikern, dass sie die Quelle ihrer Orientierung und ihrer Identität aktiver nach innen und nach aussen verteidigen.

Hans, Werner, Fritz, Rolf, Silvia und Marius werfen den Politikern Elitarismus oder Wirtschaftslastigkeit vor. Die Parlamentarier seien keine echten Volksvertreter mehr, ihre Entscheide seien vielmehr geprägt von den Interessen einer wirtschaftlichen oder intellektuellen Elite.

Viele meiner Interviewpartner beurteilen die Politikern generell als inkompetent. Erika drückt dies diplomatisch aus: „Also ich glaube, das Problem ist einfach auch, dass man keine guten Leute mehr bekommt. Und diejenigen, die da sind, meinte ich, sie arbeiten sicher viel, aber ich, ich habe nicht das Gefühl, dass sie sehr gut sind.“

### 6.5.2.2 DAS VOLK

Die abnehmende Stimmbeteiligung macht einigen Sorgen. Manche halten das Schweizer Volk, wie bereits erwähnt, auch für dumm, desinformiert, manipuliert, oder der Meinungsbildung unfähig.

Die vom Volk geforderten, politischen Entscheidungen würden dermassen komplexe Zusammenhänge betreffen, dass man nur noch nach intensiver Auseinandersetzung damit zu einem vernünftigen Entscheid kommen könne, sagt Stefan.

### 6.5.2.3 DIE GLOBALISIERUNG

Die Globalisierung oder die „Internationalisierung“ ist ein Symbol für das Entstehen von grossen, vom Individuum nicht mehr beeinflussbaren Strukturen, für die Verquickung von Wirtschaft und Politik und für den Einflussverlust der Politik schlechthin. Gewisse meiner Interviewpartner haben das Gefühl, das Volk habe früher via Stimmrecht Einfluss auf den Lauf der Dinge nehmen können, was heute nicht mehr der Fall sei. Die Globalisierung bedroht ihre Vorstellung von einer nationalen Urgemeinschaft, einflussreich nach innen und nach aussen, in der jeder seinen Platz, Lebenssinn und eine Orientierungshilfe findet. Sie haben das Gefühl, dass ihnen durch die Globalisierung Handlungsfähigkeit entzogen wird, dass sie als kleines Individuum wert- und sinnlos werden. Dieses Gefühl dominiert ganz besonders bei Menschen mit einer positiv-identitären Beziehung zur Schweiz und mit einem gemeinschaftlichen Weltbild. Stefan beschreibt es sehr treffend: „Oder, wenn du die ganze Welt ein wenig anschaust, wie die Politik eigentlich, ein Land selber immer weniger zu sagen hat, sondern dass einfach Wirtschaftsunternehmen, also Unternehmungen, grosse, riesige Konzerne einfach immer mehr zu sagen haben, dass du einfach ohnmächtig dem gegenüber stehst, weil, was willst du? Wie bei dem Genschutz. Hätten wir es abgelehnt, da wären alle irgendwo sonst durch.“

## 7. Das Fremde und das Andere

---

### 7.1 Ausschweifende Vorüberlegungen

Ich will in diesen Vorüberlegungen den geläufigen Begriff des „Fremden“ als Gegenpol zum Eigenen verwenden. Ich möchte es aber nicht versäumen, darauf hinzuweisen, dass ich diesen später genauer umschreiben und zwei andere Begriffe, die des nicht-Eigenen und des Anderen, aus ihm abspalten werde.

Das Fremde und die Interaktionen zwischen Eigenem und Fremdem sind ein wahrhaft umfassender, oder gar ausufernder Themenbereich. Man ist bei seiner Untersuchung stets versucht, Himmel und Erde in Bewegung zu versetzen, oder zumindest neu zu definieren. Einerseits können einem Wissenschaften, so verschieden wie die Theologie, die Soziologie, die Psychologie, die Sozialpsychologie, die Geschichtsforschung, die Philosophie und die Biologie bei der Gewinnung eines besseren Verständnisses für die untersuchten Phänomene beistehen. Andererseits führt ein solches Verständnis, sollte man es je erreichen, fast unweigerlich zum Bedürfnis, sich politisch zu betätigen oder sozialkritisch zu äussern, und nicht selten berühren gemachte Erkenntnisse den Forscher tiefer, als er sich dies eigentlich wünschen würde. Wenn dieser nun versucht, seine neu gewonnene Weisheit in Worte zu fassen, sieht er sich vor ein fast unlösbares Problem gestellt: der Umgang der Menschen mit Fremdem ist derart komplex und widersprüchlich und er berührt so viele Teilbereiche des Lebens, dass er sich kaum mittels einer kohärenten Theorie beschreiben lässt. Dies ist auch der Grund, weshalb mancher in Versuchung kommt, sich in die Belletristik oder die reine Beschreibung zu flüchten und weshalb das Angebot an Teiltheorien zum Thema fast unendlich ist.

Ich habe versucht, mit den mir zur Verfügung stehenden Mitteln eine Gesamtheorie zu erstellen und diese möglichst frei von Poesie und reiner Beschreibung zu halten, bewusst ausschweifen will ich nur in diesen Vorüberlegungen. Ob mir dies gelungen ist, möge der Leser selber entscheiden.

Das Fremde beschäftigt die Menschen seit Urzeiten. Erfahrungen mit Fremdem und Fremdheit haben über Tausende Jahre immer wieder ähnliche Gedanken, Ideen und Bekenntnisse provoziert. Dies möchte ich in meinen Vorüberlegungen anhand einiger Zitate aus der Heiligen Schrift veranschaulichen, in der die Hinweise auf den korrekten Umgang mit Fremdem ebenso zahlreich sind, wie die pikanten Beschreibungen tatsächlicher Begegnungen, die meist wesentlich weniger korrekt verlaufen zu sein scheinen.<sup>49</sup>

Doch was gehört zum Eigenen und was ist fremd? Zwischen dem Eigenen und dem Fremden scheint eine gewisse Distanz zu liegen. Diese Distanz aber mit geographischer Entfernung gleichzusetzen würde bedeuten, sich von der Oberfläche der Dinge täuschen zu lassen. Der, der von weit her kommt, mag zwar öfter fremd erscheinen als der, der ganz in der Nähe lebt, es ist aber nicht die geographische Distanz, die diesen Unterschied ausmacht, es sind Differenzen in der Kultur, im Denken, in der Art zu leben, im Aussehen etc., die den Eindruck von Fremdheit entstehen lassen. Fremdheit besteht in der Differenz, sie existiert ausschliesslich im Verhältnis zum Eigenen. Da sich das Eigene historisch stets gewandelt hat, haben sich auch die Kriterien verändert, anhand derer Eigenes von Fremdem unterschieden wird. In der Urzeit der Menschheit mag der Bewohner der

übernächsten Höhle ein Fremder gewesen sein, später war es vielleicht der Bewohner des nächsten Dorfes, im Mittelalter der Anhänger einer anderen Religion, im Kolonialismus der Angehörige einer anderen Rasse und in der Zeit des Nationalismus der Bürger einer anderen Nation. Heute ist es oft der Träger einer anderen Kultur. Differenzen zwischen Fremdem und Eigenem können jedoch durchaus auch an einem einzigen geographischen Ort bestehen. Es kann sogar so weit kommen, dass sich ein Mensch oder eine kleine Gruppe von Menschen an ihrem vermeintlich vertrauten Ort von Fremden umgeben fühlen und sich dadurch bisweilen sogar selbst fremd vorkommen. So ist es zum Beispiel den frühen Christen inmitten der „Ungläubigen“ ergangen: „Meine Freunde, denkt daran, dass ihr Gäste und Fremde in dieser Welt seid! [...] Euer Leben mitten unter den Menschen, die Gott nicht kennen, darf zu keinem Tadel Anlass geben. Wenn sie euch alles mögliche Böse nachsagen, sollen eure guten Taten sie eines Besseren belehren.“<sup>50</sup>

Die frühen Christen sind sich nicht nur selbst fremd vorgekommen, sie wurden von den Ungläubigen, also von der dominanten Gesellschaft, auch zu Fremden gemacht und erfuhren die Behandlung von Fremden, wenn ihnen „alles mögliche Böse“ nachgesagt wurde. Es ist also möglich, dass etwas aus dem Eigenen herausgestossen und zu Fremdem gemacht wird. Johannes tat dies mit den Häretikern: „Sie sind aus unserer Mitte gekommen, aber sie gehören nicht zu uns; denn wenn sie zu uns gehört hätten, wären sie bei uns geblieben.“<sup>51</sup> Man fühlt sich ob solchen Aussagen an die Art erinnert, wie heutzutage manche Menschen über gesellschaftliche Randgruppen wie Homosexuelle, Drogenabhängige oder Arbeitslose sprechen.

Doch wird dem Fremden nur „alles mögliche Böse“ nachgesagt? Hierzu müssen wir zwei verschiedene Situationen unterscheiden:

1) **Das Fremde, das man sieht.** Wenn, erstens, ein Fremder im Eigenen auftaucht, wird sich für die Angehörigen des Eigenen ein Moment kognitiver Unsicherheit einstellen. Das haltgebende Wissen, wie man sich zu verhalten habe, wird ihnen im Umgang mit dem „Eindringling“ vorerst abhanden kommen. „Wer ist dieser Mensch?“ werden sie sich fragen müssen. „Ist er ein Freund, oder ist er ein Feind? Sollen wir ihn zu unserem Gast machen, oder müssen wir ihn bekämpfen?“ Der bedrohlichste Fremde ist der, bei dem die Entscheidung zwischen Freund und Feind nicht getroffen werden kann. Er verkörpert das nicht Klassifizierbare, das gefährlich Unbestimmte, die Unsicherheit, den drohenden Zerfall der fragilen Konstrukte menschlicher Sicherheit und menschlichen Sinns. Für „bestimmbare“ Fremde, für Freunde und Feinde hält hingegen jede Gesellschaft Lösungen bereit. So verfügt jede Gesellschaft über Plätze für Gäste – kleine soziale Nischen, in denen die Fremdartigkeit des Fremden keinen allzu grossen Schaden anrichten kann, wo man den Fremden aber gut aushorchen und von seinen fremdartigen Ideen profitieren kann. Gast und Feind bleiben jedoch stets untrennbar miteinander verknüpft, dies zeigt die Verwandtschaft der beiden Wörter in manchen Sprachen: das englische „host“ und „hostile“ und das französische „hôte“ und „hostile“ gehen auf dieselben sprachlichen Wurzeln zurück, auf das lateinische Wort für „Feind“ (hostis). Trotz der gefährlichen Nähe von Gast und Feind ist eine jede Gesellschaft gezwungen, gegenüber Fremden offen zu sein, denn wenn sie sich nach aussen verschliessen würde, wäre sie nicht konkurrenz- und überlebensfähig. Deshalb, und nicht aus herzlicher Menschenliebe, gilt Gastfreundschaft in fast allen Kulturen als

---

<sup>49</sup> Einige Hinweise zu diesem Thema beziehe ich aus einem Text von Brox, in Eifler (1991, S. 15ff.).

<sup>50</sup>1 Petr 2, 11-12.

Tugend. Der Fremde, den man ablehnt, könnte ja der neue Erlöser sein. Jesus wandelte als Fremder auf dieser Welt und belohnte später die, die ihn trotzdem aufgenommen hatten, mit folgenden Worten: „Nehmt Gottes neue Welt in Besitz, die er euch von Anfang an zugehört hat. Denn ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd, und ihr habt mich bei euch aufgenommen.“<sup>52</sup> Meist fällt den Angehörigen des Eigenen die Aufnahme von Fremden nicht leicht, zumal diese nebst allen Gefahren, die sie mit sich bringen, nebst der Bedrohung, die sie für die Ordnung des Eigenen darstellen, ihnen gegenüber einen Vorteil zu haben scheinen: sie kommen in ein „gemachtes Bett“ und sie können vermeintlich jederzeit wieder gehen – in eine zweite Heimat, die den Angehörigen des Eigenen verschlossen bleibt.

2) **Das Fremde, über das man spricht.** Doch wie wird zwischen Freund und Feind unterschieden? Vielleicht aufgrund dessen, was man über den Fremden gehört hat. Und dies ist der zweite Punkt: der des unbekannt Fremden, des Fremden, über den man spricht, den man aber nicht kennt. Die Fremden, die plötzlich im Eigenen auftauchen, kommen von aussen. Die Fremden, über die man spricht, waren wohl immer schon im Eigenen präsent. Haben jenseits des Berges alle Menschen Hundsköpfe? Der, der nie dort war, weiss es nicht und der, der dort war, weiss es auch nur, wenn er sehr genau hingeschaut hat. Der unbekannte Fremde ist Objekt von allerlei Vorstellungen und Projektionen. Diese Vorstellungen können negativer oder positiver Art sein.

Brox hat eine Liste dessen zusammengestellt, was „man“ laut der frühen christlichen Kirche (in den Jahrhunderten nach Christi Geburt) schlechtes über die Barbaren sagte:<sup>53</sup>

- § Man behauptete, dass die Barbaren wild und rasend seien,
- § dass sie gesetzlos und tierisch leben;
- § man verübelte ihnen ihre Wut, in der sie offenbar ständig wüten, ihre Unmenschlichkeit und ihre Grausamkeit,
- § man mokierte sich über ihre Goldgier und Habsucht, ihre Ruchlosigkeit und ihre Zügellosigkeit.
- § Die Liste ihrer Untugenden war endlos: Sie seien listig, menschenfeindlich, prahlerisch, räuberisch, stolz, verleumderisch, verschlagen, wankelmütig, wortbrüchig und zornig, sagte man.

Die folgenden negativen Eigenschaften schreiben meine Interviewpartner, fast 2000 Jahre später, den Fremden zu:

- § Aggressivität, Arroganz, Egoismus, Respektlosigkeit, Verschlossenheit
- § Regellosigkeit, Durchtriebenheit
- § Faulheit, Gewinnsucht, Opportunismus
- § Intoleranz
- § Bereitschaft zu moralisch verwerflichen Handlungen und Zügellosigkeit
- § Schmutzigkeit, Unzivilisiertheit

Vieles scheint sich nicht geändert zu haben.

---

<sup>51</sup> Joh 2, 19.

<sup>52</sup> Mt 25, 34-35.



Durch Abgrenzung vom Fremden lässt sich auch zeigen, wer man selber ist. Es ist leichter zu beschreiben, wie man nicht ist, als zu sagen, wie man ist (oder sein möchte).

Doch das unbekannte Fremde kann auch idealisiert werden. Oft wird seine primitive Einfachheit gelobt, seine Natürlichkeit. Die Fremden seien freundlich, warmherzig und menschlich. Auch die Vergangenheit und die Zukunft bieten sich für solche Projektionen an. Anhand des imaginären Fremden lässt sich leicht beschreiben, wie die bessere Welt aussehen sollte.

Fremdes wird als Verbesserung und Bereicherung ins Eigene aufgenommen und es wird als Bedrohung und Gefährdung des Eigenen abgelehnt. Meistens wird von Fremdem, das im Kontakt mit Eigenem steht, eine gewisse Anpassungsleistung erwartet. Die Menschen wollen nach Möglichkeit in ihrem Alltag von Eigenem umgeben sein.

Unsere Gesellschaft hat jedoch gegenüber früheren Gesellschaften einen grossen Vorteil: die hohe Toleranz gegenüber Individualität. Im Rahmen der Individualität können viele Differenzen untergebracht werden, die so als individuelle Unterschiede und nicht als Gefährdung des Eigenen erscheinen.

Hm... Das finde ich jetzt noch schwierig... Kommt darauf an, fremd, es gibt für mich fremd im positiven und im negativen Sinne.  
Carmen

## 7.2 Einleitung

Jenseits der Ausdehnung des Eigenen bleibt das *nicht-Eigene* vorerst ein *Raum der Indifferenz*, ein Raum des neutralen nicht-wahrgenommen-Werdens. Erst wenn ein Ausschnitt daraus ins Blickfeld eines Individuums – meist in Berührung mit seinem Eigenen – gerät, können Mechanismen ihren Lauf nehmen, die nicht-Eigenes mit Sinn belegen. Solche individuelle Sinnesbelegungen von nicht-Eigenem habe ich für diese Arbeit in der Form von Einstellungen untersucht. Einige dieser Einstellungen bewirken bei meinen Interviewpartnern die Bereitschaft, mit positiven Gefühlen, Wahrnehmungen und Vorstellungen, sowie Verhaltensweisen auf nicht-Eigenes zu reagieren, andere wiederum haben negative Gefühle, Wahrnehmungen und Verhaltensweisen zur Folge. *Ich möchte von nun an dasjenige nicht-Eigene, zu dem ein Individuum eine neutral bis positive Einstellung hat als das Andere und dasjenige, zu dem ein Individuum eine neutral bis negative Einstellung hat als das Fremde bezeichnen.*

Es ist einerseits die Ausdehnung des Eigenen, die bestimmt, was zum nicht-Eigenen und somit potentiell zum Fremden oder Anderen gehört, andererseits werden die Mechanismen, die Fremdes und Anderes entstehen lassen, aus dem Eigenen heraus wirksam. Das Fremde und Andere kann also nur in Relation zum spezifisch Eigenen eines Individuums verstanden werden. Es unterscheidet sich von Person zu Person stark, sowohl im Bezug auf seine Ausdehnung (entsprechend der unterschiedlichen Ausdehnungen des Eigenen), als auch im Bezug auf seine Substanz (entsprechend der unterschiedlichen Mechanismen, die seine Entstehung bewirkt haben). So werden zum Beispiel für eine Person mit einem an der Nation orientierten, gemeinschaftlichen Weltbild die „Ausländer“ eine

---

<sup>53</sup> Siehe Brox, in Eifler (1991, S. 22).

wesentlich grössere Bedeutung als Fremde oder Andere haben, als für eine Person mit einem individualistischen Weltbild. Die Ausdehnung des Eigenen eines gemeinschaftlich orientierten Menschen auf die Nation begünstigt, dass die Ausländer überhaupt in Berührung mit seinem Eigenen und in sein Blickfeld kommen, und spezifische, mit der Nation als Eigenes in Verbindung stehende Mechanismen (zum Beispiel die Reaktion auf ein Bedrohungsgefühl), lassen aus ihnen allenfalls Fremde oder Andere werden. Der „Ausländer“ als Fremder oder Anderer ist demzufolge ein Konzept, das nur im Bezug auf eine historisch und individuell spezifische Form der Konstruktion von Eigenem seine Gültigkeit haben kann. Es ist nicht *a priori* falsch, Einstellungen zu Ausländern oder gar nur negative Einstellungen zu Ausländern als Teilphänomene des Fremden und Anderen zu untersuchen, ich erachte eine derart starke Einschränkung des Blickwinkels aber als gefährlich, da sie den Forscher einerseits davon abhalten kann, die untersuchten Phänomene in ihrer vollen Bedeutung korrekt zu erfassen, und da sie andererseits zumindest in latenter Form eine moralische Wertung enthält. Durch die ausschliessliche Betrachtung dieses Teilphänomens kann der Eindruck entstehen, dass Einstellungen zu Ausländern problematischer seien, als zum Beispiel Einstellungen zu Homosexuellen oder zu anderen Angehörigen gesellschaftlicher Randgruppen, was sich wissenschaftlich meiner Ansicht nach nur schwerlich begründen lässt. Zudem ist, wie ich später zeigen werde, der Ausländerbegriff an sich schon problematisch.

Will ich das Versprechen eines Beitrags zur differenzierten Betrachtung der Ausländerfeindlichkeitsdebatte einlösen, muss ich demzufolge darstellen, welche Entitäten für welche Personen zum Fremden und Anderen gehören und wie die negativen, bzw. positiven Einstellungen zu diesen Entitäten entstanden sind. Des weiteren muss ich erklären, welche Positionen Ausländer im Spektrum des Fremden und Anderen einnehmen.

Fremdes und Anderes unterscheidet sich also vom Rest des nicht-Eigenen durch die negativen oder positiven Einstellungen, die ihm eine Person entgegenbringt. Es mag zuerst erstaunen, dass die Entstehung dieser Einstellungen, egal ob positiv oder negativ, auf ähnliche Mechanismen zurückgeführt werden kann. Die einzelnen Komponenten dieser Mechanismen können in drei Bereiche zusammengefasst werden: Projektion, Identität und Zugehörigkeit, sowie Kognition. Diese Bereiche lassen sich in der Realität niemals restlos voneinander trennen, daher werde ich in Zukunft von *Komponenten der Entstehung von Fremdem und Anderem* sprechen. Aus obiger Aufteilung geht hervor, dass ich in dieser Arbeit ausschliesslich von den Individuen her argumentiere, deren Einstellungen ich untersucht habe. Eine andere Art der Analyse dürfte wohl eine andere Art von Aufteilung nach sich ziehen. Für eine Untersuchung, die von einer gesamtgesellschaftlichen Betrachtung ausgeht, würde mir zum Beispiel eine Trennung von psychologischen, sozialen und politischen Bestandteilen der Entstehung von Fremdem und Anderem plausibel erscheinen. Wie sich später zeigen wird, handelt es sich bei diesen unterschiedlichen Klassifizierungen aber nur um methodologisch bedingt verschiedene Blickwinkel auf dieselben Phänomene.

Es sind hauptsächlich Menschen, oder vielmehr Gruppen von Menschen, die Fremdes und Anderes verkörpern. Über den Grund hierfür und über mögliche Ausnahmen wird noch zu sprechen sein. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Mensch zu einem Fremden oder Anderen wird, ist dann besonders hoch, wenn er eine besonders grosse Distanz zum Eigenen hat, wenn er aufgrund bestimmter Merkmale als vom Eigenen deutlich getrennt wahrgenommen oder vorgestellt werden kann. Wie diese trennende Distanz zu geartet ist, ist abhängig vom jeweiligen individuellen Konstrukt

des Eigenen. Einem strenggläubigen Christen wird ein Nichtchrist potentiell eher als fremd oder anders erscheinen, als einem Menschen, dem Religion nichts bedeutet. Einem stets auf Ordentlichkeit bedachten Menschen mag ein unordentlicher Zeitgenosse sehr fremd vorkommen. Aufgrund der folgenden Eigenschaften unterscheiden meine Interviewpartner hauptsächlich Fremde und Andere von Eigenen:

- § geographische Herkunft
- § Staatsangehörigkeit
- § der politische und soziale Entwicklungsstand des Herkunftslandes (im Vergleich zur Schweiz)
- § die Werte eines Menschen und seine Kultur im weitesten Sinne: seine Sozialisation (sein "Ursprung"), sein Erfahrungshintergrund, seine Lebenseinstellung, seine politischen Meinungen, Denkweisen, Religion, sein Stil, seine Ernährungsgewohnheiten, sein Verhalten im Alltag, die Art seines Lebensunterhalts
- § Sprache und Ausdrucksweise
- § Physiognomie, Körper, Aussehen
- § Bildung und Intelligenz
- § soziale Schicht und Einkommen
- § Alter
- § Geschlecht

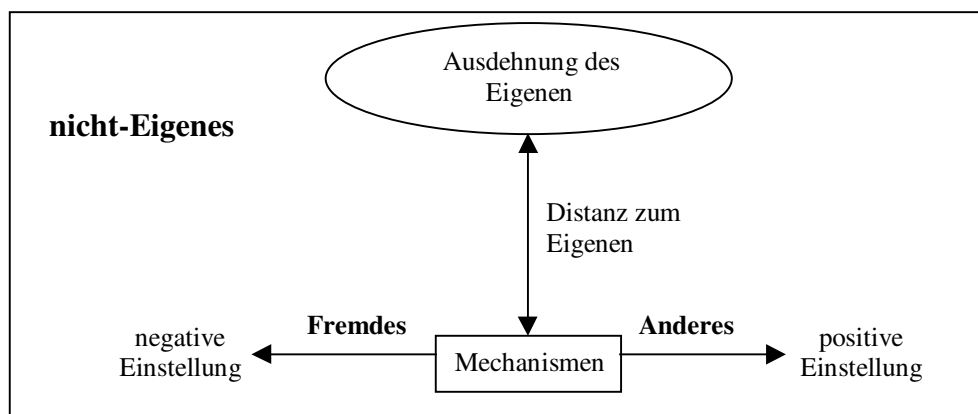
Es ist bemerkenswert, dass aus der Unterschiedlichkeit eines bestimmten Menschen im Bezug auf das Eigene Erwartungen abgeleitet werden, die rückwirkend einen Einfluss auf die Beurteilung dieser Person haben können. So kann es zum Beispiel sein, dass einem Menschen, der als „sehr unterschiedlich“ eingestuft wird, innerhalb einer Gesellschaft ein grösserer Verhaltensspielraum eingeräumt wird, als einem, der als „sehr nahe“ wahrgenommen wird. Die folgende Aussage von Marius macht dies deutlich: „[...] also wir haben auch viele Afrikaner gehabt. Dort hat es mich gedünkt, es sei relativ problemlos gegangen, weil die sind so oder so exotisch, aber da hat man auch eine andere Toleranz gegenüber [...]“.

Distanzen zum Eigenen können auch überwunden werden (in diesem Sinne nicht nivelliert), indem sich betroffene Menschen intensiv mit ihren Bedeutungen und Implikationen auseinandersetzen, indem sie lernen, das nicht-Eigene zu „verstehen“, einen Sinn in seiner Art und seiner Differenz zum Eigenen zu sehen.

Ihre Distanz zum Eigenen lässt gewisse Entitäten des nicht-Eigenen Ziel von Mechanismen werden, die Fremdes und Anderes entstehen lassen. Die Ursachen dieser Mechanismen, sie sind das Hauptthema meiner Arbeit, sind aber vielfältig und bestimmen den Charakter und die Intensität des Fremden und Anderen, das sie erzeugen.

Alles in Allem müssen die „Distanz zum Eigenen“, „Eigenes“, „Fremdes“ und „Anderes“ als sehr dynamische Konstrukte verstanden werden. Eigenes verändert sich, neue Distanzen zum Eigenen geraten ins Blickfeld, alte werden unwichtig, Faktoren, die bestimmte Mechanismen der Entstehung von Fremdem und Anderem begünstigen, werden wirksam oder verlieren an Einfluss, Fremdes oder Anderes wird zu Eigenem und Eigenes wird Fremd.

Grafik 2 soll das in diesem Kapitel gesagte verdeutlichen.



**Grafik 2:** Fremdes und Anderes

Genau wie das Bild vom Eigenen ist das Bild von nicht-Eigenem Objekt von Aushandlungsprozessen zwischen individuellen und sozialen Vorstellungen, dasselbe gilt somit auch für die Distanz zwischen Eigenem und nicht-Eigenem. Ich werde diese Aussage später anhand eines Beispiels belegen.

## 7.3 Die Darstellung von nicht-Eigenem im Gespräch

### 7.3.1 Ein Überblick

In diesem und den drei folgenden Kapiteln will ich zunächst deskriptiv, später etwas analytischer, einen Eindruck davon vermitteln, welche Vorstellungen meine Interviewpartner von nicht-Eigenem haben.

Auf die Frage, was ihnen fremd sei, oder was sie nicht verstehen würden, haben ich von meinen Interviewpartnern zwei grundsätzlich verschiedene Typen von Antworten erhalten:

- 1) Sie nannten eine bestimmte Eigenschaft oder einen bestimmten Zustand, die oder der ihnen fremd erscheint. (Stefan: „Also einfach Sachen, mit denen ich Mühe habe, ist, Leute, die kriminell sind.“, Carmen: „Also einfach alles, was mit Aggression und mit, eben mit Kettenschwingen und mit... ah, das nervt mich grauenhaft!“)
- 2) Sie nannten eine Gruppe von Personen, deren Angehörige ihnen aufgrund einer oder mehrerer Eigenschaften fremd erscheinen (Carmen: „Also zum Beispiel extrem fremd im positiven Sinne zwar, also sind zum Beispiel die Tamilen für mich. [...] Die sind recht unkompliziert, sehr freundlich, aber deutlich ganz eine andere Mentalität einfach als wir.“).

Der erste Typus von Aussagen beinhaltet die Nennung einer Eigenschaft, die in den Augen der befragten Person etwas zu Fremdem oder Anderem werden lassen kann. Charakteristisch für den zweiten Typus ist die Nennung einer Gruppe, für die generell angenommen wird, dass ihre Mitglieder über bestimmte Eigenschaften verfügen. Die erste Aussage liefert also quasi den Algorithmus zur „Berechnung“ der Ausdehnung des Fremden oder Anderen, wohingegen die zweite die (vermeintliche) Ausdehnung des Fremden oder Anderen bereits vorschreibt.

Die zweite Art der Benennung von Fremdem und Anderem taucht in meinen Interviews wesentlich häufiger auf. Darüber hinaus lässt sich besonders bei Hans, Werner und Rolf eine Tendenz feststellen, negative Ansichten oder Beobachtungen auszudrücken, indem diese einer bestimmten Gruppe zugeschrieben werden. Fritz spricht oft von Zuständen, die er „nicht gut“ findet. Hans hingegen spricht nie von störenden Zuständen, ohne gleich die (fremden) Schuldigen dafür zu nennen. Hans drückt auch fast nie direkt seine Ansichten oder Wertvorstellungen aus – er nennt vielmehr Gruppen von Personen, die seinen Wertvorstellungen nicht entsprechen. Solche Gruppen haben für ihn meist den Charakter des Fremden. Erika wiederum nennt Gruppen von Personen mit bestimmten Eigenschaften, die sie sich auch bei den Menschen in ihrem Umfeld wünschen würde. Für sie haben solche Gruppen den Charakter des Anderen.

In den Interviews habe ich insgesamt 126 Nennungen von 29 verschiedenen Gruppen von Menschen gezählt, denen ca. 50 verschiedene negative Eigenschaften zugeschrieben wurden. Alle gezählten Gruppen haben für die Interviewpartner, die sie erwähnen, den Charakter des Fremden, solche Gruppen möchte ich als *Fremdgruppen* bezeichnen. Die negativen Eigenschaften, die ihren Mitgliedern pauschal zugeschrieben werden, nenne ich *Fremdkategorisierungen*. Liste 1 zeigt die wichtigsten der von mir identifizierten Fremdgruppen, zusammen mit den Fremdkategorisierungen, die auf ihre Mitglieder angewandt wurden. Sortiert ist die Liste nach der Häufigkeit der Nennung der jeweiligen Fremdgruppe.

#### **Ausländer, Migranten**

kriminell  
gewalttätig  
unmoralisch  
kriegserfahren  
Asylmissbrauch/Profiteure  
arbeitscheu  
arbeitslos  
ungebildet  
durchtrieben  
promiskuitiv  
verlogen  
staatsfeindlich  
unzivilisiert

#### **Jugoslawen, Albaner, Serben („Balkanvölker“)**

aggressiv  
gewalttätig  
kriminell  
sexistisch  
schmutzig  
arbeitscheu  
arrogant, desinteressiert an der Schweiz

#### **Regierung, Führer**

manipulativ, demagogisch  
politisch links  
keine Volksvertreter  
Schweiz-feindlich  
verantwortlich für den Zerfall der Schweiz  
ausländerfreundlich

#### **Wirtschaftsbosse**

geldgierig  
Migrationsförderer  
egoistisch  
opportunistisch  
zu mächtig  
kapitalistisch

#### **Linke**

ideologisch ausländerfreundlich  
Schweiz-feindlich

humanistisch  
opportunistisch, egoistisch  
Modernisierungsgewinner  
marxistisch  
ideologisch

#### **Medienschaffende, Medien**

manipulativ, demagogisch  
anti-konservativ  
Schweiz-feindlich

#### **Juden**

weltverschwörerisch  
Schweiz-feindlich

#### **Akademiker**

Planer der Misswirtschaft in der Schweiz

#### **Jugendliche**

egoistisch  
respektlos  
gesetzlos  
verdorben  
verweichlicht

#### **„ausländerfreundliche Front“**

ideologisch ausländerfreundlich

#### **kriminelle Migranten**

undankbar für Aufnahme

#### **Arbeitslose**

arbeitscheu

#### **Hilfswerke**

ideologisch ausländerfreundlich  
humanistisch

#### **68er**

anarchistisch  
marxistisch

#### **Kirchen**

ideologisch ausländerfreundlich  
humanistisch  
politisch links

<b>Neonazis</b>
aggressiv gewalttätig
<b>Rechte</b>
ausländerfeindlich
<b>Mafiosi</b>
kriminell
<b>Kriminaltouristen</b>
kriminell, Gefahr für die Schweiz
<b>Zionisten</b>
Palästinenser-feindlich
<b>Dealer</b>
kriminell geldgierig

<b>Drogenabhängige</b>
ohne Eigenverantwortung
<b>Homosexuelle</b>
verstossen gegen unsere Regeln
<b>Gewerkschaftler</b>
ideologisch ausländerfreundlich
<b>dominante Macht</b>
<b>Autonome</b>
aggressiv, gewalttätig
<b>EU-Befürworter</b>
Schweiz-feindlich

### Liste 1: Fremdgruppen und Fremdkategorisierungen

Gruppen von nicht-Eigenen, denen überwiegend neutral bewertete oder positive Eigenschaften zugeschrieben wurden, bezeichne ich als *Andersgruppen*. Die zugewiesenen Eigenschaften nenne ich *Anderskategorisierungen*. Andersgruppen wurden in den Interviews wesentlich weniger erwähnt als Fremdgruppen. Bei Anderskategorisierungen wie „chaotisch“ oder „unpünktlich“ ist zu berücksichtigen, dass einige meiner Interviewpartner gewisse Eigenschaften von Anderen neutral bewerten, obwohl sie sich diese nicht unbedingt zu eigen machen möchten. Liste 2 zeigt die wichtigsten Andersgruppen mit den dazugehörigen Anderskategorisierungen.

<b>Ausländer</b>
gastfreundlich billige Arbeitskräfte
<b>Muslime</b>
gläubig
<b>Tamilen</b>
freundlich, umgänglich
<b>Spanier</b>
gut in der Schweiz integriert
<b>Inder</b>
zurückhaltend chaotisch schmutzig
<b>Schwarze</b>
<b>Portugiesen</b>
gut in der Schweiz integriert
<b>Palästinenser</b>

<b>„Lateiner“</b>
lebenslustig unpünktlich unzuverlässig
<b>Türken</b>
<b>Hindus</b>
<b>Internierte</b>
<b>Italiener</b>
<b>Afrikaner</b>
<b>Slawen</b>

### Liste 2: Andersgruppen und Anderskategorisierungen

Von allen Fremd- und Andersgruppen wurden „nicht-Schweizer“ – „Ausländer“, „Asylanten“, „Flüchtlinge“, „Migranten“ und bestimmte, fremdländische Bevölkerungsgruppen – in den Interviews weitaus am häufigsten erwähnt. Nur schon deshalb und trotz allen Überlegungen zu anderen Arten des Fremden und Anderen bleiben sie in dieser Arbeit das zentrale Thema. Die folgende Tabelle zeigt eine Zusammenstellungen von Aussagen, die über Ausländer und über Migration im Allgemeinen gemacht wurden. Ziel dieser Darstellung ist, einen repräsentativen Einblick in das Universum des Denkens über Ausländer zu geben, das sich mir bei der Auswertung der Interviews eröffnet hat. Viele Aussagen sind hier vereint, die später separat zu analysieren sein werden.

Begriffe wie „Ausländer“, „Asylant“ oder „Flüchtling“ will ich vorerst entsprechend ihrer Verwendung durch meine Interviewpartner übernehmen. In den folgenden Kapiteln werde ich dann untersuchen, was damit genau gemeint ist.

An meiner Zusammenstellung fällt auf, dass sie überproportional viele Negativaussagen enthält. Dies hat verschiedene Gründe. Einerseits habe ich gezielt Personen mit eher negativen Einstellungen zu Ausländern interviewt: nicht ohne darauf hinzuweisen, dass solche Kategorisierungen sehr problematisch sind, würde ich Hans, Werner, Rolf, Fritz und Guillaume pauschal eine „eher negative Einstellung zu Ausländern“ attestieren. Erika und Silvia würde ich als „besonders ausländerfreundlich“ bezeichnen, während Stefan, Marius, Carmen und Vontobels mit einer „durchmischten Haltung gegenüber Ausländern“ das Mittelfeld bilden – ihre Grundhaltung ist hingegen eher auf der positiven, als auf der negativen Seite. Andererseits ist die hohe Zahl von Negativaussagen darauf zurückzuführen, dass Personen mit eher negativen Einstellungen zu Ausländern mehr und deutlichere Aussagen zu diesem Thema machen. Personen mit einer eher positiven Haltung begnügen sich meist mit Statements wie „man sollte Ausländern gegenüber offen und tolerant sein“. Der Hang zu Negativaussagen über Ausländer bewirkt besonders bei Personen wie Hans, Werner, Rolf und teilweise auch Fritz ein Phänomen, das ich als *Omni-Thematik* bezeichnet habe: die Tendenz, bei jeder möglichen und unmöglichen Situation auf negative Phänomene im Zusammenhang mit den Ausländern und der Migration zu sprechen zu kommen.

<b>Migrationsmotivationen</b>		
<b>Wirtschaftsflüchtlinge</b>	Die Ausländer in der Schweiz sind grösstenteils Wirtschaftsflüchtlinge. Diese Aussage wird oft mit der Vorstellung verbunden, dass die meisten von ihnen demzufolge kein Recht auf einen Aufenthalt in der Schweiz hätten, denn dieses stehe nur wirklich Verfolgten zu.	Hans, Werner, Rolf, Stefan, Marius
<b>Paradies Schweiz</b>	Ausländer kommen mit einer grossen Erwartungshaltung in die Schweiz. Sie stellen sich vor, die Schweiz sei ein Paradies, hier liege das Geld auf der Strasse..	Carmen, Rolf, Fritz, Marius
<b>hergeholte Ausländer</b>	Die Ausländer in der Schweiz kamen nicht von selbst, sondern sie wurden geholt. Oft verbunden mit der Aussage: die „dummen“ sind nicht die Ausländer, sondern a) die, die sie geholt haben (z.B. die Wirtschaftsbosse), b) die, die dafür waren, dass sie geholt wurden (z.B. die Linken), oder c) die, die es nicht verhindert haben, dass sie geholt wurden (z.B. die Politiker).	Hans, Werner, Guillaume
<b>Migrationsförderung</b>	Die „herrschende Kaste“ (Industrielle, Intellektuelle, Linke) profitiert von der Immigration oder wollen diese aus Gründen der ideologischen Verblendung, müssen aber nicht für ihre Folgen aufkommen.	Hans, Werner, Rolf, Guillaume
<b>politische Verfolgung</b>	Die Leute migrieren, weil sie in ihren Heimatländern politisch verfolgt oder an Leib und Leben bedroht sind.	Stefan, Marius, Silvia
<b>Immigration und EU</b>	Ein EU-Beitritt bringt uns mehr Immigration.	Rolf

<b>Allgemeine Beurteilung von Migration</b>		
<b>Migration ist feige</b>	Ein guter Mensch verlässt nicht einfach sein Heimatland. Die Ausländer hier sind zu Hause „einfach abgehauen, als es brenzlig wurde“.	Werner, Rolf
<b>zu Hause helfen</b>	Die Ausländer sollen helfen, die Probleme in ihren Herkunftsländern zu lösen, anstatt zu uns zu kommen (Manchmal auch: Wir mussten unsere Probleme ja schliesslich auch selber lösen. Die Schweiz soll nicht ausbaden müssen, dass andere nicht fähig sind, in Frieden zu leben).	Hans, Werner, Rolf, Marius
<b>Schweizer Hilfe im Herkunftsland</b>	Man soll wann immer möglich in den Herkunftsländern helfen, anstatt Ausländer hier aufzunehmen.	Werner, Marius
<b>Maschinen zu den Menschen</b>	Man soll die Maschinen zu den Menschen und nicht die Menschen zu den Maschinen bringen (James Schwarzenbach).	Werner, Fritz
<b>Migration enturzelt</b>	Migration über grosse Distanzen nach Europa ist nicht gut für die Ausländer, denn dadurch werden sie aus ihrem Kulturkreis herausgerissen und sind später weder in ihrem Herkunftsland, noch bei uns zu Hause. Sie werden enturzelt, doppelt fremd, sie sollen doch in ein Nachbarland flüchten.	Werner, Rolf, Fritz, Marius

<b>Asylwesen und Anrecht auf Asyl</b>		
<b>Asylbetrug</b>	Viele Ausländer geben sich fälschlicherweise als Verfolgte aus, um bei uns Aufnahme zu erhalten. Sie sind „Pseudoasylanten“. Unser Asylwesen, unser guter Wille wird missbraucht.	Werner, Rolf, Marius
<b>reiche Flüchtlinge</b>	Die Ausländer, die hierher kommen, waren in ihren Herkunftsländern reich, denn sonst hätten sie nicht so weit reisen können. Es sind daher die Falschen, die kommen. Die wirklich Armen können gar nicht flüchten.	Werner, Stefan
<b>Flucht ins Nachbarland</b>	Wenn die Migranten nicht Wirtschaftsflüchtlinge sondern wirklich Verfolgte wären, würden sie nicht bis nach Europa kommen, sondern in ein Nachbarland flüchten.	Rolf
<b>keine Papierlosen</b>	Papierlose gibt es nicht, da man ohne Papiere nicht reisen kann.	Werner
<b>Abschaum</b>	Die Ausländer, die in die Schweiz kommen, sind der Abschaum aus ihren Herkunftsländern.	Werner
<b>richtige Flüchtlinge</b>	Wir müssen in der Schweiz Plätze freihalten für die „richtigen“ Flüchtlinge, wir dürfen das Land nicht jetzt schon mit „falschen Asylanten“ vollpumpen.	Rolf, Stefan
<b>falsche schaden richtigen Asylanten</b>	Die Aufnahme von „falschen Asylanten“ schadet dem Image der richtigen Flüchtlinge in unserem Land.	Rolf
<b>keine richtigen und falschen Asylanten</b>	Man darf nicht zwischen „richtigen“ und „falschen“ Asylanten unterscheiden, wer sein Heimatland verlässt, hat immer gewichtige Gründe.	Silvia
<b>grosszügige Schweiz</b>	Die Schweiz nimmt Ausländer zu grosszügig auf.	Hans, Werner, Rolf, Fritz, Marius
<b>Verfolgte aufnehmen</b>	Wirklich Verfolgte sollen wir aufnehmen.	Werner, Rolf, Fritz, Stefan
<b>Verhinderung der Ausschaffungen</b>	Die Hilfswerke, Kirchen, Linken sind schuld daran, dass nicht genügend Ausländer in ihre Herkunftsländer zurückgeschafft werden können.	Hans, Werner, Rolf
<b>Familien aufnehmen</b>	Man sollte eher Familien aufnehmen, als alleinstehende, junge Männer.	Marius

<b>Zahl der Ausländer in der Schweiz</b>		
<b>zu viele</b>	Es hat zu viele Ausländer in der Schweiz, das vernünftige Mass ist überschritten.	Hans, Werner, Rolf, Fritz, Guillaume
<b>Sogwirkung der Schweiz</b>	Die Schweiz hat eine Sogwirkung auf Migranten und immer mehr wollen hierher kommen. Die kleine Schweiz läuft Gefahr, von der Immigration aus dem grossen Ausland überrollt zu werden.	Werner, Rolf
<b>Ländervergleich</b>	Die anderen Länder Europas haben eine tiefere Ausländerquote als die Schweiz.	Hans, Rolf
<b>kinderreiche Ausländer</b>	Die Ausländer haben mehr Kinder als die Schweizer. Ihre Population nimmt deshalb im Verhältnis zur Population der Schweizer schneller zu.	Hans, Fritz
<b>unproblematische Ausländerquote</b>	Ich sehe kein Problem mit der aktuellen Ausländerquote in der Schweiz.	Carmen, Stefan

<b>Bezug zur Schweiz, Assimilation, Integration und Einbürgerung</b>		
<b>Geldgier</b>	Die Ausländer sind nur hier, um Geld zu verdienen. Die Schweiz als solche interessiert sie nicht.	Hans, Werner, Fritz
<b>Undankbarkeit</b>	Die Ausländer sollen für ihre Aufnahme in der Schweiz dankbar sein und uns deshalb ihren Respekt erweisen, indem sie keine ungerechtfertigten Forderungen – z.B. nach luxuriösen Asylzentren – stellen und indem sie sich diskret und anständig verhalten.	Stefan
<b>Deutsch lernen</b>	Ausländer sollen unsere Sprache, oder zumindest Hochdeutsch lernen.	Hans, Fritz, Rolf, Stefan, Marius, Vontobels
<b>Zahl und Assimilation</b>	In der Schweiz hat es zu viele Ausländer, dies verhindert ihre Assimilation.	Hans
<b>Ghettobildung</b>	In der Schweiz hat es zu viele Ausländer, deshalb bilden sich Ghettos und Cliques, die eine Assimilation verhindern und die dem Staat oder der Gesellschaft gefährlich werden können. Es drohen Zustände „wie in Amerika“.	Hans, Werner, Rolf, Fritz
<b>Anpassung der Schweizer</b>	Da es hier so viele Ausländer hat, müssen die Schweizer sich ihnen anpassen, anstatt sie sich den Schweizern	Rolf, Werner, Fritz
<b>Angepasste verdienen Aufnahme</b>	Wenn sich die Ausländer anpassen und zur Schweiz bekennen, heisse ich sie willkommen.	Fritz, Stefan
<b>mangelnder Integrationswille</b>	Die Ausländer <i>wollen</i> sich nicht integrieren und verantwortungsvoll an unserem System teilnehmen. Sie werden nie Schweizer, sie lernen nicht einmal unsere Sprache.	Hans, Werner, Fritz, Guillaume
<b>Verpflichtung zur Integration</b>	Wenn sie hierbleiben wollen, müssen sich die Ausländer selber um ihre Integration in der Schweiz kümmern, wir sind nicht dafür verantwortlich.	Rolf, Fritz
<b>Integrationshilfe aus den Herkunftsländern</b>	Die Herkunftsländer der Migranten sollten ihren Landsleuten in der Schweiz Hilfestellungen für die Integration bieten (z.B. durch die Errichtung von Sprachschulen).	Vontobels
<b>Angst vor Integration</b>	Manche Ausländer haben Angst, sich den Schweizern anzupassen, sich zu öffnen.	Erika
<b>Integration ist zeitaufwendig</b>	Integration braucht Zeit, Gruppe für Gruppe muss integriert werden. Die zuletzt eingewanderten sind immer die problematischste Gruppe. Zur Zeit sind dies die Albaner.	Marius



<b>Verteilung der Assimilationslasten</b>	Die Lasten der Assimilation (Probleme mit noch nicht angepassten Ausländern) sind in der Schweiz ungleich verteilt.	Marius, Vontobels
<b>Doppelbürgerrecht</b>	Einbürgerungen mit Doppelbürgerrecht sind ungerecht, da wir ja auch nicht im Ausland mitreden können.	Hans, Werner

<b>Eigenschaften von Ausländern</b>		
<b>wenig gebildet</b>	Die Ausländer in der Schweiz sind oft wenig gebildet.	Hans, Marius, Guillaume
<b>arbeiten hart</b>	Die Ausländer arbeiten gut und hart für ihr Geld.	Werner
<b>gastfreundlich</b>	Ausländer sind gastfreundlich.	Erika
<b>aggressiv und machistisch</b>	Jugoslawen sind aggressiv und machistisch.	Carmen
<b>arrogant und aggressiv</b>	Serben sind arrogant und aggressiv.	Erika
<b>verschieden</b>	Jugoslawen, Albaner, Türken oder Leute aus dem Balkan sind aggressiver, krimineller oder problematischer als z.B. Tamilen, Schwarze oder Südamerikaner. Ein Vergleich wird gemacht, der die Aussage „die Tamilen verhalten sich ja auch anständig, wieso nicht die Jugoslawen?“ impliziert.	Carmen, Stefan, Marius

<b>Kriminalität, Gewalt und Recht</b>		
<b>kriminelle Ausländer</b>	Ausländer sind krimineller, aggressiver und gewalttätiger als Schweizer.	Hans, Werner, Rolf
<b>kriegserfahrene Ausländer</b>	Viele Ausländer in der Schweiz kommen aus Krisen- oder Kriegsgebieten und sind daher eher zur Anwendung von Gewalt bereit und werden eher kriminell.	Hans, Werner, Stefan
<b>feindschaftliches Verhältnis zum Staat</b>	Die Ausländer kommen aus Ländern, wo man dem Staat gegenüber feindlich gesinnt ist und versucht, diesen wo immer möglich zu betrügen. Diese Haltung leben sie hier weiter aus.	Werner, Fritz
<b>steigende Kriminalität</b>	Die Ausländer sind schuld am Anstieg der Kriminalität in der Schweiz.	Hans, Werner, Rolf
<b>relative Deprivation</b>	Da die Ausländer den erwarteten Reichtum nicht sofort erreichen können und da sie anfangs in tiefen sozialen Schichten leben müssen werden sie eher kriminell.	Carmen, Stefan
<b>wenig kriminell</b>	Nur ein Bruchteil der Ausländer in der Schweiz sind kriminell.	Stefan
<b>richtige sind nicht kriminell</b>	Richtige Asylanten, die uns für ihre Aufnahme dankbar sind, werden nicht kriminell.	Stefan
<b>kriminelle ausschaffen</b>	Kriminelle Asylanten müssen sofort ausgeschafft werden.	Hans, Stefan

<b>Missbrauch des sozialen Systems</b>		
<b>Profiteure</b>	Die Ausländer missbrauchen unser soziales System, sie sind Profiteure.	Hans, Werner, Rolf
<b>arbeitslose Ausländer</b>	Die Ausländer sind oft arbeitslos, da sie wenig gebildet sind und beanspruchen daher unser soziales System übermässig.	Hans

<b>Ausbildung, Arbeit und Lebensqualität</b>		
<b>Ausländer verursachen wirtschaftliche Probleme</b>	Die Ausländer sind mitverantwortlich für den wirtschaftlichem Niedergang der Schweiz, Verursacher von wirtschaftlichen Problemen und von Problemen der Lebenshaltung (Wohnungsnot, steigende Basiskosten, Arbeitslosigkeit, Lohndumping).	Werner
<b>Ausländer bedrohen Lebensqualität</b>	Die Ausländer nehmen uns unseren ohnehin schon beschränkten Lebensraum weg und bedrohen unsere Lebensqualität.	Werner, Fritz
<b>nehmen alles weg</b>	Die Ausländer wollen uns alles wegnehmen, dagegen müssen wir uns wehren.	Hans
<b>Benachteiligung der Schweizer</b>	Massnahmen für die Ausländer sollten nicht zu einer Benachteiligung von einzelnen Gruppen der inländischen Bevölkerung führen (z.B. was die Ausbildung der Kinder anbelangt).	Vontobels
<b>billige Arbeitskräfte</b>	Die Schweiz nutzt Ausländer als billige Arbeitskräfte aus.	Werner, Stefan, Marius, Guillaume
<b>Schweiz profitiert</b>	Die Schweiz profitiert von den ausländischen Arbeitskräften.	Erika
<b>Ausländer verdienen Bildung</b>	Die Ausländer sollen das gleiche Anrecht auf Bildung haben wie wir.	Stefan, Vontobels

<b>Zusammenleben mit fremden Kulturen</b>		
<b>Bereicherung</b>	Die Anwesenheit von fremden Kulturen in der Schweiz ist eine Bereicherung.	Carmen, Stefan, Erika, Vontobels, Silvia
<b>Herausforderung</b>	Der Kontakt mit fremden Kulturen stellt eine interessante Herausforderung dar, bei der man viel lernen kann.	Erika, Vontobels
<b>offen sein</b>	Ich will gegenüber den Ausländern in der Schweiz offen sein, sie kennenlernen und mich für ihre Kultur interessieren.	Stefan, Carmen, Marius, Erika, Silvia
<b>Respekt und Toleranz</b>	Wir müssen die Ausländer in der Schweiz und ihre Kulturen respektieren und ihnen Toleranz entgegenbringen.	Erika, Vontobels
<b>alle Menschen sind gleich</b>	Beim Zusammenleben mit Ausländern soll der Grundsatz gelten, dass alle Menschen gleich sind.	Erika, Vontobels

<b>Niedergang der Schweiz</b>	Die Ausländer sind mitverantwortlich für den Zerfall, für eine bedrohliche Umwälzung unserer Gesellschaft, für den Niedergang der Schweiz.	Hans Werner
<b>Bedrohung unserer Eigenart</b>	Die Einwanderung bedroht unsere kulturelle Substanz/unsere Eigenart.	Werner, Rolf, Fritz
<b>Verdrängung der Schweizer</b>	Es gibt hier so viele Ausländer, dass sie anfangen, an gewissen Orten, in gewissen Quartieren, die Schweizer zu verdrängen.	Werner, Stefan
<b>Konzentration bringt Spannungen</b>	Die Konzentration von verschiedenen Kulturen an einem Ort führt zwangsläufig zu Spannungen, da Kulturen untereinander inkompatibel sind.	Guillaume
<b>Spannungen bringen Gewalt</b>	Die hohe Zahl von Ausländern in der Schweiz wird ethnische Spannungen und Gewalt zur Folge haben.	Guillaume
<b>nicht alle haben Kontakte</b>	Es macht ein Unterschied, ob man konkrete Erfahrungen im Umgang mit Ausländern hat, oder ob man – ohne die Situation zu kennen – aus einer ideologischen Haltung heraus sagt, der Umgang mit Ausländern sei prinzipiell unproblematisch.	Marius

<b>Persönlicher Kontakt mit Ausländern</b>		
<b>in den Ferien alles bestens</b>	In den Ferien, im Ausland verstehe ich mich gut mit den Ausländern.	Hans, Carmen, Rolf, Werner, Fritz, Stefan, Vontobels
<b>Respekt im Ausland</b>	Die Schweizer sollten sich im Ausland respektvoller verhalten.	Stefan
<b>positive Erfahrungen</b>	Wenn ich mit Ausländern in der Schweiz Kontakt habe, verstehen wir uns meist sehr gut.	Hans, Rolf, Stefan, Erika, Vontobels
<b>durchmischte Erfahrungen</b>	Mein Kontakte mit Ausländern verlaufen manchmal gut, manchmal weniger gut.	Marius, Carmen
<b>Abwehr</b>	Beim Kontakt mit Fremden gerate ich manchmal in eine Abwehrhaltung.	Marius

<b>Stigmatisierung als Ausländerfeind und Rassist</b>		
<b>kein Ausländerfeind</b>	Ich bin kein Ausländerfeind, Fremdenfeind oder Rassist.	Werner, Rolf, Fritz, Guillaume
<b>Redeverbot</b>	Leute, die Aussagen über Ausländer machen, werden zu schnell als Ausländerfeinde oder Rassisten tituliert.	Werner, Rolf, Fritz, Stefan, Marius, Vontobels
<b>politische Waffe</b>	Die Bezeichnung als „Ausländerfeind“ oder als „nicht genügend ausländerfreundlich“ wird als politische Waffe eingesetzt.	Rolf, Fritz
<b>ideologische Ausländerfreunde</b>	In der öffentlichen Diskussion dominiert eine ideologisch positive Haltung gegenüber Ausländern. Auch moderate Kritik wird ignoriert, oder als Ausländerfeindlichkeit abgetan, selbst wenn die kritische Person von konkreten Erfahrungen erzählt und vor Problemen, die man lösen könnte, wenn man sie nur neutral angehen würde. Die Politiker verschliessen sich den real existierenden Problemen im Zusammenhang mit den Ausländern, da sie Angst davor haben, als ausländerfeindlich eingestuft zu werden. Dabei haben manche Probleme gar nichts mit positiven oder negativen Einstellungen zu Ausländern zu tun.	Marius, Vontobels
<b>Nennung von Ausländern</b>	Mich stört kriminelles oder aggressives Verhalten, ich unterscheide aber nicht zwischen Schweizern und Ausländern.	Stefan, Carmen

<b>Aussagen über Einstellungen zu Ausländern</b>		
<b>viele sind ausländerfeindlich</b>	Die Leute beurteilen die Ausländer in der Schweiz zu pauschal. Zu viele sind ausländerfeindlich oder intolerant gegenüber den Ausländern.	Stefan, Erika
<b>Graben im Volk</b>	Es gibt in der Schweiz einen grossen Graben zwischen den Leuten, die generell gegen Ausländer sind und denjenigen, die finden, alles sei gut, was mit der Migration im Zusammenhang stehe.	Marius
<b>Probleme pragmatisch angehen</b>	Probleme, die beim Zusammenleben mit Ausländern auftreten, können gelöst werden, wenn man sie aufzeigt und etwas dagegen tut. Man muss die einzelnen Probleme diskutieren und bekämpfen, ohne generell gegen Ausländer zu sprechen oder zu handeln.	Stefan, Marius, Vontobels
<b>Benachteiligung führt zu Hass</b>	Dass ohnehin schon sozial benachteiligte Schweizer vermehrt unter der Immigration zu leiden haben kann später zu Ressentiments und Ausländerfeindlichkeit führen.	Vontobels
<b>mangelnde Problemlösung führt zu Hass</b>	Wenn Probleme im Zusammenhang mit der Einwanderung nicht bald pragmatisch angegangen werden, kann dies später zu Ausländerfeindlichkeit führen.	Vontobels

### Liste 3: Aussagen über Ausländer und Migration

Die in Liste 3 aufgeführten Aussagen über Ausländer und Migration vermitteln einen guten Eindruck von der Reichhaltigkeit des von mir erhobenen, qualitativen Datenmaterials. Als weitere Möglichkeit, diese Reichhaltigkeit zu belegen, anbietet sich eine Zusammenstellung von geographischen Regionen (hauptsächlich Ländern), über die in den Interviews gesprochen wurde. Ich möchte diese Zusammenstellung in zwei Bereiche aufteilen: Liste 4 zeigt Regionen, die nicht im

direkten Zusammenhang mit der Migration erwähnt wurden. Liste 5 zeigt diejenigen Regionen, die als Herkunftsgebiete von Migranten erwähnt wurden. Ich habe die Länder- und Regionsbezeichnungen grösstenteils so übernommen, wie sie von meinen Interviewpartnern erwähnt wurden. Aus diesem Grund finden sich auch Namen von nicht mehr existierenden Ländern („UdSSR“), oder von noch nicht existierenden („Kurdistan“) in der folgenden Liste. Die Zahlen vor den Regionsnamen vermitteln einen Eindruck von der relativen Häufigkeit der Erwähnung der jeweiligen Region, sollten aber keinesfalls als absolute Zahl der Nennung interpretiert werden, da sie das Resultat einer manuellen Codierung über elf Interviewtranskripte darstellen.

<b>16-20 Nennungen</b>	Israel	<b>1 Nennung</b>	Holland
Deutschland	China	Thailand	Argentinien
<b>11-15 Nennungen</b>	Russland	(Balkan)	(Westafrika)
Frankreich	Türkei	Griechenland	Kosovo
(Europa)	Indien	Kanada	Tschechoslowakei
<b>6-10 Nennungen</b>	Sri Lanka	Peru	Niederlande
USA	Kenia	(Südostasien)	Ukraine
England	Tschechei	Vietnam	Indonesien
Italien	Iran	(Golfregion)	Kreta
Spanien	(Asien)	Rumänien	Slowakei
Jugoslawien	UdSSR	Litauen	Ungarn
(Afrika)	Irak	Brasilien	Lettland
<b>2-5 Nennungen</b>	Japan	Ägypten	Hong Kong
Österreich	Nigeria	Afghanistan	Estland
	(Südamerika)	Kambodscha	Libanon
	Portugal	(Tibet)	
	Polen		

#### Liste 4: Länder und geographische Regionen

<b>16-20 Nennungen</b>	(Afrika)	Serbien	(Südamerika)
Italien	Kosovo	Vietnam	Zaire
Türkei	<b>2-5 Nennungen</b>	(Osten)	Iran
Jugoslawien	Spanien	Ruanda	Indonesien
<b>11-15 Nennungen</b>	Deutschland	Portugal	Südafrika
Albanien	Frankreich	Griechenland	Algerien
<b>6-10 Nennungen</b>	Indien	<b>1 Nennung</b>	Kurdistan
Sri Lanka	Ungarn	Bosnien	Polen
	Kroatien	USA	

#### Liste 5: Herkunftsländer und –regionen von Migranten

Aus den Listen 4 und 5 sind die Fokuspunkte des Blickes meiner Interviewpartner auf das Ausland deutlich ersichtlich. Nebst den Nachbarländern der Schweiz wurden vor allem Länder erwähnt, in denen Ereignisse stattfanden, die in der Schweiz zur Zeit der Interviewdurchführung Gegenstand der öffentlichen Diskussion waren. So erhielt zum Beispiel der Raum des ehemaligen Jugoslawien sehr viele Nennungen. Der Krieg und die verstärkte Immigration aus diesen Ländern hatte die Aufmerksamkeit fast aller meiner Gesprächspartner erregt. Aus den gleichen Gründen wurde Sri Lanka oft erwähnt, der „Aktualitätswert“ dieser Region schien aber im Vergleich zum ehemaligen Jugoslawien am Abklingen zu sein.

[...] wenn ich von Ausländern rede, muss ich auch sagen, da habe ich auch schon ein bisschen Vorurteile, und dann meine ich immer Jugoslawen, Albaner, also Ex-Jugoslawen, Albaner und Türken. Weil wenn ich von Ausländern rede, rede ich nicht mehr von Italienern, meine ich nie Deutsche, Franzosen, Afrikaner, Amerikaner, Südamerikaner [...] und Tamilen mich dünkt es, sie haben sich recht angepasst in der Schweiz, und es ist halt einfach die Gruppe vom Balkan, die irgendwie, ich weiss nicht, wieso sie das haben, ob sie von, von ihrem Wesen her, aufbrausender sind, oder?  
Stefan

### 7.3.2 Was ist ein Ausländer?

Folgt man einer gängigen Definition, sind Ausländer „alle nicht die inländische Staatsangehörigkeit besitzenden Personen, also ausländische Staatsangehörige oder Staatenlose.“<sup>54</sup> Fragt man sich, wer diese Staatsangehörigkeit besitzt und wer sie erlangen kann, werden erste Präzisierungen notwendig. So kann zum Beispiel in Deutschland die Staatsangehörigkeit praktisch nur durch die Abstammung vom deutschen Volk erlangt werden. Jemand ist Deutscher aufgrund seines Schicksals, oder er ist es nicht. Ein Ausländer bleibt in Deutschland prinzipiell immer Ausländer.<sup>55</sup> Dieser Logik folgend, überschreitet die Staatsbürgerschaft Deutschlands die Grenzen der heutigen Bundesrepublik. Deutsch ist nicht, wer auf deutschem Boden wohnt, sondern wer Angehöriger der deutschen Ethnie ist. Deutschland sieht sich als eine Ansammlung von Menschen gleicher Abstammung. Im Kontrast dazu wird automatisch Amerikaner, wer auf amerikanischem Boden geboren ist. Amerika definiert sich als Nation von Menschen, die sich aus freiem Willen auf einem bestimmten Territorium zusammengetan haben und sich zu bestimmten politischen Überzeugungen, zu bestimmten Wertvorstellungen und zu einer Form der staatlichen Organisation mit bestimmten Bürgerrechten und –pflichten bekennen.<sup>56</sup>

Staatsangehörigkeit kann, wie auch immer sie begründet ist, in der Realität, die ich in dieser Arbeit beschreiben will, nicht als einzige Grundlage für die Definition des Begriffes „Ausländer“ verwendet werden. Beileibe nicht alle Menschen ohne Schweizer Pass sind in den Augen meiner Interviewpartner Ausländer. Unterschiedliche Vorstellungen von der Schweiz (also vom „Inland“) und verschiedene Ansichten darüber, wer zum Eigenen gehöre und wer nicht, bestimmen mit, ob jemand als Ausländer bezeichnet wird, oder nicht. Bei genauerer Betrachtung erkennt man, dass im Denken meiner

<sup>54</sup> Meyers neues Lexikon (1978).

<sup>55</sup> Dies zu ändern, hat sich die Regierung Schröder seit 1998 zum Ziel gesetzt.

<sup>56</sup> Mein Vergleich zwischen Deutschland und den USA beruht auf einer unter Historikern und Juristen verbreiteten, formalen Klassifizierung von Nationen nach der Art der Vergabe ihres Bürgerrechts (*ius sanguinis* vs. *ius soli*). Effektiv ist das Thema der Vergabe des Bürgerrechts weitaus komplexer, da auch Unterschiede in der tatsächlich zur Anwendung kommenden Praxis und in den im Volk verbreiteten Ansichten berücksichtigt werden müssen. Englische Politikwissenschaftler unterscheiden zwischen ethnischen vs. politischen Nationskonzepten, französische Wissenschaftler hingegen sprechen eher von Wahlnationen und ethnischen Nationen. Heckmann (in Bielefeld, 1992, S. 51ff) schlägt eine zusätzliche Präzisierung vor. Er unterscheidet zwischen ethnisch begründeten Nationskonzepten (Betonung der gemeinsamen Herkunft, wie in Deutschland), demotisch-unitarischen Nationskonzepten (Betonung des politischen Willens, verbunden mit Vereinheitlichungsbestrebungen, wie in Frankreich) und ethnisch-pluralen Nationskonzepten (noch stärkere Betonung des politischen Willens, zusammenleben von verschiedenen Ethnien ist Teil des Nationskonzeptes, wie in der Schweiz). Die Art des Nationskonzeptes hat selbstverständlich eine grosse Auswirkung darauf, wie innerhalb der Nation mit ethnischen Minderheiten umgegangen wird.

Interviewpartner quasi mehrere Typen von *Nichtschweizern* existieren. Von ihnen werden am ehesten Andere und Fremde als „Ausländer“ bezeichnet: die lebensfrohen Jamaikaner von der Seepromenade und der drogendealende Kosovo-Albaner. Ihre (an- oder wahrgenommene) Verschiedenartigkeit im Vergleich zu dem, was als Eigenes betrachtet wird – zusammen mit ihrer Beurteilung als „anders“ oder „fremd“ – gibt hier den Ausschlag für die Verwendung des Ausländerbegriffs. Es gibt aber auch eigene und nicht zuletzt nicht-eigene Nichtschweizer: der indische Freund und Nachbar und der (unbekannte) Deutsche am anderen Ende der Strasse. Bei der Beschreibung des indischen Nachbarn wird oft die Ähnlichkeit betont („er ist genauso sauber und freundlich wie wir“).

Die Bezeichnung „Ausländer“ wird von einigen meiner Interviewpartner als Ausgrenzungsbegriff verwendet. Sie tendieren dazu, ihn nur auf Nichtschweizer anzuwenden, die ihnen fremd erscheinen und deren Berechtigung, sich in der Schweiz aufzuhalten und am hiesigen System teilzuhaben, sie in Frage stellen.

Als anderer oder fremder Ausländer wird jemand mit einer um so grösseren Wahrscheinlichkeit betrachtet werden, je mehr er sich in Bezug auf die in Kapitel 7.2 aufgelisteten Merkmale (real oder vermeintlich) vom Eigenen unterscheidet. *Die Art, wie andere und fremde Ausländer in den Köpfen meiner Interviewpartner entstehen, unterscheidet sich meist nicht von der Art, wie Fremde und Andere im allgemeinen entstehen. Ebensowenig unterscheiden sich die Bedeutung anderer und fremder Ausländer von der Bedeutung Anderer und Fremder.* Hans ist ein arbeitsloser Jugoslawe nicht mehr, nicht weniger und nicht anders fremd als ein Drogenabhängiger (beides sind arbeitsscheue Drückeberger, die unser soziales System ausnutzen). Werner liegen die „hohen Herren Professoren“ genauso fern, wie die „schlimmsten Typen von diesen Ländern“, die in die Schweiz kommen (beide sind für die aktuellen wirtschaftlichen Probleme der Schweiz verantwortlich, die Werner so Angst machen). Nichtschweizer nehmen in Bezug auf die Mechanismen der Entstehung von Anderem und Fremdem keine Sonderstellung ein. Diese Behauptung mag auf der ersten Blick gewagt erscheinen. Betrachtet man aber die im vorigen Kapitel aufgelisteten Eigenschaften, die Distanz zum Eigenen darstellen können, bemerkt man, dass für Nichtschweizer die Wahrscheinlichkeit besonders hoch ist, dass sie sich auf einer oder mehreren dieser Eigenschaften vom Eigenen unterscheiden. Es ist also anzunehmen, dass *Nichtschweizer besonders oft Ziel von Mechanismen werden, die Anderes und Fremdes entstehen lassen.*

Ich werde im folgenden den für meine analytische Perspektive ungünstigen Begriff des „Ausländers“ im Alltagssprachlichen Sinne verwenden und gelegentlich aufzeigen, wie sich dessen verschiedene Facetten in Beziehung zu „meinen“ Einstellungsbegriffen des „Fremden“, „Anderen“ und „Eigenen“ setzen lassen.

Ein weiterer Begriff kann in diesem Zusammenhang definiert werden: ein *Ausländerfeind* ist so betrachtet nichts anderes als ein Mensch, in dessen Denken besonders viele Nichtschweizer in die Kategorie der „fremden Ausländer“ fallen. Jemanden, der allen Menschen ohne Schweizer Pass feindlich gesinnt ist, gibt es nicht.

Auf einer anderen analytischen Ebene muss noch die Kategorisierung der Ausländer in Niedergelassene, Jahresaufenthalter, Saisoniers und Asylbewerber betrachtet werden. Meine Interviewpartner unterscheiden Ausländer in der Schweiz nicht anhand dieser offiziellen Kategorien. Gewisse Ausländer haben in ihren Augen aus verschiedenen Gründen ihr Heimatland verlassen und sind, wiederum aus verschiedenen Gründen, in die Schweiz gekommen. Wenn meine Interviewpartner

von Menschen sprechen, die sie als „Eingewanderte“ wahrnehmen, will ich in Zukunft von „Migranten“ und deren „Migrationsmotivationen“ sprechen. Wenn meine Interviewpartner von Ausländern sprechen, meinen sie oft Migranten, da von diesen besonders viele in die Kategorie der fremden und anderen Ausländer fallen. Ich werde im nächsten Kapitel kurz auf diese Thematik eingehen.

Anhand eines konkreten Beispiels möchte ich nun darstellen, wie Distanz zum Eigenen und somit Fremdheit als Resultat einer Interaktion von individuellen und kollektiven Vorstellungen konstruiert werden.

In Einwanderungsländern wie der Schweiz gelten zu bestimmten Zeitabschnitten oft bestimmte Gruppen von Menschen als „typische“, meist negativ angesehene (also fremde) Ausländer. In der Schweiz waren dies zur Zeit meiner Untersuchung die aus der Balkanregion stammenden Bevölkerungsgruppen. „Typische“ Ausländer sind in der Regel vor kurzer Zeit in relativ grosser Zahl eingewandert. Von ihnen wird jeweils behauptet, dass sie sich in entscheidenden Eigenschaften vom Eigenen, von den Inländern, unterscheiden würden. Die Immigranten aus den Balkanstaaten seien kriminell, schmutzig, aggressiv, patriarchalisch, machistisch und arrogant, finden meine Interviewpartner. Alles negative Eigenschaften, die die Schweizer in ihren Augen weniger auszeichnen. Aufgrund dieser Eigenschaften würden sie sich dermassen stark von den Schweizern unterscheiden, dass sie nur schwer zu integrieren, beziehungsweise assimilieren seien. Es entsteht jeweils der Eindruck, dass die zuletzt eingewanderte Ausländergruppe sich mehr als alle zuvor eingewanderten im negativen Sinne von den Inländern unterscheidet. Individuelle und kollektive Negativerlebnisse werden oft dieser Ausländergruppe zugeschrieben. Der Drogendealer ist selbstverständlich Kosovo-Albaner, der, der eine Frau ungebührlich anspricht, ist selbstverständlich Serbe, die erhöhte Kriminalität ist sicherlich den Jugoslawen zuzuschreiben. So entsteht der Eindruck, dass die Vermutungen bezüglich der Eigenschaften von „typischen“ Ausländern tatsächlich zutreffen. Erstaunlich ist, dass „typischen“ Ausländergruppen jeweils innert kürzester Zeit (meist innert weniger Jahre) von anderen abgelöst werden, denen dann wiederum ähnlich negative Eigenschaften zugeschrieben werden. So wird der Vorwurf des „Machismo“ seit langer Zeit auf fast jede neu eingewanderte Ausländergruppe in der Schweiz angewandt. Die Zeitspanne des Wechsels von „typischen“ Ausländergruppen ist jeweils dermassen kurz, dass darin unmöglich eine Assimilation oder auch nur Integration stattgefunden haben kann. Die vormaligen „typischen“ Ausländer müssten also immer noch über ihre negativen Eigenschaften verfügen. Es ist auch unwahrscheinlich, dass sich die Inländer in so kurzer Zeit an die negativen Eigenschaften derselben gewöhnt haben. Dieser Widerspruch legt die Vermutung nahe, dass es sich bei der Zuordnung von gewissen negativen Eigenschaften zu ganz bestimmten Ausländergruppen in hohem Mass um Projektionen, respektive soziale Konstruktionen handelt, die dann auf individuelle und kollektive Erfahrungen angewandt werden.

Distanz zum Eigenen ist also ein ausserordentlich relatives Konstrukt, das nur im Zusammenhang mit den Mechanismen verstanden werden kann, die Fremdes und Anderes entstehen lassen.

Und ich bin x-mal mit dem Ansinnen konfrontiert worden, ob ich keine Möglichkeit sehe,  
ihnen einen Job in der Schweiz zu verschaffen, x-mal! X-mal.  
Und demzufolge bin einfach zur Auffassung gekommen,  
diese Leute denken, wir leben tatsächlich im Paradies.  
Das ist für sie ein Stück weit der Honigtopf und hat die Auswirkung vom Honigtopf,  
wo die armen Teufel aus der ganzen Welt in unser Land hineinlockt.

Rolf

### 7.3.3 Migranten und Migrationsmotivationen

Wie ich bereits bemerkt habe, fallen in den Augen meiner Interviewpartner relativ viele Migranten in die Kategorie der anderen und fremden Ausländer. Doch wieso sind diese Menschen in die Schweiz gekommen und wie werden ihre Gründe, hierher zu kommen, beurteilt? Haben sie legitimen Anspruch auf einen Aufenthalt in unserem Land?

Meine Interviewpartner unterscheiden nur zwei Migrationsmotivationen: die der Verfolgung oder Bedrohung im Heimatland und die wirtschaftliche. Bei Wirtschaftsmigranten unterscheiden sie die, die von selbst gekommen sind von denen, die als Arbeitskräfte in unser Land geholt wurden. Die Einschätzung von Migrationsmotivationen bildet einen wichtigen Angelpunkt für die Beurteilung der Berechtigung von Migranten, hierherzukommen und sich hier aufzuhalten. Politische Verfolgung und Bedrohung an Leib und Leben gelten als legitime Migrationsmotivationen, wirtschaftliche Gründe in der Regel nicht. Mit Wirtschaftsmigration verbinden anscheinend viele meiner Interviewpartner die Vorstellung, dass jemand einfach aus seinem Land „abhaue“, wenn es ihm dort nicht mehr gefalle, um sich ein Stück vom „Kuchen reiche Schweiz“ abzuschneiden. Sie nehmen also an, dass es eine Art *leichtfertige Migration* gebe. Bezeichnungen wie „Wirtschaftsflüchtling“ oder „Pseudoasylanten“ werden oft als stark negativ getönte Kategorisierung verwendet und sind mit der Ansicht verbunden, dass diese Menschen sich durch Unlauterkeit in der Angabe ihrer Migrationsgründe, Profiteurum, eine überhöhte Anspruchshaltung und ein generelles Desinteresse gegenüber unserem System auszeichnen würden. Marius: „So Männer zwischen 18 und 30 Jahren und liegen den ganzen Nachmittag auf dem Bauch, oder. Und wir arbeiten da und andere arbeiten auch, und da habe ich einfach Mühe mit dem, also ich... Und ich denke auch nicht, dass es echt Verfolgte sind. Die hocken jetzt einfach da und haben es nett miteinander, oder.“

Viele Interviewpartner sind der Ansicht, dass ein sehr hoher Teil der in der Schweiz anwesenden Migranten aus wirtschaftlichen, also nicht legitimen Gründen hier seien. Gewisse scheinen sogar bewusst oder unbewusst zu versuchen, möglichst vielen Migranten „illegitime“ Migrationsmotivationen zuzuschreiben, denn nur so können sie diese verurteilen. Arme und Leidende dürfen sie aus Gründen des bei uns sehr verbreiteten humanitären Gedankenguts nicht ablehnen. In diesem Zusammenhang taucht oft das Argument auf, dass es die wirklich armen und verfolgten gar nicht bis in die Schweiz schaffen würden, weil ihnen das Geld dazu fehle. Manchmal wird auch gesagt, dass sie in ihrem Herkunftsland mehr zum Aufbau eines funktionierenden Systems beitragen könnten als hier bei uns. Auch wird verlangt, dass man Plätze für die „wirklichen“ Flüchtlinge freihalten solle. Rolf: „Wenn wir aber unser Land heute schon vollpumpen unter diesen Pseudoasylanten, wo bleibt dann noch Raum für diejenigen, die das Asyl wirklich brauchen?“ Mit solchen Argumenten scheinen einige meiner Interviewpartner ihren Ausgrenzungsbemühungen einen humanitären Anstrich geben zu wollen.

Eine weitere Batterie von Argumenten zielt nicht darauf ab, die Berechtigung von Migrationsgründen anzuzweifeln, sondern Migration generell in Frage zu stellen. Hans und Rolf sagen, das sie Schweiz nicht verpflichtet sei, sich aufzuopfern „für die anderen, für die Staaten, die ‚nicht fähig‘ (Hochdeutsch) sind, dass sie in Frieden leben können, wie, wie in Jugoslawien“ (Rolf). Die Migranten sollen „selber schauen“ (Hans), dass sie mit den Problemen in ihren Heimatländern fertig würden. Migranten sollen nicht nach Europa kommen, sondern in ihre jeweiligen Nachbarländer flüchten. Dies würde ihnen und uns helfen, da es keine grosse kulturelle Reibungen mehr geben würde, sagen Rolf und Werner. Man solle die „Maschinen zu den Menschen und nicht die Menschen zu den Maschinen schicken“ zitieren Werner und Fritz einen Ausspruch von James Schwarzenbach.

## 7.4 Projektionen als Komponente der Entstehung von Fremdem und Anderem

Als *Projektion* verstehe ich in diesem Zusammenhang einen Vorgang, in dessen Verlauf ein Individuum oder gar eine ganze Gesellschaft die Verantwortung, einerseits für Gefürchtetes oder Angsteinflössendes, andererseits für Gewünschtes, nicht-Eigenem zuschreibt. Projektionen stellen eine Art Auslagerung aus dem Eigenen dar. Die negative Projektion von Gefürchtetem und Angsteinflössendem kann die Entstehung von Fremdem, die positive Projektion von Gewünschtem kann die Entstehung von Anderem bewirken.

Eine negative Projektion ist zum Beispiel, wenn den Medien die Verantwortung für einen als schlecht wahrgenommenen Wertewandel zugeschrieben wird; Werner: „wir haben ja eigentlich ein Radio und ein Fernsehen, [...] die den jungen Menschen ja einimpft, dass alles, was konservativ ist oder alles, was Überlieferung ist oder alles, was Tradition ist oder alles, was Heimat ist, ist alles schlecht.“ Stark zusammengefasst liesse sich die Haltung von Werner etwa wie folgt umschreiben: er fürchtet, dass er seinen Halt und seine Orientierung (seine „Heimat“) verliere, weil sich die Gesellschaft um ihn herum zu schnell verändere. Das individualistische und scheinbar normlose Verhalten der „jungen Menschen“ ist für ihn ein Anzeichen dieser Veränderung. Die Verantwortung dafür schreibt er den Medien zu, die er quasi als ausserhalb stehende, zerstörerische und fremde Macht wahrnimmt.

Ein Beispiel für eine positive Projektion ist die Aussage, dass es gut sei, wenn viele Ausländer in die Schweiz kämen, denn diese seien ja alle so lebenslustig und würden die nötige Farbe in die sture Schweiz bringen. Der Wunsch nach mehr Lebenslust, der innerhalb des Eigenen nicht befriedigt werden kann, wird hier auf das Andere projiziert.

Andere Aspekte von Projektionen müssen zusätzlich berücksichtigt werden: Projektionen ermöglichen es einerseits, etwas im Vergleich zum Eigenen schlecht zu machen und somit das Eigene (vermeintlich) aufzuwerten („Die Schweizer sind viel seriöser als die Südländer“), sie können aber auch dazu verwendet werden, darzustellen, welche Eigenschaften des Eigenen man besonders schätzt und welche man eher nicht wünscht („Zum Glück sind die Schweizer weniger machistisch als die Albaner“). Andererseits können sie eine selbstbestätigende Funktion haben, indem sie entweder eigene Werte oder eigenes Verhalten rechtfertigen („Es ist zwar anstrengend, seriös zu sein, dafür geht es mir aber auch besser, als den Südländern“), oder indem sie den „Beweis“ liefern, dass gewünschtes



existiert („In der Schweiz sind alle so verschlossen, schauen Sie doch mal in Amerika, dort sind die Leute viel freundlicher miteinander“).

Projektive Aussagen sind oft an darin enthaltenen, starken Verallgemeinerungen, oder an ihrem suggestiven Inhalt zu erkennen („Die Italiener sind sexbesessen“, „Die Chinesen haben eine innere Ruhe, die wir uns nur wünschen können“).

*Im allgemeinen kann postuliert werden, dass projektives Fremdes oder Anderes durch seine Funktion als Projektionsfläche bestimmt wird und weniger durch seine reale Existenz.* Das heisst, dass projektives Fremdes oder Anderes weder die ihm zugeschriebenen Eigenschaften haben muss, noch überhaupt in konkreter Form existieren muss, es muss nur entsprechend vorstellbar sein. Charakteristisch ist dabei, dass verschiedene Dinge auf dieselben Ziele, dieselben Dinge aber auch auf verschiedene Ziele projiziert werden können. Entitäten mit einer grossen Distanz zum Eigenen werden eher Ziele von Projektionen, da ihre Unbestimmtheit oder Fremdheit mehr Raum für projektive Vorstellungen offen lässt (mehr dazu später).

#### **7.4.1 Fremdes: Ängste**

Unter dem Stichwort „Ängste“ lassen sich drei Quellen von negativen Projektionen auf Fremdes zusammenfassen. Die erste liegt in der psychologischen Struktur des Individuums selbst. Gewisse Individuen scheinen dazu zu neigen, innere Ängste, sowie ihnen unerträgliche Vorstellungen, Gedanken und Wünsche auf Fremdes zu projizieren. Die zweite liegt in den psychologischen Auswirkungen, die soziale Prozesse, insbesondere der soziale Wandel, auf das Individuum haben können. Treten angsteinflössende soziale Vorgänge auf, tendieren Individuen unter bestimmten Umständen dazu, deren Ursachen auf Fremdes zu projizieren. Drittens kann es vorkommen, dass in einem überindividuellen, d.h. gesellschaftlichen Prozess negativ bewertete Vorgänge dem Einfluss von Fremdem zugeschrieben werden.

Damit nicht-Eigenes Ziel von negativen Projektionen und somit Fremdes werden kann, muss es ganz bestimmte Bedingungen erfüllen. Es muss einerseits einen ausreichenden Grad der Konkretisierbarkeit haben, so dass ihm als (vermeintlich) greifbare, einflussreiche Entität bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden können. Gleichzeitig sollte es nicht allzu oft dergestalt in Erscheinung treten, dass es gemachte Zuschreibungen widerlegen könnte. Es ist für den Projektionsmechanismus förderlich, wenn mit der Stilisierung einer bestimmten Entität zum Fremden mehrere psychologische oder soziale Probleme gleichzeitig „bedient“ werden können. Je mehr Präsenz und Einflussreichtum dem nicht-Eigenen zugeschrieben werden kann, desto effizienter kann es für eine grosse Zahl von negativen Dingen verantwortlich gemacht werden. Ein gutes Beispiel hierfür sind Theorien von der jüdischen Weltverschwörung (wie z.B. die Illuminaten-Theorie). Die Betonung der Omnipräsenz und des grossen Einflusses der Juden sind ein herausragendes Merkmal solcher Theorien. Oft wird auch gesagt, dass die Juden im Versteckten agieren würden. Diese Behauptung vergrössert den Spielraum für Projektionen, da sie dem Individuum viele Interpretationsmöglichkeiten offen lässt und verhindert, dass seine projektiven Annahmen an realen Beobachtungen scheitern könnten. Die Illuminaten sind unsichtbar, aber gefährlich.

Der Überfremdungsdiskurs, d.h. die Betonung der abstrakten (hohen) Zahl von Ausländern in der Schweiz, ist typisches Beispiel für einen projektiven Mechanismus der Entstehung von Fremdem. In

diesem Zusammenhang wird oft von *Einwanderungswellen*, von *Überflutung* und von der *Sogwirkung* der Schweiz für Ausländer gesprochen. Dabei handelt es sich um Phänomene, die zwar einen stark suggestiven Charakter haben, die sich aber der individuellen Wahrnehmung entziehen. Darauf basierende Annahmen können somit nur schwerlich von realen Beobachtungen widerlegt werden.<sup>57</sup> Ich werde den Überfremdungsdiskurs am Ende dieses Kapitels ausführlich behandeln.

Bestehende Projektionen haben eine hohe Resistenz gegenüber realen Erfahrungen. Typische Anzeichen dafür sind Aussagen der Form: „Die X sind ganz schlimme Typen, aber Y, mein Nachbar, ist anders, er entspricht halt nicht ihrem Durchschnitt.“ Bezieht man Aussagen dieser Art auf Ausländer, so könnte man sagen, dass Personen, die so denken, von zwei verschiedenen Typen von Ausländern sprechen: vom netten Anderen von nebenan (Erfahrung) und vom bösen, „allgemeinen Fremden“ (Projektion). Diese Art von „Bewusstseinspaltung“ ist relativ weit verbreitet. Sie zeigt, dass die Einstellungsstruktur eines Menschen kein kohärentes System darstellt. Menschen sind fähig, beträchtliche Widersprüche in ihren Einstellungen und Handlungen bestehen zu lassen, ohne sie zu bemerken. Die Geschichte von Rolf, die ich in der Einleitung zum Resultateteil dieser Arbeit erzählt habe, stellt ein gutes Beispiel dafür dar. Weshalb Projektionen gegenüber realen Erfahrungen dermassen resistent sind, ist eine psychologische Frage. Es liegt nicht in meiner Macht, diese hier zu beantworten. Eine Spekulation möchte ich dennoch anstellen: Die Erhaltung von Projektionen hat für die Individuen eine essentielle Bedeutung, da Projektionen Auslagerungen von Dingen sind, mit denen sie sich weder auseinandersetzen wollen, noch auseinandersetzen können. Das Aufbrechen einer Projektion bedeutet, dass das Individuum ein neues Ziel für seine Auslagerung finden, oder sich mit dem Ausgelagerten auseinandersetzen muss. Diese Auseinandersetzung kann sich negativ auf seine psychische Stabilität auswirken und es versucht daher, sie zu umgehen.

#### 7.4.1.1 DIE PSYCHOLOGISCHE STRUKTUR DES INDIVIDUUMS ALS QUELLE VON PROJEKTIONEN

Die psychologische Struktur des Individuums ist vermutlich die am schwersten zu ergründende Quelle von Projektionen. Es scheint aber Menschen zu geben, die ohne direkte, äussere Ursachen Dinge auf Fremdes projizieren. Diese Dinge müssen quasi aus ihrem Inneren, aus ihrer Psyche stammen. Es ist schwer, sich für die Aussage von Hans, dass es die Homosexuellen gewesen seien, die England im zweiten Weltkrieg an die Deutschen verraten hätten, eine äussere Ursache vorzustellen.

Ein weiteres Anzeichen für eine solche Art von Projektionen ist die Tatsache, dass die Menschen seit Urzeiten bei den Fremden alle Arten von sexuellen Perversionen vermuteten. Aus dem Buch des Propheten Ezeiel stammt die folgende Passage über die Bündnispolitik Jerusalems, die deutlich drei wichtige Aspekte von Projektionen zeigt: Auslagerung (das Böse kam ursprünglich von aussen, es wurde in das Eigene hineingetragen und kann ausgemerzt werden, wenn man das Fremde im Eigenen vernichtet), Selbstbestätigung, sowie Aufwertung des Eigenen durch Herabsetzung des Fremden. Ezeiel vergleicht Jerusalem wie folgt mit einer treulosen Frau: „Du hast auf jedem freien Platz und an

---

<sup>57</sup> Hier möchte ich einen Vorwurf an das Bundesamt für Flüchtlinge richten, dessen Exponenten sehr oft eine solche projektionsfördernde Rhetorik pflegen. Dazu Silvia: „Und alle sagen dann eben das. Die

jeder Strassenecke deine Hurenlager aufgeschlagen und hast deine Schönheit in den Schmutz gezogen. Du warst unersättlich und hast vor jedem, der vorüberging, die Beine gespreizt. Deine Nachbarn, die Ägypter mit dem grossen Glied, waren deine besten Freunde [...]. Da strafte ich dich und nahm dir einen Teil von dem, was ich dir geschenkt hatte. [...] Du aber hattest noch nicht genug und gingst zu den Assyrern, um mit ihnen zu huren, und auch das reichte dir noch nicht. Darum triebst du es mit den Babyloniern, diesem Händlervolk; doch auch da bekamst du nicht genug.“<sup>58</sup> Verglichen mit den Phantasien von Ezeziel wirken die heutigen Vorstellungen von heissblütigen Italienern, die „unsere“ Frauen verführen, fast harmlos.

#### 7.4.1.2 SOZIALE PROZESSE ALS QUELLE VON PROJEKTIONEN

Die psychologischen Folgen sozialer Prozesse stellen die Hauptquelle von negativen Projektionen auf Fremdes dar. Vorwiegend handelt es sich dabei um Ängste, die im Zusammenhang mit Veränderungen des Eigenen auftreten, um Ängste vor Sinn-, Identitäts- und Orientierungsverlust und davor, dass menschliche Grundbedürfnisse nicht mehr befriedigt werden können. Man könnte in diesem Zusammenhang auch von Anomie-ähnlichen Zuständen sprechen.

Der soziale Wandel spielt hierbei eine grosse Rolle. Sozialer Wandel verunsichert gewisse Menschen. Falls es ihnen nicht gelingt, den Wandel als solchen wahrzunehmen und/oder sich entsprechend anzupassen, falls sie nicht erkennen können, wie Neues entsteht, oder falls sie das Neue negativ bewerten, werden sie den Eindruck erhalten, dass früher vieles „besser gewesen sei“, dass ein Zerfall stattfindet. Nun gibt es Gruppen von Personen, denen leicht die Schuld für die (vermeintliche) Verschlechterung der Zustände zugeschrieben werden kann: den Politikern, den Medien, den Akademikern und den Wirtschaftsbossen, da sie anscheinend die Veränderung befürworten, repräsentieren oder gar fördern (in Wirklichkeit sind sie Träger einer dominanten Meinung) oder den Ausländern, da sie durch ihre Fremdartigkeit als prädestinierte Agenten des Wandels erscheinen. Die allgemeine Feststellung, dass es um „uns“, um „unser Land“, um „die Dinge“, um „die Politik“, um „die Gesellschaft“, um „die Zukunft“, um „die etablierten Werte“, um „die Sicherheit“, um „unser System“, um „die Wirtschaft“ etc. schlecht stehe, weil „alles“ am Zerfallen sei, taucht in meinen Interviews über vierzig mal auf; hierzu eine charakteristische Aussage von Werner: „Ich fühle mich dem Land verbunden, ich habe dieses Land gern, allerdings nicht mehr so, wie es heute ist, oder? Für mich ist das Land schon fast kaputt. Interviewer: Aus welchen Gründen konkret? Werner: Ja, es ist einfach total verlüdert, wir haben eine gigantische Einwanderung, das ist eine totale Umwälzung, oder der Marx hat ja gesagt, man kann ein Land auf zwei Arten einnehmen. A) kriegerisch mit einer Armee, b) durch Einwanderung, oder?“ Die Einwanderung war in dieser Interviewpassage nicht das Gesprächsthema. Ich hatte Werner zuvor gefragt, ob er sich als Schweizer fühle. Wie selbstverständlich kam er dann auf den Zerfall der Schweiz und auf seine Ursache, die Einwanderung, zu sprechen. Werner scheint eine Person mit einem stark gemeinschaftlich geprägten Weltbild zu sein. Er hat

---

sagen: ‚Ich habe Bekannte, ausländische.‘ Jede Familie hat ausländische Bekannte. Und wir haben viele Ausländer hier, oder. Das sind immer gerade nicht die, oder. Der Herr Koller nennt die Anderen.“  
<sup>58</sup> Ez 16,24-29.

Angst, dass ihm diese Gemeinschaft durch die „totale Umwälzung“ abhanden kommt und dass er so seine Sicherheit, seine Orientierung verliert. Diese Angst projiziert er auf die Ausländer.

Ich habe im Zusammenhang mit dem gemeinschaftlichen Weltbild bereits erwähnt, dass einige meiner Interviewpartner die Individualisierung der Gesellschaft als Zerfall empfinden, dass sie das gemeinschaftliche „Grüezi“ auf der Strasse vermissen. Das Verhalten der „Jungen“ wird in diesem Zusammenhang oft als Beispiel erwähnt. Aber auch die Ausländer, denn jemand, der „mit dem Dolmetscher“ (Fritz) eingebürgert wurde, kann gar nicht „Grüezi“ sagen.<sup>59</sup>

Auch demographische Veränderungen können Ängste verursachen. Fritz stellt fest, dass die Lebensqualität in der Schweiz während der letzten Jahrzehnte stark abgenommen habe. Die Übervölkerung sei die Hauptursache, es „hat zu viele Menschen auf zu kleinem Raum, und das gibt Aggressionen, und man fühlt sich nicht mehr wohl.“ Auch in diesem Fall werden wieder Ausländer als Verursacher genannt.

Weitere Ängste werden im Kapitel über den Überfremdungsdiskurs noch angesprochen werden.

Die Schweizer gehen zurück, und die Ausländer produzieren  
noch und noch Nachkommen.  
**Hans**

#### 7.4.1.3 EIN BEISPIEL: DER ÜBERFREMDUNGSDISKURS

Der Überfremdungsdiskurs zeichnet sich durch Argumente aus, die allesamt aus der individuellen Erfahrung heraus nicht rationell überprüft werden können. Diese Argumente betonen die beängstigend grosse Quantität (hohe Zahl von Personen) und Qualität (sexuelle Potenz, kriminelles Potential, etc.) des Fremden, das auf uns hereinbricht. Es wird von abstrakten, meist statistischen Vorgängen gesprochen, die eine grosse Fläche für Projektionen von Bedrohungsgefühlen bieten. Bei

---

<sup>59</sup> Ich glaube, hier habe ich mich wiederholt. Eine kleine Geschichte soll der Wiedergutmachung dienen: Werner beklagte sich während und nach dem Interview darüber, dass in Zürich niemand seinem Nächsten Beachtung schenke. Man könnte auf der Strasse einen Herzanfall kriegen, ohne dass einem geholfen werde. Nach dem Interview, Werner wohnt auf dem Land, kehrte ich im Leihwagen nach Zürich zurück. Den Wagen deponierte ich in der Tiefgarage der Leihwagenfirma und warf den Schlüssel, wie abgemacht, in einen dort angebrachten Depotkasten. Der Lift brachte mich ins Erdgeschoss, die Lifttür schloss sich hinter mir unwiderruflich. Mit Entsetzen stellte ich fest, dass ich nun – es war etwa zehn Uhr abends – im Foyer der Asylberatung für Kosovo-Albaner eingeschlossen war: die Glastür zur Strasse hin war verschlossen. Da kam mir in den Sinn, dass mir der Besitzer der Leihwagenfirma am Nachmittag gesagt hatte, dass das Personal im Billardsalon, der sich im selben Gebäude befand, über einen Passepartout verfüge. Ich stellte mich also an die Glastür und versuchte, durch lautes Rufen und Gestikulieren die Passanten auf mich aufmerksam zu machen. Die meisten schauten mich kurz und angewidert an („schon wieder so ein Betrunkener“) und gingen dann weiter, ohne mir mehr Beachtung zu schenken. Nur jemand erbarmte sich meiner – den Gesichtszügen nach zu schliessen stammte er vom indischen Subkontinent – und trat bis an die Glastüre heran. Leider konnte ich ihm weder auf Deutsch, noch auf Französisch oder Englisch erklären, dass er doch bitte das Personal im Billardsalon verständigen möge. Vermutlich verstand er nur „Billard“, jedenfalls gab er mir zur Antwort: „No thank you, go home, woman waiting“, lächelte freundlich und ging weiter. Nach einer Dreiviertelstunde erfolglosen Gestikulierens an der Glastüre beschloss ich, einen anderen Ausweg zu suchen. Zum Glück hatte jemand von der Asylberatungsstelle vergessen, sein Büro abzuschliessen. So konnte ich den Billardsalon anrufen. Ich musste es allerdings zweimal versuchen, denn beim ersten Mal hängte die Dame am anderen Ende der Leitung schlicht auf („Entschuldigung,

diesen Gefühlen handelt es sich um Ängste vor einer Bedrohung des Eigenen, die auf das falsche Objekt gerichtet werden. Denn dieses Objekt, die Ausländer, kann unmöglich ausschliesslich für die Bedrohung verantwortlich sein.

Die Aussage, die im Zusammenhang mit dem Überfremdungsdiskurs am meisten aufgetaucht ist, ist die, dass wir „viel zu viele“ (Hans) Ausländer in der Schweiz hätten. Hans, Guillaume, Werner, Rolf und Fritz betonten dies insgesamt siebzehn mal. Rolf: „Wir haben einfach das Mass überschritten, das gesunde, vernünftige Mass für unsere kleine Schweiz. Wenn Sie denken, die Erdbevölkerung, wir haben 6 Milliarden überschritten, wir die kleine Schweiz mit 7 Millionen. Das trifft auf jeden Schweizer, also nicht in der Schweiz selber, also weltweit, trifft das rund 900 andere Typen.“ In dieser Passage und in anderen Aussagen von Rolf tönt auch die Angst vor einem immer grösser werdenden Migrationsdruck an. Die Schweiz wird von Rolf als kleine, friedliche Insel gesehen, die kurz davor steht, von einer Flut von Menschen in Not überrollt zu werden.

Folgende Überfremdungsängste sind in meinen Interviews aufgetaucht.

### **Assimilation, Integration und Zahl der Ausländer**

Ein zu hoher Ausländeranteil wirkt sich negativ auf die Assimilation und Integration der Ausländer aus, andere Überfremdungseffekte werden so verstärkt. Die Ausländer schliessen sich zu Cliques zusammen, Ghettos entstehen, „wie in Amerika“. Hans: „Und wir haben über zwanzig Prozent da. Das ist eben, dass dann die sich nicht assimilieren, sondern in Ghettos leben und Cliques zusammen machen, die nicht unseren Staat anerkennen wollen.“ Ausländer in hoher Zahl seien eine Macht, die Eigenes gefährden könne. Hans, Werner und Fritz betonten dieses Argument besonders stark.

### **Identitätsverlust**

Durch eine hohe Immigrationsquote wird unsere Identität bedroht und unsere Kultur verwässert. Dasselbe Argument wird auch im Zusammenhang mit einem möglichen Anschluss an die EU vorgebracht.

Fritz spricht von einer drohenden Verwässerung unserer Kultur, Rolf tönt oft einem drohenden Identitätsverlust an:

Und ein Stück weit, von der Schweizer Eigenart bröckelt ab mit dem, wird verwässert. Wird verwässert. Und wie jeder andere souveräne Staat, so haben doch auch wir Schweizer das Recht, dass wir unseren Lokalkolorit beibehalten, unsere Bräuche und Sitten und den Lebensstil. Sie werden sehen, je mehr Ausländer kommen, Sie werden auch immer aggressiver, selbstbewusster auftreten bei uns, indem sie das Stimmrecht fordern [...]. Und ich sehe da einfach eine Gefährdung von unserer, von unserer Selbständigkeit, von unserer Identität. Die bröckelt ein Stück weit ab.

---

ich dachte, es sei schon wieder so ein Spinner“, sagte sie mir später). Alltagsgeschichten haben keine Moral.

### **Bedrohung der Sicherheit, des Arbeitsplatzes und des politischen Systems**

Hierbei handelt es sich um Ängste, bestimmte Privilegien zu verlieren. Hans, Werner und Rolf glauben, dass eine grosse Zahl von Ausländern viel Kriminalität in die Schweiz bringe. Hans und Rolf sehen unser politisches System durch die hohe Zahl von Ausländern bedroht. Vor allem Werner findet, dass die wirtschaftlichen Chancen der Schweizer unter der Immigration leiden würden, dass die Lebenshaltungskosten aufgrund des stetigen Expansionsstrebens der Wirtschaft ansteigen und Arbeitsplätze abgebaut oder an die billiger arbeitenden Ausländer vergeben würden.

Ausländer beanspruchen aufgrund ihrer hohen Zahl gewisse Lebensräume in der Schweiz ganz für sich und verdrängen die Schweizer daraus.

Werner bringt in einer Interviewpassage eine ganze Batterie von Überfremdungsargumenten vor, deshalb möchte ich diese hier integral wiedergeben:

Also plus, natürlich, haben wir noch 700000 unter dem Existenzminimum, das sind also viele Leute, die darunter leiden, unter anderem auch ältere Leute, die darunter leiden, dass einfach die Schweiz so teuer geworden ist, oder?

Das heisst also, es wird uns vielleicht auch einmal so gehen, wir sparen mit Löhnen von heute und müssen leben eigentlich mit der Teuerung von morgen. Aber wobei morgen einige Jahrzehnte später wäre, oder? Und dann reicht es halt nicht mehr und so weiter. Wir hätten also Milliarden, wenn wir ein bisschen dafür sorgen würden, dass nicht immer eben gewisse Unternehmungen immer wieder neue Leute hineinholen können. Wissen Sie. Und immer wieder auf die gleiche Tour. Das ist einfach der Fluch. Und da muss ich sagen, das ist einfach das grösste Handikap, und abgesehen davon sind halt jetzt, heute einfach die Dings, die Ausländeranteile in der Schweiz so hoch, dass das kontraproduktiv ist, also wenn Sie schauen gehen in die Schulen, oder, dann ist halt das wahnsinnig. Da können Sie, da können Sie beim besten Willen nicht mehr integrieren. Von Integrieren können Sie nicht mehr sprechen, wir haben ein Absinken vom Bildungsniveau, wir haben viel Kriminalität, wir haben ein Verdrängungsprozess zum Beispiel in Quartieren, ein Verdrängungsprozess oder? Wo ein Schweizer gar nicht mehr leben kann, dem wird das Leben sauer gemacht, oder? Bei gewissen, gewissen Blöcken. Also das, das ist konsequent wird da ein, also ein Leben praktiziert, das, eben, an und für sich eine schlechte Entwicklung ist, und in dem Sinne, also ich, ich muss sagen, ich sehe nicht gut für die Schweiz.

Zum Beispiel auf die Jugoslawen bezogen, also wie ich sie erlebe,  
dem Klischeebild halt vielleicht auch, will ich nicht,  
dass irgendein Schweizer das ähnlich macht wie die.  
**Carmen**

#### **7.4.1.4 FOLGEPROZESSE**

Fremdes, das Ziel von negativen Projektionen ist, entwickelt sich oft zu einem eigentlichen *Attraktor* für weitere Zuschreibungen ähnlicher Art. Nebst der Zuschreibung von Verantwortung für angstverursachenden Vorgänge ist die Projektion von Vorstellungen davon, wie „man“ nicht sein

sollte, sehr verbreitet. Einige meiner Interviewpartner scheinen Fremde, insbesondere bestimmte Gruppen von Fremden, zum Inbegriff des „Schlechten“, zum Inbegriff ihres „Gegenpols“ zu stilisieren. Ich möchte dieses Phänomen als *Anti-Stilisierung* bezeichnen. Ich habe mich dazu verpflichtet, auf dem Boden meines Datenmaterials zu bleiben, möchte aber dennoch darauf hinweisen, dass derartige Stilisierungen sehr weit gehen können. Von relativ „harmlosen“ Zuschreibungen einiger weniger negativer Erlebnisse, bis hin zu einer Erschaffung des Fremden als fast mythologischer Gegenpol zum Eigenen, dessen dunkles Wirken und Walten hinter allen schlechten Dingen auf der Welt vermutet wird. Minges weist zu Recht auf die enge Verwandtschaft zwischen dem Judenbild der „Christian Identity“-Bewegung und dem Bild des Antichrists hin.<sup>60</sup>

Doch zurück zu meinen Daten: wieso wird Fremdes negativ stilisiert? Wieso sagt zum Beispiel Carmen, dass sie Jugoslawen nicht möge, weil diese aggressiv und machistisch seien? Wieso tendiert sie dazu, aggressive und machistische Personen als Jugoslawen zu bezeichnen? Sie könnte doch auch sagen, dass sie keine aggressiven und machistischen Personen möge. Wieso schreibt sie den Jugoslawen weitere negative Eigenschaften zu, die sie gar nicht persönlich erfahren hat? Wieso wird zum Ausdrücken dessen, was man für schlecht befindet, oft der Umweg über die Beschreibung des Fremden gewählt? Hierzu lassen sich einige Erklärungen finden, es handelt sich dabei wieder um einzelne „Komponenten“, die eng miteinander verknüpft sind.

**Identität.** Identität lässt sich leichter als Gegenposition konstruieren, denn als eigenständige Einheit. Fremdes bietet sich als Gegenpol an, denn ihm können fast beliebige Eigenschaften zugeschrieben werden, die die Konstruktion der eigenen Identität unterstützen. Auf dieses Thema werde ich noch zurückkommen.

**Zuschreibung und Auslagerung.** Die Menschen nehmen wahr, dass es Schlechtes auf der Welt gibt. Dieses Schlechte wird gewissen Trägern zugeschrieben. Doch wem wird es zugeschrieben und warum muss es überhaupt zugeschrieben werden? Folgende Überlegungen bieten sich an: a) Das Empfinden des Schlechten ist diffus. Die Person weiss nicht genau, woher ihr Unbehagen, ihre Ablehnung kommt und wie sie geartet ist. Sie hat zum Beispiel das vage Empfinden, dass die heutige Gesellschaft zu anonym sei, dass „man“ sich einsam fühle in ihr. Sie kann daher keine allzu offensichtlichen Träger für ihre negativen Empfindungen wählen, da die Realität sie eines Besseren belehren würde. Fremdes bietet sich als relativ fern und doch scheinbar klar definierbar an, es „widerspricht“ nicht, weder aktiv noch passiv. Da die Empfindung des Schlechten diffus ist, ist auch die Zahl von „Symptomen“, die ihm zugeordnet werden, relativ hoch. Entsprechend viel wird zugeschrieben. b) Das als schlecht Wahrgenommene verdeckt tiefere Probleme. Solche Probleme haben die Tendenz, sich auf vielen Wegen durch Wahrnehmungen von Schlechtem auszudrücken, das daraufhin Fremdem zugeschrieben wird.

Zuschreibungen an Fremdes können als Auslagerungsstrategien verstanden werden. Schlechtes wird durch seine Zuschreibung an Fremdes aus dem Eigenen herausgestossen und somit potentiell leichter ausmerzbar. Aus diesem Grund wird auch möglichst viel einer einzigen Einheit von Fremdem, z.B. „den Jugoslawen“, „den Ausländern“ oder „den Juden“ zugeschrieben.

**Wahrnehmung und Verallgemeinerung.** Carmen begegnet aggressivem Machismo in ihrem persönlichen Umfeld wirklich hauptsächlich bei männlichen Jugoslawen, oder bei Männern, die sich

---

<sup>60</sup> Minges (1994).

leicht in die Kategorie „Jugoslawe“ einordnen lassen. In der Nähe ihres Wohnortes befinden sich mehrere Treffpunkte für Jugoslawen und vor diesen wird sie jeweils auf aggressive Art angesprochen. Sie verallgemeinert ihre Erfahrung auf alle Jugoslawen. Diese „Jugoslawen“ ziehen dann weitere negative Zuschreibungen an (z.B. Gewinnsucht), da einer bereits negativ belegten Entität leichter weitere negative Eigenschaften zugeordnet werden können, als einer positiv belegten. Aus diesem Grund besteht auch die Möglichkeit, dass aggressive und machistische Personen in die Kategorie „Jugoslawen“ eingeordnet werden, auch wenn sie real gar nicht dazu gehören. Die „Jugoslawen“ eignen sich besonders gut dafür, da Carmen keine präzise Vorstellung von ihnen hat. Es ist also unter anderem die Distanz zum Eigenen, die solche Wahrnehmungsverzerrungen begünstigen kann, da Distanz oft mit Unkenntnis einhergeht.

Zuschreibungen an bestimmte Gruppen können auch als Strategie der Reduktion kognitiver Komplexität verstanden werden. Es ist einfacher, aggressive Personen pauschal als „Jugoslawen“ zu bezeichnen und von „Jugoslawen“ pauschal anzunehmen, dass sie aggressiv seien, als bei jedem Kontakt überlegen zu müssen, ob das Gegenüber nun in die Kategorie aggressiver Personen gehöre oder nicht.

**Kommunikation.** Der Interviewpartner glaubt, dass er dem Interviewer leichter plausibel machen könne, was er wirklich verabscheut, indem er es einer Gruppe von Menschen zuschreibt, von der er annimmt, dass sie gemeinhin und somit auch beim Interviewer stark negativ belegt ist. Das Verabscheuenswürdige wird so quasi rhetorisch „illustriert“. Eine weitere Erklärung für den Attraktor-Effekt ist die folgende: wenn jemand darstellen will, dass er gewisse Menschen wirklich verabscheue, wird er versuchen, diesen möglichst viele negative Eigenschaften zuzuschreiben.

Und ein solches Gespräch, wie wir das jetzt führen oder wie ich  
Ihnen das jetzt ausgeführt habe, da muss ich viel hören, wo mir Leute  
Vorwürfe machen und sagen: „Ja, Du bist ja ein Fremdenhasser!“, dann muss  
ich immer sagen: „Halt, halt, Halt! Ich bin kein Fremdenhasser, ich hasse  
die Schweizer!“ (lacht)  
Werner

#### 7.4.1.5 VERSCHIEBUNGEN

In mehreren Interviews (bei Hans, Werner, Guillaume und Fritz) taucht folgendes Argument auf: schuld am heutigen „Ausländerproblem“ der Schweiz seien gar nicht die Ausländer selber, sondern die Leute, die sie in die Schweiz geholt hätten, nämlich die Wirtschaftsbosse. Die Ausländer hätten bloss eine Chance ergriffen, die sich ihnen bot und „Das würden *Sie* [gemeint ist der Interviewer] auch machen“ (Werner). Den Wirtschaftsbossen wird dann alles angelastet, was vormals auf die Ausländer projiziert wurde. Diese Art von Argumentation mutet wie ein rhetorischer Trick an, mit dessen Hilfe negative Zuschreibungen auf eine Gruppe verschoben werden, deren Anti-Stilisierung im Vergleich mit der ursprünglichen Gruppe als sozial akzeptabler erscheint. Gleichzeitig scheinen gewisse meiner Interviewpartner damit belegen zu wollen, dass sie fähig sind, in komplexen Zusammenhängen zu denken (d.h. nicht für alles die offensichtlichste Erklärung zu akzeptieren). Auch andere Verschiebungen lassen sich in den Interviews finden. Ich habe nur die Komponente „Schuld an der Einwanderung“ untersucht. Die Grünen und Sozialdemokraten, „die unsere Türen weit auf tun



würden“, werden von Rolf genannt. Für Hans tun dies die Kirchen, Hilfswerke und die „Linken“. Werner nennt nebst den Wirtschaftsbossen ebenfalls die Hilfswerke, aber auch die „Linken“ und sogar die Behörden, die ob dem „Asyltheater im grossen Stil [...] beide Augen zudrücken“. Die „dummen“ (Werner, Hans) und die „ideologisch verblendeten“ (Werner) Schweizer werden ebenfalls genannt.

Verschiebungen sind charakteristisch für die Projektionskomponente der Entstehung von Fremdem: Ziele von Projektionen sind in einem gewissen Mass verschiebbar, da sie einen stark imaginären Charakter haben. Verschiebungen können auch zu Anti-Stilisierungen beitragen. Wieso die Wirtschaftsbosse, die schon für Arbeitsplatzverluste und den Zerfall des sozialen Systems verantwortlich gemacht werden und denen Geldgier, Opportunismus, Skrupellosigkeit und einiges mehr angelastet wird, nicht auch noch für das sogenannte Ausländerproblem schuldig sprechen?

#### **7.4.2 Anderes: Wünsche**

Wünsche, die innerhalb des Eigenen nicht befriedigt werden können, zum Beispiel Wünsche nach Authentizität, Geborgenheit und Lebensfreude, können positive Projektionen auf nicht-Eigenes und somit die Entstehung von Anderem bewirken. Beim Anderen sucht oder vermutet man das, was man im Eigenen nicht finden kann. Zu diesem Thema steht mir relativ wenig Interviewmaterial zur Verfügung. Ich stütze mich in der folgenden Passage hauptsächlich auf einige Aussagen von Erika, die ich mit Beobachtungen aus dem Alltag verglichen habe.

Die folgende Passage ist charakteristisch für das Denken von Erika in Bezug auf Andere. Sie beschreibt hier, wie „es“ sei, wenn ein Lehrer die Eltern eines seiner ausländischen Schüler besuche.

Also Kollegen gehen zum Beispiel persönlich hin und laden diese Leute ein zu einem Gespräch. Man kann es nicht über das Schriftliche machen, weil sie entweder nicht lesen können oder sie wollen auch nicht, sie haben auch Angst und so. Sondern man muss hingehen, und dann sind ja meistens gerade diese Kulturen sehr gastfreundlich, man wird eingeladen, man bekommt einen Kaffee, die Mutter sitzt am Boden und da sitzt man, solche Sachen gibt es dann manchmal, oder.

Etwas weiter unten:

Es ist eine Ehre, oder, für sie, wenn man sie besucht, sie bewirten einem, das ist etwas, was ganz, für sie ganz, ganz wichtig ist, diese Gastfreundschaft zu pflegen, und schon haben Sie einen Pluspunkt.

Bezeichnend ist, dass Erika, wie sie betont, einen solchen Elternbesuch selber nie gemacht hat, obwohl sie schon relativ lange Klassen mit hohem Ausländeranteil unterrichtet. In ihrer anheimelnden Beschreibung der gastfreundlichen Ausländer klingt die Sehnsucht nach menschlicher Wärme und Gemeinschaft an, wie wir sie von Menschen mit einem gemeinschaftlich geprägten Weltbild her kennen. Erikas Weltbild kann hingegen nur schwerlich als „gemeinschaftlich“ bezeichnet werden.

Erika bezeichnet sich als „eigentlich eher nicht typisch schweizerisch“, weil sie einen sehr grossen Hang zu „den Lateinern“ habe. Diese hätten „ein fröhlicheres Wesen“ als wir und hätten sich das Leben „so ein wenig anders eingeteilt“. Erika fühlt sich aber „im Grunde genommen schon da zu Hause“. An den Schweizern schätzt sie die Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit, die „die Lateiner“ „halt“ nicht hätten.

Solche Projektionen sind sicherlich gutgemeint. Sie haben aber, wie Hamburger<sup>61</sup> luzide bemerkt, auch eine Kehrseite, denn es dominiert die Fremdzuschreibung. Die positive Belegung des nicht-Eigenen basiert auf seiner Andersartigkeit und kann schnell zu unberechtigten Forderungen nach dem Erhalten derselben führen. Dazu Hamburger: „Die Forderung ‚Erhalt kultureller Identität‘ wird zur wohlmeinenden Fremdbestimmung, wenn sie von der herrschenden Mehrheit der unterlegenen Minderheit aufdiktiert wird. Sie resultiert häufig aus einer naiven Projektion, die in der Minderheitenkultur jene heile Welt ‚natürlicher‘ Harmonie und Gemeinschaft sucht, die in der eigenen Kultur dem Wachstum des Bruttosozialprodukts geopfert wurde.“<sup>62</sup>

Die Forderung nach sofortiger Assimilation, die weniger „gutmeinende“ Menschen an Andere und Fremde richten, beinhaltet auch die Berechtigung zur Teilhabe an den Vorteilen des Eigenen, falls diese Assimilation tatsächlich stattfinden sollte. Die Forderung nach Multikulturalität tut dies nicht in allen Fällen. Erika wohnt am Zürichberg, schickt ihre Kinder dort zur Schule und begibt sich nur während einer sehr beschränkten Zeit in die „Niederungen“ der Zürcher Arbeitervororte, um dort zu unterrichten.

Manchmal habe ich ein wenig das Gefühl, der,  
der Schweizer oder die Schweizerin ist ein bisschen wenig  
selbstsicher, also ein bisschen wenig von sich überzeugt.  
Und aus dem heraus kommen vielleicht eben auch noch viel solche Ängste.  
Silvia

## 7.5 Die Identitäts- und die Zugehörigkeitskomponente der Entstehung von Fremdem und Anderem

Wenn ich im folgenden Kapitel von „Gruppen“ spreche, dann ist dieser Begriff sehr weit, im Sinne von „soziales Umfeld“, „Zugehörigkeit“ oder im Sinne der Unterscheidung „wir“-„die anderen“ zu verstehen. Über den Zusammenhang von Einstellungen zu Fremdem und Anderem mit sozialen Gruppen kann ich nur relativ wenig aussagen, da ich Individuen und nicht Gruppen untersucht habe. Einige Themen sind in meinen Interviews dennoch angeklungen und ich möchte diese dem Leser nicht vorenthalten. Viele Phänomene, die im Zusammenhang mit sozialen Gruppen stehen, werden anderswo in dieser Arbeit angesprochen, z.B. dort, wo es um das Bild der Schweiz geht oder dort, wo ich von der Distanz zwischen Eigenem und Fremdem spreche.

---

<sup>61</sup> Hamburger, in Eifler (1991, S. 35ff).

<sup>62</sup> Hamburger, in Eifler (1991, S.49).

### 7.5.1 Gruppenidentität und die Vermittlung von Ansichten über nicht-Eigenes durch die Gruppe

Eine soziale Gruppe vermittelt ihren Mitgliedern bestimmte Ansichten über das, was nicht zur Gruppe gehört. Solche Ansichten können unter Umständen eine historische Komponente haben. So ist es zum Beispiel in Bulgarien üblich, über die Leiden des bulgarischen Volkes während der 500 Jahre dauernden ottomanischen („türkischen“) Herrschaft zu sprechen. Mancher Bulgare wird noch heute einem Türken mit Misstrauen begegnen, auch wenn er persönlich keinesfalls unter der mehr als 150 Jahre zurückliegenden Besetzung gelitten haben kann. Ein ähnliches Phänomen lässt sich zwischen China und Japan beobachten, wenn auch die japanische Besetzung Chinas weniger weit zurückliegt. Die Animositäten zwischen China und Japan zeigen sich, teils ironisch, teils durchaus ernst gemeint, manchmal sogar zwischen den Sinologie- und Japanologiestudenten am ostasiatischen Seminar der Universität Zürich.<sup>63</sup> Derartige „kollektive Fremdbilder“ haben eine stark identitäre Komponente, sie betonen das gemeinsame Schicksal eines Volkes oder einer bestimmten Gruppe von Menschen und ihre Weitererzählung zu allen möglichen Gelegenheiten betont die Zugehörigkeit des Sprechers zu diesem Volk oder dieser Gruppe.

In einem Interview mit einer Studentenzeitung spricht Guillaume von „einer [...] Ethnie, die die Welt beherrscht“, man müsse „dumm, bösen Willens oder schlecht informiert“ sein, um das Gegenteil zu behaupten. Im Gespräch, das ich mit Guillaume geführt habe, wird diese „weltbeherrschende“ Ethnie nicht erwähnt. Mir gegenüber spricht Guillaume von verschiedenen, aber gleichwertigen „Ethnien“ oder „Rassen“. Die Vorstellung, dass es auf der Erde verschiedene Rassen oder Ethnien gebe und dass es letztendlich zu einem finalen Kampf zwischen diesen kommen werde, auf den man vorbereitet sein müsse, ist – nebst gegenkulturellen Elementen wie z.B. der Abgrenzung von der dominanten Macht, sei sie politischer, wirtschaftlicher oder kultureller Art – für die Skinhead-Bewegung konstitutiv. Guillaume schloss sich hingegen nicht den Skinheads an, weil er über bestimmte Ansichten bezüglich „Rassen“ oder „Ethnien“ verfügte. Er rasierte sich den Schädel, weil die Skins ihm *das* gaben, was er vom Eigenen erwartete: „Je crois que c'est clair que c'est dans la nature de l'homme de, de se rendre vers ce qui lui semble le plus proche de ses propres sentiments. Moi, je me suis rendu vers des gens, et je me suis tourné vers une idéologie on pourrait dire, qui, qui défendait des valeurs qui me semblaient, qui me semblaient chères, je dirais, la fidélité, l'honneur, l'honnêteté“.<sup>64</sup> In Kategorien wie „Rasse“ und „Ethnie“ lernte Guillaume erst während seiner Mitgliedschaft bei den Skins zu denken, auch wenn er dieses Denken später selbständig weiterentwickelte. Es mag in der Charakterstruktur von Guillaume eine Tendenz angelegt sein, seine

---

<sup>63</sup> Im Film „L'éternité et un jour“ von Theo Angelopoulos (1997) erzählt einer der Hauptdarsteller die Geschichte vom Dichter, der Worte kaufte: Ein Dichter, der sein ganzes Leben in Italien verbracht hatte, aber in Wirklichkeit (!) Grieche war, erfuhr, dass sich die Griechen gegen die ottomanischen Besatzer erhoben. Er konnte nicht anders, als aus Italien abzureisen, um seinem (!) Volk im Kampf beizustehen. Doch was kann ein Dichter im Krieg tun? – Die Krieger und die Revolution besingen! In Griechenland musste er aber bemerken, dass er der Sprache seines Volkes gar nicht mächtig war. Also reiste er durch das ganze Land und liess sich vom Volk Wörter sagen. Jeden Überbringer eines Wortes, das er noch nie gehört hatte, belohnte er mit einer Goldmünze.

<sup>64</sup> Ich glaube es ist klar, dass es in der Natur des Menschen liegt, sich zu dem hinzuwenden, was seinen eigenen Gefühlen am nächsten erscheint. Ich habe mich hin zu Menschen und einer Ideologie gewandt, die Werte verteidigten, die mir teuer erschienen: Treue, Ehre Ehrlichkeit.

eigene Identität durch Abgrenzung zu konstruieren, primär war es aber die Suche nach Eigenem, die ihn zu den Skins und somit in Berührung mit deren Theorien gebracht hat.

Nun haben aber nicht alle Ansichten über nicht-Eigenes, die von Gruppen vermittelt werden, etwas mit Identität zu tun. Ein Individuum nimmt Informationen auf und dazu gehören auch Informationen über nicht-Eigenes, die in den Gruppen, denen es angehört, verbreitet werden. Dieses Thema will ich aber erst im Kapitel 7.7 behandeln.

### **7.5.2 Zugehörigkeitsmarkierung und Abgrenzung**

Die Markierung von Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe kann einerseits durch die Abgrenzung von nicht-Zugehörigem, andererseits aber auch durch die Wiedergabe von gruppenspezifischen Ansichten bezüglich gewissen Dingen, so auch bezüglich des nicht-Eigenen, geschehen („jeder anständige Linke hasst Nazis, jeder anständige Linke hat Mitleid mit den Menschen in der 3. Welt“). Besonders interessant sind in diesem Zusammenhang die folgenden Aussagen von Erika: „Es ist eine Illusion, wenn der Schweizer meint, dass wenn er, wenn man die Grenzen zumacht, dass es ihm dann besser geht. Wir leben zu über 50 Prozent einfach von den Ausländern und mit den Ausländern ist ja gleichgültig, in welchen Bereich wir überhaupt schauen. Und darum, ich fände ja halt eine Öffnung schon gut.“ Erika gibt in diesen drei Sätzen nicht nur Auskunft über ihre persönlichen Ansichten bezüglich der Immigration, sie grenzt sich gleichzeitig von „dem Schweizer“ ab, indem sie sich gegen dessen Ausgrenzung von Ausländern stellt. Mit ihrem Votum gegen die Ausgrenzung und mit ihrer Abgrenzung von „dem Schweizer“ ordnet sie sich wiederum einer Gruppe von Menschen zu, die „weltoffen“ und zu Ausländern positiv eingestellt sind.

Direkte Aussagen über Zugehörigkeit, Aussagen wie „ich bin Schweizer“ sind in den Interviews sehr selten.

Die Gruppen, von denen hier die Rede ist, sind selbstverständlich Bestandteil des Eigenen. Wie die individuellen Konstrukte des Eigenen unterscheiden sich auch die Konstellationen von Gruppenzugehörigkeiten von Individuum zu Individuum. Die Mechanismen der Zugehörigkeitsmarkierung und der Abgrenzung bleiben aber in jedem Fall ähnlich. Ob sich jemand als Hinwiler definiert und von den Wetzikonern abgrenzt, ob er sich als Europäer bezeichnet und sich von den Amerikanern abgrenzt, ob er stolz darauf ist, Bauer zu sein und sich von den Akademikern abgrenzt, ist für die Phänomene, die ich in diesem Kapitel beschreibe, einerlei.

In Bahnhöfen, an Bushaltestellen oder anderen öffentlichen Orten habe ich nun schon mehrmals kurze Gesprächsfetzen aufgeschnappt, die einerseits als Markierungen von Zugehörigkeit, Zusammengehörigkeit und gegenseitigem Verständnis, andererseits auch als Formen simpelster kommunikativer Interaktionen zwischen sich wenig oder gar nicht bekannten Personen (im Sinne des nachbarschaftlichen „Schönes Wetter heute, nicht?“) interpretiert werden können. Diese kurzen Gespräche liefen jeweils etwa wie folgt ab: Zwei unbekannte Personen begegnen sich an der Bushaltestelle. Person A (schaut verhalten einer Gruppe von Ausländern nach): „Ja, ja, es ist schon langsam schlimm heute.“ Person B: „Das können Sie laut sagen, die kommen immer mehr!“ Person A: „Ja, und auch sonst weiss man nicht, wie es weitergehen soll.“ etc. Die Äusserung von negativen Einstellungen zu nicht-Eigenem kann anscheinend in bestimmten Kontexten dieselbe Funktion haben

wie die Äusserung anderer Universalien über das Wetter, den Lärm, oder einen verspäteten Zug. Dies legt die Vermutung nahe, dass die Personen, die solche Ansichten vertreten, diese als absolute Selbstverständlichkeit, als universell akzeptierte Tatsache betrachten.

### **7.5.3 Bevorzugung der Eigengruppe**

Nebst der Zugehörigkeitsmarkierung und Abgrenzung scheint noch eine weitere Komponente eine Rolle zu spielen: Menschen tendieren oft dazu, ihre eigene Gruppe generell als besser als alle anderen einzuschätzen. Dadurch entsteht in den meisten Fällen quasi „von selbst“ eine wenig vorteilhafte Einschätzung des nicht-Eigenen. Dieses Phänomen kann ich anhand meines Datenmaterials nur schwerlich untersuchen, da mir keine Vergleichsmöglichkeiten von Gruppen zur Verfügung stehen. Die Sozialpsychologie hat sich aber intensiv damit auseinandergesetzt: siehe zum Beispiel Brown (1996, S. 555ff).

### **7.5.4 Legitimation von Ausgrenzung und Ungleichbehandlung**

Ein weiteres Thema, das entfernt in den Bereich der durch Gruppenzugehörigkeiten verursachten Entstehung von Fremdem und Anderem (aber nicht in den Bereich der Identitätskonstrukte) gehört, ist die Entstehung von Fremdem zwecks Legitimation der Ausgrenzung Hilfsbedürftiger und der Ungleichbehandlung von „Eigenen“ und „nicht-Eigenen“. Wenn davon ausgegangen wird, dass alle Menschen gleich seien und ein gleiches Anrecht auf Hilfe in Not hätten, bedarf die Ausgrenzung Hilfsbedürftiger, zum Beispiel die Rückweisung von Asylanten, einer zusätzlichen Legitimation. Die einfachste Möglichkeit ist sicherlich, anzunehmen, dass diese Personen gar nicht hilfsbedürftig seien (darüber habe ich im Kapitel über Migrationsmotivationen bereits gesprochen, meist beinhaltet diese Annahme, dass die sogenannten Hilfsbedürftigen falsche Aussagen über ihre Notlage machen würden). Des weiteren kann aber auch gesagt werden, dass sie eine Hilfe aus verschiedenen Gründen nicht verdienten. Zum Beispiel, weil sie sich ihre Not durch ein eklatantes Fehlverhalten (aufgrund ihrer „Minderwertigkeit“) selber zuzuschreiben hätten. Aussagen, die zum Beispiel Migranten (aber auch Drogensüchtigen oder Arbeitslosen) das Recht auf Hilfe absprechen, da sie sich ihre Situation selber zuzuschreiben hätten, sind in den Interviews mehrmals aufgetaucht. Rolf: „Ja, das haben wir, dass wir eigentlich uns fast aufopfern sollten für die anderen, für die Staaten, die ‚nicht fähig‘ (Hochdeutsch) sind, dass sie in Frieden leben können, wie, wie in Jugoslawien.“

Werden Fremde innerhalb einer Gesellschaft ungleich behandelt, bedarf auch dies oft einer Legitimation, die auf Abwertung der Fremden basieren kann. Ein gutes Beispiel hierfür sind die 1994 in der Schweiz eingeführten „Zwangsmassnahmen im Ausländerrecht“, die eine Verstärkung der rechtlichen Ungleichheit von Schweizern und Ausländern bewirkten. Die Einführung der Zwangsmassnahmen wurde damals hauptsächlich mit der erhöhten Tendenz zur Kriminalität von gewissen Ausländern legitimiert.

Eine weitere, relativ oft angewandte Technik, um die (legitimierende) Herabsetzung von Ausländern (oder Fremden im Allgemeinen) zu erreichen, ist das Vorbringen von humanitär oder sozial klingenden Argumenten im folgenden Stil: Wir sollen zuerst für die einheimischen Bedürftigen

(die Armen, die Alten) schauen, bevor wir die Ausländer unterstützen. Wir sollen warten, bis wirklich Hilfsbedürftige in unser Land kommen. Die Ausländer behandeln ihre Frauen, Kinder, Verwandten oder Mitbürger schlecht und haben daher unseren Respekt oder unsere Hilfe gar nicht verdient, denn wieso sollen wir jemandem helfen, der seinem Nächsten nicht hilft?

### **7.5.5 Individuelle Identität und Darstellung des Selbstbildes**

Als Ausdruck individueller Identität (als Ausdruck des Selbstbildes) habe ich Aussagen meiner Interviewpartner darüber, wie sie (persönlich) sind, respektive nicht sind, interpretiert. Es ist durchaus erstaunlich, zu beobachten, wie solche Aussagen zustande kommen. Direkte Aussagen wie „Ich bin ein arbeitsamer Mensch“ oder „Ich bin eine lebenslustige Person“ werden nur ganz selten gemacht – um so seltener, je „emotioneller“ das genannte Merkmal ist (Arbeitsamkeit mag noch angesprochen werden, Lebensfreude oder Glück eher nicht). Von den Aussagen meiner Interviewpartner zum dahinterstehenden Individuum ist es meist ein langer Weg. Die Hinweise auf das Selbstbild meiner Interviewpartner sind in den Interviews fast nur in unterschiedlich stark verschlüsselter Form enthalten. So wird zum Beispiel gesagt: „Die Schweizer sind pünktlich und das trifft auch auf mich zu“ (Berufung auf die Eigengruppe), „Ich mag die Italiener, weil sie lebenslustig sind“ (positiver Vergleich mit Anderem), „Ich mag keine Albaner, weil sie aggressiv sind“ (negativer Vergleich mit Fremdem), „Jeder Mensch sollte hart arbeiten“ (Berufung auf „universelle Werte“), „Es ist schade, dass die Leute immer unpünktlicher werden“ (Hinweis auf den Zerfall eines Wertes). Die 2. und die 3. Möglichkeit beinhaltet die explizite Nennung von Anderem oder Fremdem. Dieses Andere oder Fremde hat aber, ähnlich wie bei der Projektionskomponente der Entstehung von Fremdem und Anderem, eher den Charakter eines hypothetischen Gegenpols, denn einer realen Existenz. Die Aussagen 2 und 3 sind nicht primär Aussagen über Italiener oder Albaner, sondern über die Person, die spricht. Das Fremde und Andere hat in diesem Fall die Funktion eines Kontrastes, der die eigene Identität verstärkt. Die Verwendung von „Umwegen“ zum Ausdruck des Selbstbildes hängt vermutlich damit zusammen, wie selbstsicher eine Person über sich Auskunft geben kann (und will!) und wie stark sie ihre individuelle Identität an Gruppenidentitäten anlehnt. Man könnte daraus die etwas provokative These ableiten, dass Menschen, je weniger selbstsicher sie sind, desto mehr dazu tendieren, nur über Umwege von ihrem Selbstbild zu sprechen und daher öfters über Fremdes und Anderes sprechen. Ein weiterer Faktor darf darob jedoch nicht ausser Acht gelassen werden: je solider die individuelle Identität einer Person aufgebaut ist, desto weniger kann sie von nicht-Eigenem in Frage gestellt werden und desto weniger wird vermutlich nicht-Eigenes als bedrohlich Fremdes wahrgenommen werden.

## 7.6 Exkurs: Vorurteile und Stereotypen

Der Leser wird sich vielleicht fragen, weshalb in den vorangehenden Erläuterungen nie die Begriffe „Vorurteil“ oder „Stereotyp“ aufgetaucht seien. Zu dieser Frage will ich nun eine kurze Erklärung abgeben.

Zwei gängige Definitionen des Begriffs „Vorurteil“<sup>65</sup> erwähnen die emotionale Färbung von Vorurteilen und die Tatsache, dass diese meist positive (vor allem gegenüber der eigenen Person und Gruppe) oder negative (vor allem gegenüber Fremden) moralische Wertungen enthielten. Dieser Themenbereich wird in meiner Arbeit von den Erläuterungen zur Identitätskomponente der Entstehung von Fremdem und Anderen abgedeckt. Vorurteile, so besagen die eben erwähnten Definitionen weiter, stützten sich in der Regel auf lückenhafte, verzerrte oder falsche (bzw. falsch verallgemeinerte) Informationen. Diesen Aspekt werde ich im Kapitel über die Kontakt- und Wahrnehmungskomponente der Entstehung von Fremdem und Anderem behandeln. Des weiteren, so wird gesagt, bestehe eine Beziehung zwischen Vorurteilen und Projektionen, sowie der Ableitung von Aggressionen auf Sündenböcke. Auch darüber habe ich bereits gesprochen, im Kapitel über „Projektionen als Komponente der Entstehung von Fremdem und Anderem“.

Im gängigen Vorurteilsbegriff vermischen sich einige Aspekte, die ich in dieser Arbeit getrennt behandeln will. Da ich im Begriff bin, Resultate meiner eigenen Forschungstätigkeit darzustellen, möchte ich auch Konflikte mit bestehenden Vorurteiltheorien vermeiden und habe deshalb beschlossen, den Begriff des Vorurteils nicht zu verwenden. Dies soll aber nicht heißen, dass keine Querverbindungen zwischen den von mir dargestellten Themen und verschiedenen Theorien über Vorurteile gefunden werden können oder sollen. Die Vorurteiltheorien könnten mich vor allem dabei unterstützen, Erklärungen für die Entstehung der von mir beobachteten Projektions- und Identitätsmechanismen zu finden. Erklärungen, die ich auf Grund der Art des von mir untersuchten Datenmaterials weder suchen, noch finden konnte.

Durch die Aufteilung nach Identitäts- Projektions- und Wahrnehmungskomponenten der Entstehung von Fremdem und Anderem bin ich glücklicherweise gegen gewisse monokausale Erklärungen über die Ursachen dieser Phänomene – solche Erklärungen waren vor allem in den Anfängen der Vorurteiltheorie verbreitet – gewappnet.

Eine der ersten und immer noch einflussreichsten Theorien über Vorurteile wurde von Adorno et al.<sup>66</sup> formuliert. Die Autoren sahen in den Einstellungen (und somit auch Vorurteilen) eines Individuums den Ausdruck tiefliegender Züge der Persönlichkeit. Prompt wurde erwidert, diese Theorie vernachlässige einerseits soziokulturelle Faktoren und sei andererseits nicht fähig, die Uniformität von Vorurteilen innerhalb einer Gesellschaft und ihre historische Spezifität zu erklären.

Tiefliegende Züge der Persönlichkeit haben sicher eine Auswirkung auf die Art, wie jemand Negatives oder Positives auf Fremdes oder Anderes projiziert, es sind hingegen eher soziokulturelle Faktoren, die auf die identitäre (historische) und auf die Wahrnehmungskomponente der Entstehung von Vorurteilen wirken.

---

<sup>65</sup> Fuchs et al. (Hg., 1988): *Lexikon zur Soziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag. Brown (1996, S. 547ff).

<sup>66</sup> Adorno (1973).

Eine weitere Erklärung der Entstehung von Vorurteilen bietet die Frustrations-Aggressions-Theorie an. Frustrationen (z.B. aufgrund einer wirtschaftlichen Rezession) würden zu Aggressionen führen, die sich nicht gegen die wahre Quelle der Frustration, sondern gegen ein leichter erreichbares und verwundbares Ziel, zum Beispiel gegen eine Minoritätengruppe richteten. Gegen die Frustrations-Aggressions-Theorie wurde unter anderem vorgebracht, dass das *absolute* Ausmass an Not und Frustration ein weniger wirksamer Auslöser von Aggression sei, als die Erfahrung *relativer* Deprivation. Auch wurde die Annahme kritisiert, dass das Verhalten zwischen Gruppen primär emotional bestimmt sei. Empirische Widersprüche im Zusammenhang mit dieser Theorie gaben den Kritikern oft recht.

Es mag sein, dass Frustrationen eine Erklärung für die Projektionskomponente von Vorurteilen darstellen, auf die identitäre Komponente werden sie aber reichlich wenig Einfluss haben (ausser wenn die Frustration die individuelle Identität betrifft). Direkte Kontakte kommen als dritter Faktor hinzu.

Ich habe so schon manchen Ausländer, der  
wirklich nett gewesen ist, kennengelernt.  
Stefan

## 7.7 Die Kontakt- und die Wahrnehmungskomponente der Entstehung von Fremdem und Anderem

In diesem Kapitel will ich untersuchen, wie sich individuell verschiedene Arten der Aufnahme von Informationen und Meinungen über nicht-Eigenes und direkte Kontakte mit nicht-Eigenem auf die Entstehung von Fremdem und Anderem auswirken können.

### 7.7.1 Aufnahme von Informationen über nicht-Eigenes

#### 7.7.1.1 HANS, WERNER, ROLF UND FRITZ

Im Bezug auf die Art, wie sie Informationen und Meinungen über nicht-Eigenes aufnehmen, lassen sich Hans, Werner, Rolf und Fritz leicht zu einem Idealtypus zusammenfassen, wobei Fritz am deutlichsten von diesem Grundmuster abweicht. Alle vier haben sie ein komplexes Weltbild, aus dem sie Ansichten darüber ableiten, was „gut“ und was „schlecht“ sei, demzufolge auch, wann nicht-Eigenes positiv oder negativ zu bewerten sei. Hans, Werner, Rolf und Fritz denken in klaren Dichotomien von „gut“-„böse“, „wahr“-„falsch“, „schön“-„hässlich“. Ihr Bewertungsrahmen ist in seiner Komplexität relativ rigide und immun gegen anderslautende Informationen und Meinungen. Diese Rigidität macht ihn aber auch besonders anfällig dafür, bei der Interaktion mit nicht-Eigenem infragegestellt zu werden. Nicht-Eigenes kann gerade durch seine anfängliche Unbestimmtheit und Unbestimmbarkeit die Brüchigkeit rigider Bewertungskategorien aufzeigen. Die aus ihrem Weltbild abgeleiteten Ansichten werden von Hans, Werner und Rolf grösstenteils als absolut gültig, also nicht als Ausdruck einer möglichen individuellen Ansicht unter vielen wahrgenommen (auf Fritz trifft diese Annahme weniger zu). Das Postulat der absoluten Gültigkeit der eigenen Ansicht führt oft zu einer



Negativbewertung von Menschen mit anderen Meinungen. Solche Menschen seien „dumm“ (Hans) oder falsch informiert. Besonders deutlich zeigt sich dieses Phänomen an der harschen Kritik, die Hans, Werner, Rolf und teilweise auch Fritz an die gängigen Medien (Radio DRS, Fernsehen DRS, Tagesanzeiger und NZZ) richten. Die Aufgabe der Medien sehen Hans, Werner und Rolf darin, neutral und unparteiisch über die Ereignisse in der Welt zu berichten. Nun seien die Medien aber von den „Linken“ oder von der „*classe politique*“ vereinnahmt worden. Diese würden sie missbrauchen, um das Volk zu manipulieren, es „kaputt“ zu machen (Hans), ihm falsche Ansichten einzuimpfen. Hans, Werner, Rolf und Fritz haben das Gefühl, dass ihre Meinungen in den Medien und in der öffentlichen, insbesondere der politischen Diskussion nicht repräsentiert werden, wobei im Bezug auf die Ausländerdebatte und die Diskussion über die Zukunft der Schweiz (Neutralität, EU, NATO) diesbezüglich die grössten Differenzen bestehen.

Doch nun ist es jedoch keinesfalls so, dass Hans, Werner, Rolf und Fritz keine der ihnen verhassten Medien konsumieren würden. Sie alle sind sogar sehr fleissige Radiohörer, Zeitungsleser und Fernsehschauer. „Nur musst Du eben dort schauen, dass Du nicht manipuliert wirst“, sagt Hans. Dieses nicht-manipuliert-Werden beläuft sich oft auf eine sehr selektive Wahrnehmung und Verarbeitung der vorhandenen Informationsvielfalt. Informationen – Statistiken über die Ausländerzahlen, Kriminalitätsstatistiken, Arbeitslosenzahlen, Berichte über das Drogenelend, Berichte über Beamtenbestechung, über politische Ereignisse – werden zwar aufgenommen, aber sofort umgearbeitet und in das bereits vorhandene Weltbild eingebaut.

Der Blick, den Hans, Werner, Rolf und Fritz ausgehend von diesem Weltbild auf nicht-Eigenes werfen ist stark von projektiven Zuschreibungen geprägt. Hans: „Schaust Du sie an in Albanien an, schaut in Kosovo an, in Jugoslawien, die haben Krieg. Die gehen ohne weiteres und so würden sie jemanden kaputt machen, wenn es drauf und dran käme.“ Oft werden aufgenommene Informationen als Anzeichen einer bedrohlichen Lage interpretiert und verallgemeinert. Hans empfiehlt mir zum Beispiel, die Sendung „Aktenzeichen XY“ zu schauen, da diese gute Beispiele für die zunehmende Zahl von Verbrechen gebe und „auch diese Kriminalität, die Massenkriminalität, die wir haben, die in die Schweiz hinein kommen und noch geschwind da Verbrechen machen und dann wieder verreisen.“

Die Weltbilder von Hans, Werner, Rolf und Fritz sind auch stark rückwärtsgewandt. Die Medien liefern ihnen täglich Beispiele dafür, dass nichts mehr so ist, wie früher: früher gab es keine Beamtenbestechung, keine Massenkriminalität, weniger Ausländer, mehr Lebensqualität und Mörder wurden noch richtig bestraft. Hans: „1942 ist uns gesagt worden: ‚Nur ein toter Mörder mordet nicht mehr.‘ Wie ist es da mit dem Hauert und unserem Bundesrat, der neue da [er meint Moritz Leuenberger]. Wie ist es mit dem?“

Hans hat eine Zeitung gefunden, die seinen Meinungen entspricht, in der steht, „was für unsere Heimat gut ist“: die „Schweizerzeit“. Gewisse Aussagen zu aktuellen politischen Vorgängen entnimmt er fast wortwörtlich diesem Blatt. Die „Schweizerzeit“ prägt seine Meinung über bestimmte Teilphänomene ganz offensichtlich. Dies aber nur, wenn die Aussagen der „Schweizerzeit“ in sein persönliches Weltbild passen (was sie meist tun).

Für Hans, Werner, Rolf und Fritz stellen die Medien eine sehr wichtige Informationsquelle im Bezug auf die Themen, die ich in dieser Arbeit behandle, dar. Sie alle verstehen sich als informierte Zeitgenossen und dieses „Informiertsein“ beruht zu einem grossen Teil auf der täglichen Lektüre von Tageszeitungen und dem häufigen Konsum von Nachrichtensendung. Doch haben sie auch alle

persönliche Erfahrungen im Kontakt mit nicht-Eigenem – davon werde ich später noch sprechen. Auch Gespräche im Alltag haben sicherlich einen Einfluss auf ihre Ansichten. Dieser Einfluss ist aber wesentlich schwieriger zu eruieren als der der Medien, über die alle vier oft und gerne sprechen.

Zusammenfassend könnte man den Wahrnehmungsstil von Hans, Werner, Rolf und Fritz im Bezug auf nicht-Eigenes als „dogmatisch“ bezeichnen.

### 7.7.1.2 MARIUS UND CARMEN

Im Gegensatz zum rigiden Weltbild von Hans, Werner und Rolf könnte das Weltbild von Marius und Carmen als „dialektisch“ bezeichnet werden. Es lässt sich etwa wie folgt umschreiben: Es gibt gute und schlechte Dinge, negative und positive, schöne und hässliche. Man fühlt sich manchmal gut und manchmal schlecht. Dies alles wird von Marius und Carmen als „normaler“, „natürlicher“, „selbstverständlicher“ Bestandteil der Welt erachtet. Das Negative ergänzt sich mit dem Positiven und kann nicht beseitigt werden. Man kann aber durchaus versuchen, Negatives zu bekämpfen, solange man nicht davon ausgeht, dass es möglich sei, eine Welt ohne das Negative zu konstruieren (dies ist *per se* nicht möglich, da es immer jemanden geben wird, der das, was man selber als positiv betrachtet, negativ bewertet). Auf die Frage, ob sie mit dem politischen System der Schweiz einverstanden sei, antwortet Carmen wie folgt: „Ja, mehr oder weniger. Es gibt dann immer wieder solche Sachen [...] ist nicht optimal, aber es ist nie optimal eigentlich, man muss sie halt immer weiterentwickeln.“ Ein „dialektisches“ Weltbild scheint Einstellungen zu nicht-Eigenem positiv zu beeinflussen: nicht-Eigenes kann als Anderes neben dem Eigenen akzeptiert werden, auch wenn es nicht immer als „richtig“, als „positiv“ beurteilt wird. Marius und Carmen neigen dazu, ihre Einstellungen als eine von vielen möglichen wahrzunehmen und gegebenenfalls auch ihre Relativierung zu akzeptieren, oder diese gar selbst anzubieten.

Die Aufnahme von Informationen über nicht-Eigenes ist bei Marius und Carmen sehr stark durch individuelle Wahrnehmungen im Alltag geprägt, die sie teilweise verallgemeinern. Dabei bleibt ihnen ihr subjektiver Standpunkt meist bewusst. Sie lassen sich, im Gegensatz zu Hans, Werner, Rolf und Fritz nur ungern auf eine Grundsatzdiskussion zum Thema „Ausländer“ ein. Wenn sie auf dieses Thema angesprochen werden, erzählen sie von ihren persönlichen Erfahrungen. Carmen mag Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien nicht, da sie von solchen oft auf der Strasse belästigt wurde. Dafür mag sie Tamilen, da sie mit diesen gute nachbarschaftliche Beziehungen pflegt. Marius befürwortet die Förderung des Zuzuges von ausländischen Familien, da er schlechte Erfahrungen mit den alleinstehenden jungen Männern aus dem Asylantenheim in der Nähe seines Jugendhauses gemacht hat. Carmen kritisiert ihre negative Meinung über „Jugoslawen“ während des Interviews mehrmals selbst. Doch trotz verschiedener Versuche scheint sie nicht darüber hinwegzukommen. Dies unter anderem deshalb, weil sie nicht die Verallgemeinerung, sondern die Bewertung ihrer Wahrnehmungen hinterfragt. Die folgende Interviewpassage zeigt, wie sie versucht, einen *modus vivendi* mit ihren Wahrnehmungen, ihren Bewertungen und der „Realität“ zu finden: „Eben mich ärgert es selber ein wenig, dass ich so gegen die Kosovos oder gegen die Jugoslawen eigentlich so negativ eingestellt bin. Da habe ich mir wirklich einmal auch überlegt, wie das vielleicht für die ist und so [Es folgt eine Beschreibung des Elends in Albanien, das sie in einem Film über dieses Land gesehen

hat]. Ich habe mir vorgestellt, wenn wirklich dort so ein, vor allem, wenn sie auch noch pubertär sind, es hat noch viele so im Alter 17 Jahre, 18 Jahre, Kosovos, also Männer, habe ich das Gefühl. [...] Und dann kommt halt vielleicht noch das Pubertäre, das halt wirklich ein wenig aggressiv ist, irgendwie vielleicht... Zusammen mit dem, dass sie irgendwie wissen, von wo sie kommen. Also die haben irgendwie nichts, und kommen her und sehen wirklich, haben irgendwie das Gefühl, es ist wirklich möglich, dass jeder eine Rolex am Arm hat und jeder ein Mercedes und dann kann ich mir irgendwie vorstellen, dass sie das Gefühl haben, das stehe ihnen einfach auch zu und dass sie sich das einfach irgendwie nehmen oder also eben vielleicht sogar, die Kriminalität vielleicht angesprochen. Ich weiss halt auch nicht, wie häufig die wirklich ist, wird von den Medien ja auch immer so ein wenig Wind darum gemacht. Aber es ist mir einfach irgendwie aufgefallen, dass ich das eigentlich noch gut nachvollziehen kann [...].“

Auch Marius und Carmen nehmen selbstverständlich Informationen und Meinungen aus den Medien auf (oder messen ihre eigene Meinung daran). Wenn es aber um nicht-Eigenes geht, überwiegt der Einfluss ihrer persönlichen Beobachtungen im Alltag. Dabei sind sie oft bereit, die Relativierung ihrer bestehenden Ansichten durch neu aufgenommene Informationen zuzulassen. Aus diesem Grund könnte man ihren Wahrnehmungsstil im Bezug auf nicht-Eigenes auch als „interaktiv“ bezeichnen.

#### 7.7.1.3 STEFAN

Stefan empfindet ein starkes Bedürfnis, den bestmöglichen Nutzen aus den ihm zur Verfügung stehenden Informationen zu ziehen. Medienberichte und Informationen, die er aus Alltagsgesprächen und Beobachtungen gewinnt, nimmt er auf und beleuchtet sie kritisch. Er will die „Realität“, die sich hinter diesen Informationen verbirgt, möglichst vielschichtig und tolerant interpretieren. Seine Reaktion auf Medienberichte zu nicht-Eigenem liesse sich etwa mit folgendem Schema beschreiben: „Wenn die Medien über steigende Ausländerkriminalität berichten, dann muss ich mir eine Meinung dazu bilden (konkret ist er dafür, dass kriminelle Ausländer rasch aus der Schweiz ausgeschafft werden). Ich darf die Informationen in den Medien aber keinesfalls für bare Münze nehmen oder gar glauben, dass alle Ausländer kriminell seien – meine eigene Alltagserfahrung belehrt mich eines besseren.“

#### 7.7.1.4 GUILLAUME

Guillaume bezieht einen Grossteil seiner Informationen über nicht-Eigenes und Vorschläge darüber, wie dieses zu bewerten sei, aus den spezifischen Informationsquellen seiner Subkultur, entsprechend stark werden seine Meinungen über nicht-Eigenes von den Ansichten der Skinhead-Bewegung geprägt.

### 7.7.1.5 ERIKA, SILVIA, FAMILIE VONTOBEL

Bei diesen vier Interviewpartnern habe ich hauptsächlich untersucht, wie ihre Meinungen durch die spezifischen Kontakte geprägt werden, die sie mit nicht-Eigenem haben. Von ihnen will ich also erst im nächsten Kapitel sprechen.

### 7.7.2 Voraussetzungen des Kontaktes

Nicht-Eigenes tritt einem Menschen fast nie als *tabula rasa* gegenüber. Projektionen, identitäre Konstrukte, das Vorwissen und frühere Erfahrungen, Erwartungen an einen direkten Kontakt und der kognitive Stil einer Person können beeinflussen, ob und wie eine Kontakt mit nicht-Eigenem stattfindet und wie die dabei gemachten Erlebnisse verarbeitet und bewertet werden. Bevor wir die konkreten Arten und Umstände eines Kontaktes zwischen Eigenem und Nicht-Eigenem untersuchen, müssen wir uns also fragen, was ein Mensch zu einem direkten Kontakt „mitbringt“. Die folgenden Punkte erscheinen mir dabei als besonders wichtig.

- § **Projektionen.** Wie ich bereits betont habe, erfüllen Projektionen auf nicht-Eigenes für ihre Träger sehr wichtige Funktionen. Es ist also zu erwarten, dass direkte Kontakte mit nicht-Eigenem diese nicht einfach auflösen oder durchbrechen. Andererseits ist es auch nicht so, dass Menschen mit besonders starken positiven oder negativen Projektionen auf Anderes oder Fremdes anlässlich eines Kontaktes mit ebendiesem Anderen oder Fremden mit besonders grosser Offenheit oder mit besonders grossem Misstrauen reagieren. Ein solches Verhalten würde die Handlungsfähigkeit einer Person im Alltag stark einschränken. Ein Mensch, der starke negative Projektionen auf Tamilen hat, wäre in der Schweiz annähernd handlungsunfähig, wenn er jedem Tamilen mit Misstrauen begegnen würde, da er wie fast jeder Schweizer im täglichen Kontakt mit dieser Volksgruppe steht (Gastgewerbe etc.). Einstellungen, die auf Projektionen basieren, entstammen quasi einem anderen Universum als die handlungsleitenden Einstellungen. Sie erfüllen für ihre Träger eine andere „Funktion“ als handlungsleitende Einstellungen und können so neben diesen existieren, auch wenn sie ihnen anscheinend entgegenlaufen. Rolf liefert immer noch das beste Beispiel für dieses Phänomen.
- § **Identitäre Konstrukte.** Für Einstellungen zu nicht-Eigenem, die eine identitäre Funktion haben, gilt ähnliches wie für Projektionen. Identitäre Konstrukte können aber dann handlungsleitend werden, wenn eine Person nicht-Eigenem als Vertreter der Gruppe gegenübertritt, mit der diese Konstrukte im Zusammenhang stehen oder wenn er das Gefühl hat, seine Zugehörigkeit zu dieser Gruppe markieren zu müssen (z.B. weil er sich von anderen Gruppenmitgliedern beobachtet fühlt). So kann es sein, dass ein Skinhead in Anwesenheit seiner Kumpanen sich gegen Schwarze sehr brutal verhält, alleine aber durchaus für ein kleines Gespräch mit einem dunkelhäutigen Menschen zu haben ist.
- § **Vorinformationen, frühere Erfahrungen und Erwartungen.** Vorinformationen – ob aus erster oder zweiter Hand – über das nicht-Eigene, mit dem ein Kontakt stattfinden soll, und früher gemachte (allenfalls verallgemeinerte) Erfahrungen können sich auf die Erwartungen auswirken, die an einen Kontakt gerichtet werden und darauf, ob und wie dieser Kontakt stattfindet. Marius

beschreibt dies mit den folgenden Worten: „Also wenn, wenn ich an der Theke stehe, und es kommt unten eine Gruppe herein, dann sehe ich schon meistens an der Kopfform, was für eine Nationalität sie haben oder schon an der Kleidung oder so, und dann merke ich schon, wie bei mir etwas abgeht. Also ich bin nicht gleich neutral, wie wenn, wenn Schweizer oder Leute jetzt von hier hineinkommen, oder? Oder andere Fremde, wo ich aber das Gefühl habe, das sind, das sind jetzt Leute von hier, oder. Da merke ich, da geht bei mir schon irgendwie entweder der Adrenalinspiegel hoch, weil ich mich bedroht fühle oder, oder dann eben auch die Ablehnung, also quasi, ‚was haben die hier verloren?‘, oder.“

- § **Kognitiver Stil.** Die Art, wie eine Person mit neuen (und potentiell verunsichernden) Informationen umgeht, hat eine Auswirkung darauf, wie sie im Kontakt mit nicht-Eigenem reagiert und wie sie die dabei gemachten Erfahrungen bewertet. Menschen mit einem „dogmatischen“ Wahrnehmungsstil neigen dazu, Bestätigungen ihrer Vorannahmen, ihrer bestehenden Kategorisierungen und Bewertungen zu suchen – entweder indem sie entsprechende Kontaktsituationen herbeiführen, oder indem sie in Kontaktsituationen dahingehend reagieren oder ihre Beobachtungen entsprechend interpretieren. Erlebnisse, die offensichtlich ihren Vorannahmen widersprechen, werden sie gerne als Ausnahme bezeichnen. Menschen mit einem „interaktiven“ Stil tendieren dazu, mehr Informationen aufzunehmen, sich eher anzupassen, gemachte Erfahrungen aber auch eher zu verallgemeinern.

### 7.7.3 Konkrete Umstände eines Kontaktes und Kontaktmodi

Nebst den Dingen, die ein jeder zu einem Kontakt mit nicht-Eigenem „mitbringt“, spielen noch weitere Umstände des Kontaktes eine Rolle. Zum Beispiel, ob der Kontakt freiwillig oder unfreiwillig stattfindet, ob er befristet oder unbefristet ist und ob er für die untersuchte Person in einem Umfeld des Eigenen oder des nicht-Eigenen stattfindet. Auch das Verhältnis, in dem die Kontaktteilnehmer stehen, hat einen grossen Einfluss: Ist einer mächtiger als der andere? Ist einer der Bediente und der andere Dienender? Erika, die freiwillig, aufgrund einer bewussten Wahl und als designierte Autoritätsperson mit einem mächtigen Schulsystem im Rücken ausländische Kinder unterrichtet, fällt der Kontakt mit nicht-Eigenem wohl leichter als Marius, für den der Kontakt mit einer stetig wechselnden Population von jugendlichen Einwanderern, die wegen ihres Aufenthaltes im Asylzentrum wohl nicht gerade gut gelaunt sind, und gegenüber denen er fast keine offizielle Autorität hat, völlig überraschend und unerwünscht kam.

Wenn man Projektionen, identitäre Konstrukte, Vorinformationen, Erwartungen, der kognitive Stil und die konkreten Umstände eines Kontaktes betrachtet, ergibt sich das, was ich als „Kontaktmodus“ bezeichnen möchte. Der Kontaktmodus und der konkrete Ablauf eines Kontaktes sind bestimmend dafür, wie sich dieser Kontakt auf die Entstehung von Fremdem und Anderem auswirkt. Diese Auswirkungen will ich nun noch untersuchen.

### 7.7.3.1 IN DEN FERIEEN, ODER: DER EXPLORATIVE KONTAKTMODUS

Ein höchst interessanter Modus des Kontaktes mit nicht-Eigenem ist der explorative. Interessant ist dieser Kontaktmodus deshalb, weil er anscheinend widersprüchliche Verhaltens- und Denkmuster provozieren kann. Viele Leute scheinen regelrecht in diesen Kontaktmodus „umzuschalten“, wenn sie in die Ferien fahren. Das nicht-Eigene wird im explorativen Kontaktmodus primär als positiv wahrgenommen, es wird Anderes und nicht Fremdes. Diese Art der Wahrnehmung bleibt aber zeitlich und örtlich begrenzt. Bereits vorhandene Kategorisierungen von Anderem und Fremdem bleiben davon oft unberührt. So mögen manche Leute in den Ferien gewisse Dinge „lustig“ oder „spannend“ finden, über die sie sich in heimatlichen Gefilden laut beklagen würden. Die Jamaikaner sind lärmig und machen Musik bis tief in die Nacht, welche Lebensfreude! Viele Inder sind arm und betteln auf der Strasse, die Schlichtheit ihrer Armut ist pittoresk. Die Leute in Kenia sind oft sehr schmutzig, ein bisschen Schmutz schadet nichts, nach der sauberen Schweiz. Das Andere in den Ferien bietet Unterhaltung, Entspannung, Bereicherung und die Möglichkeit, sich vom Alltag zu Hause loszulösen.

Aber auch etwas anderes spielt in den Ferien eine Rolle: der Reisende in fremden Gefilden ist selbst ein Anderer oder Fremder unter Anderen oder Fremden. Er muss nicht immer alles richtig machen, er kennt die lokalen Normen nicht und ist von ihnen teilweise ausgenommen, er ist frei und interessant. Für den Reisenden ist es häufig eine positive Erfahrung, Fremder zu sein. Vom Vorwurf, dass er sich gefälligst anpassen solle, anständig verhalten solle, ist er meist ausgenommen. Ebenso von der Verpflichtung, sich in den fremden Gefilden ein Leben mit all seinen Anforderungen und Alltagszwängen aufzubauen. Er kommt in eine vorgeschriebene, für ihn bereitgestellte Nische. Von dort aus kann er beobachten, dass die Fremden und Anderen um ihn herum sich zwar anders verhalten und anders denken als er sich dies gewohnt ist, dass ihre Gesellschaft aber dennoch funktioniert. Ihr Verhalten und Denken kann also nicht gänzlich „schlecht“ sein, auch wenn es seinen eigenen Wertvorstellungen widersprechen mag. Er kann sich sogar, umgeben von nicht-Eigenem, wohl fühlen und vielleicht entdeckt er Dinge, die ihm zu Hause gefehlt haben. Carmen beschreibt einen Aufenthalt in Bombay mit den folgenden Worten: „Bombay ist halt recht dreckig, aber es hat mir trotzdem gefallen irgendwie. Mir hat es wahnsinnig gut gefallen dort. [...] Also ich meine, ich habe es zum Teil schon eklig gefunden, also ich hätte jetzt nicht unbedingt dort wohnen wollen. Muss ich ehrlich sagen. Also ich würde mich dort sicher nicht wohl fühlen, wenn ich wüsste, ich müsste bis ans Ende von meinem Leben dort wohnen. Eben weil es auch ganz etwas anderes ist irgendwie. Es ist wirklich auch völlig anders als bei uns, alles eigentlich. Aber ich habe mich mit den Leuten eigentlich noch recht wohlfühlt“.

Bezeichnend für den explorativen Kontaktmodus ist vor allem die klare zeitliche Begrenztheit des Kontaktes (nur so kann der Modus funktionieren), der Wunsch, unterhaltenden, entspannenden und loslösenden Kontakt zu haben und häufig eine gewisse Überlegenheit des Kontaktsuchenden – *er* ist derjenige, der den Kontakt gesucht hat und der bestimmt, wann er zu Ende sein soll.

Nicht nur während eines Aufenthaltes im Ausland kann der explorative Kontaktmodus gelebt werden. Die multikulturelle Gesellschaft im Einwanderungsland Schweiz bietet genügend Möglichkeiten für tägliche Erfahrungen mit nicht-Eigenem. Sei dies bei einem Konzert „exotischer“ Musiker, am Imbissstand im Zürcher Kreis 5, oder während den „afrikanischen Wochen“ in diesem oder jenem Etablissement.

Erika, die selber in einem der nobelsten Quartiere von Zürich wohnt und ihre Kinder auch dort zur Schule schickt, lebt den explorativen Kontaktmodus sehr oft. Mit folgenden Worten erklärt sie, weshalb sie sich dazu entschlossen hat, Klassen in der Agglomeration von Zürich zu unterrichten: „Und ich bin jetzt also schon bewusst [nach X] gegangen, weil ich gefunden habe, eben gerade diese Herausforderung mit den multikulturellen Klassen, die einfach sehr viel Neues einbringen können, die aber auch Schwierigkeiten haben, das interessiert mich als neue Herausforderung, und zwar nicht vom Mittelstand oder oberem Mittelstand, sondern von auch schwachbemittelten Leuten und zum Teil auch Flüchtlingen.“ Erika taucht nur für die begrenzte Zeit ihrer Arbeitstage in die „herausfordernde“ Welt der schwachbemittelten Leute und Flüchtlinge ein. Im Umfeld ihrer Wohnung, die von einer ausländischen Haushälterin gepflegt wird, treten ihr Ausländer ganz anders gegenüber: „Während die Leute, die nämlich hinein können in einen Austausch, sagen wir Professoren oder, oder so, solche kennen wir da in diesem Quartier, die kommen, das ist eine ganz andere Art Leute. Die wollen dann, also die wollen dann alles wissen und alles sehen. Und diese Kinder lernen in zweimal nichts Deutsch.“

Auf indirektem Wege scheint das Reisen, ein Umstand, während dem wie gesagt der explorative Kontaktmodus besonders oft gelebt wird, einen negativen Einfluss auf die Einstellung einer Person zu nicht-Eigenem haben zu können. Ich habe dieses Phänomen bei Rolf und teilweise auch bei Fritz beobachtet. Ich möchte den besagten Einfluss etwa wie folgt umschreiben: 1) Reisen kann das Bewusstsein fördern, dass lokale Kulturen etwas Wertvolles und potentiell Bedrohtes sind. 2) Eine Reise kann einer Person erst richtig klar machen, dass sie „zu Hause etwas Schönes hat“. 3) Auf Reisen kann man beobachten, dass sehr viele Menschen sich zu diesem „Schönen zu Hause“ hingezogen fühlen. 4) Auf Reisen, mehr aber noch während längerer Aufenthalte im Ausland, kann man erfahren, dass es manchmal durchaus schmerzhaft ist, innerhalb einer fremden Kultur zu leben. Diese vier Feststellungen können dazu führen, dass Migration und der Kontakt zwischen Fremdem, Anderem und Eigenem negativer beurteilt werden, als zuvor.

Nachher habe ich zwei Frauen [kennengelernt], ausländische, Iranerinnen sind sie beide gewesen, haben mir geholfen beim Kinderbetreuen, dass ich habe arbeiten können, haben sie mir zu meinen Kindern geschaut. So haben sich tolle Freundschaften entwickelt.  
Silvia

[...] dann stehen sie jeweils so zu Gruppen auf dem Trottoir und das ist so ein richtiges Spiessrutenlaufen als Frau. Das ist total mühsam.  
Carmen

### 7.7.3.2 DER ANDERE FREUND UND NACHBAR, DER FREMDE STÖRENFRIED, ODER: DER MODUS DES INTENSIVEN KONTAKTES

Wenn es um die Bekämpfung von negativen Fremdbildern geht, wird oft viel Hoffnung in den freundschaftlichen Kontakt zwischen Fremdem und Eigenem gelegt. Man müsse „diesen“ Leuten nur ein paar freundliche Fremde zeigen, dann würden sie schon von ihren negativen Einstellungen abkommen, ist ein oft gehörtes Argument. Abgesehen von Guillaume haben mir alle meine Interviewpartner von freundschaftlichen Kontakten mit Anderen erzählt – auch die, deren Einstellung zu nicht-Eigenen man pauschal als „eher negativ“ bezeichnen könnte. Es ist auch nicht so, dass diese

„eher negativ“ eingestellten Menschen bei einem direkten Kontakt mit mehr Vorbehalten reagieren würden, als die „eher positiv“ eingestellten.

Intensive Kontakte haben einen grossen Einfluss auf „lokale“ Bewertungen von nicht-Eigenem. So sagt Hans über seine Kontakte zu den zahlreichen „Ausländern“ in seinem Wohnblock: „Ich spreche mit diesen Leuten, da habe ich gar keine Hemmungen und keine Dings, und man versteht sich meistens sehr gut.“ Hans würde auch nie sagen, dass die Ausländer in seinem Wohnblock ein Problem darstellen. Unabhängig von „lokalen“ Bewertungen existiert bei Hans und bei einigen anderen Interviewpartnern aber noch eine „globale“ Bewertung, die, wie vorher erläutert, hauptsächlich auf Projektionen und identitären Mechanismen basiert. Diese Bewertung bleibt von konkreten Kontakterfahrungen beinahe unberührt. Sicher fällt es ihnen schwerer, projektive und identitäre Konstrukte aufrechtzuerhalten, wenn sie sehr viele gegenläufige Beobachtungen machen. Die Resistenz solcher Konstrukte gegenüber realen Erfahrungen sollte aber keinesfalls unterschätzt werden.

Es kann selbstverständlich nicht davon ausgegangen werden, dass sich jeder intensive Kontakt einer Person mit nicht-Eigenem positiv auf ihre Einstellungen auswirke. Eine solche Annahme wird manchmal aus einem naiven Bild vom nicht-Eigenen als interessante, unterhaltsame, „herzige“ Bereicherung des grauen Alltages abgeleitet (die nicht-Eigenen sind gastfreundlich, kochen gut, tanzen und singen den ganzen Tag). Marius empfindet aber die Horden von fremdländischen Tunichtguts, die manchmal drohen, *das* zu zerstören, was ihm am wichtigsten ist – sein Jugendheim, den kleinen Freiraum, den er für die Jungen seiner Gemeinde geschaffen und verteidigt hat –, keineswegs als „herzige“ Bereicherung seines Alltagslebens. Und Carmen möchte wohl auch lieber abends nach Hause gehen können, ohne auf der Strasse rein wegen der Tatsache, dass sie weiblichen Geschlechts ist, belästigt zu werden. Im Allgemeinen kann gesagt werden, dass sich Kontakte negativ auf die Einstellungen einer Person zu nicht-Eigenem auswirken können, wenn aufgrund dieser Kontakte ganz offensichtlich Dinge gefährdet werden, die dieser Person sehr wichtig sind. Bei Marius ist dies das Jugendheim, bei Carmen ihr Status als emanzipierte Frau.



Die, [die] ja immer mit allen sich  
begegnen wollen. Aber dann schon schauen, dass diejenigen,  
mit denen sie Begegnungen haben, dass das dann die  
Angepassten sind und die Netten.  
**Marius**

## 8. Ausblick

---

Ich habe im Untertitel dieser Arbeit angekündigt, einen „Beitrag zur differenzierten Betrachtung der Ausländerfeindlichkeitsdebatte“ leisten zu wollen. Einen Teil meines Versprechens habe ich eingelöst, als ich den Leser darauf aufmerksam machte, dass „Ausländer“ als *Fremde unter anderen* zu betrachten seien und als ich daraufhin beschrieb, wie diese Fremden durch Mechanismen der Projektion, der Identität und Zugehörigkeit, sowie der Kognition vor dem Hintergrund des Eigenen entstehen. Das Kompositum „Ausländer-feindlichkeits-debatte“ vereint aber nebst „Ausländer“ noch zwei weiteren Aspekte: „Feindlichkeit“ lässt eine moralische Wertung, eine negative Beurteilung anklingen. „Debatte“ weist auf einen öffentlichen Diskurs hin. Die Debatte über Feindlichkeit gegenüber Ausländern ist in meinen Interviews mehr als einmal angeklungen. Dass gerade *die* Menschen, die wohl manche als „Ausländerfeinde“ bezeichnen würden, von sich sagen, dass sie keine seien, belegt die Relativität moralischer Wertungen. Gerade diejenigen, die wohl am ehesten unter den Verdacht gefallen wären, negative Einstellungen zu Ausländern positiv zu bewerten, haben mir bestätigt, dass sie Ausländerfeindlichkeit als nicht wünschenswert erachten. Sozusagen im Einverständnis mit meinen Interviewpartnern darf ich also fragen: „Wie kann Ausländerfeindlichkeit bekämpft werden?“ Doch bevor ich mich diesem Problem zuwende, muss ich einen Schritt zurücktreten und mich nochmals fragen, was denn Ausländerfeindlichkeit überhaupt sei.

Ausländerfeinde sind offensichtlich immer die Anderen. Im Kapitel 7.3.2 habe ich vorgeschlagen, diejenigen Personen als Ausländerfeinde zu bezeichnen, bei denen besonders viele Ausländer in die Kategorie der Fremden fallen. Doch was sind „besonders viele“, wieso „Feinde“ und wieso gerade „Ausländer“, wieso nicht zum Beispiel „Homosexuelle“, „Juden“, „Kommunisten“, „Frauen“, oder – auch darüber darf spekuliert werden – gar: „Ausländerfeinde“? Unterscheidet sich nicht mancher Ausländerfeindesfeind gar wenig von einem Ausländerfeind? Sie sind beide *Feinde von etwas* und kämpfen oft verbissen gegen dieses „Etwas“, diesen Inbegriff ihres Gegenpols an. Sind gewissen Ausländerfreunden die Ausländerfeinde das, was den Ausländerfeinden die Ausländer sind? Ist es – man wagt kaum daran zu denken – vielleicht sogar eine menschliche Notwendigkeit, Feind von etwas zu sein? Moralische Wertungen lassen sich meist leicht *ad absurdum* führen (oft ist es die Geschichte, die diese Aufgabe für uns übernimmt). Als einzige Möglichkeit bleibt mir daher, hier ganz offen zu deklarieren, dass ich Ausländerfeindlichkeit sehr wohl als bekämpfungswert erachte. Gleichzeitig möchte ich aber jedem, der sich dies zur Aufgabe macht, raten, stets tunlichst zu vermeiden, dass er dabei selber ins Lager der „Feinde von etwas“ überwechselt. Mein Leser möge also bei der Lektüre der folgenden Erläuterungen das Wort „Ausländer“ (das ich hier verwende, um Bezug auf die erwähnte öffentliche Debatte nehmen zu können) jeweils gedanklich durch die Wörter „Juden“, „Kommunisten“, „Homosexuelle“, „Linke“, „Rechte“, „Alte“, „Junge“, „Schweizer“, „Christen“, „Muslime“ und – auch das kann nicht schaden – „Ausländerfeinde“ ersetzen.

Will man Ausländerfeindlichkeit bekämpfen, darf man niemals aus den Augen verlieren, dass man es dabei mit einem ganzen Komplex von Phänomenen zu tun hat, mit verschiedenen „Ausländerfeindlichkeiten“ – je nach den Mechanismen, die zu ihrer Entstehung beigetragen haben. Diese Mechanismen sollten mittlerweile hinlänglich bekannt sein, ich werde sie im folgenden getrennt behandeln.

## **8.1 Kontakt**

Will man Ausländerfeindlichkeit bekämpfen, die durch negative Erfahrungen anlässlich eines Kontaktes zwischen Schweizern und Ausländern entsteht, muss man die Modi solcher Kontakte verändern. Leichte Angriffspunkte bieten dabei die Vorinformationen und Erwartungen, die Personen zu einem Kontakt mitbringen, ihr kognitiver Stil und die konkreten Umstände, sowie der Ablauf eines Kontaktes. Man kann Schweizer über Ausländer und Ausländer über Schweizer informieren, für gegenseitiges Verständnis werben, Gemeinsamkeiten aufzeigen, bei problematischen Kontaktsituationen unterstützend eingreifen, freundschaftliche Kontakte herbeiführen und vor allem auf Menschen hören, die über negative Erfahrungen bei einem Kontakt mit Ausländern berichten, ihre Probleme ernst nehmen und allenfalls Lösungen dafür finden. Wenn es um die Veränderung von „lokalen“ Verhaltensweisen, zum Beispiel um die Veränderung des Abstimmungsverhaltens bei Einbürgerungsgesuchen in kleinen Gemeinden geht, können Projekte, die auf der Förderung des freundschaftlichen Kontaktes zwischen Schweizern und Ausländern basieren, sicherlich grosse Erfolge haben. Von den „lokalen“ Einstellungen fast unabhängig hegen manche Personen aber auch noch „globale“ Einstellungen zu Ausländern, die auf Projektionen und identitären Konstrukten basieren. Will man diese Einstellungen verändern, führt kein Weg darum herum, ihre Ursprünge zu ergründen.

## **8.2 Identität und Zugehörigkeit**

Identitätsbedingte Ausländerfeindlichkeit basiert auf nationaler Zugehörigkeit, andere Zugehörigkeiten und Identitätskonstrukte können andere „Feindlichkeiten“ zur Folge haben. Die Konstruktion einer nationalen Identität kann diskutiert und dergestalt verändert werden, dass sie weniger auf der Abgrenzung des Fremden vom Eigenen basiert (dabei ist hilfreich, dass sich identitäre Konstrukte ohnehin stetig verändern). Unabhängig davon wird aber das Fremde und das Andere als Gegenpol zum Eigenen immer ein Bestandteil von Identität bleiben. Werden nationale Identitäten diskutiert, kritisiert und verändert, ist stets darauf zu achten, dass nicht der Eindruck einer mutwilligen Zerstörung derselben entsteht. In diesem Fall wird sich nämlich bei Menschen, welche sich besonders stark auf diese Form der Identität abstützen (sie sind meistens nicht identisch mit denen, die Kritik äussern), die bereits beschriebene Angst vor einem Bedeutungsverlust des Eigenen durch Veränderung einstellen, was sich bekanntermassen sehr negativ auf die Entstehung von Fremdem (und somit von Ausländerfeindlichkeit) auswirken kann. In einer Zeit, in der sich die nationale Identität der Schweiz im Umbruch befindet, haben der bereits zitierte Satz „La Suisse

n'existe pas“ und die teils sehr undifferenzierten Äusserungen schweizerischer Kulturschaffender<sup>67</sup> und bedeutender Politiker<sup>68</sup> zur nationalen Identität der Schweiz unserem Land wohl einige Menschen mehr gebracht, die sich aus Angst vor einer Zerstörung ihrer „Heimat“ gegen Ausländer wehren oder gegen die „Medien“, die „Akademiker“ und „die in Bern“ abkapseln – das kritische Hinterfragen nationaler Selbstverständlichkeiten haben solche Provokationen hingegen höchstens bei denen gefördert, die ohnehin nicht mehr für diese Sache gewonnen werden mussten. Wird die Diskussion über die nationale Identität der Schweiz allzu undifferenziert und dekonstruktivistisch geführt, bleiben genau diejenigen Personen aussen vor, die eigentlich erreicht werden sollten.

Im Falle von identitäts- oder projektionsbedingten Ausländerfeindlichkeiten kann es sich kontraproduktiv auswirken, wenn allzu oft darauf hingewiesen wird, dass es „nicht gut“, „nicht menschlich“ etc. sei, eine negative Einstellung gegenüber Ausländern zu hegen. Die Ausländerfeindlichkeit ist in diesen Fällen nämlich ein Ausdruck tieferliegender Mechanismen – quasi ein Symptom –, dessen oberflächliche Bekämpfung weit schlimmere Schäden anrichten kann, als sie Probleme löst. Projektive oder identitäre Ausländerfeindlichkeit erscheint ihren Trägern oft in einem hohen Mass als selbstverständlich, natürlich oder unumgänglich. Hält ihr jemand allzu offensichtlich humanistische Argumente entgegen, entsteht leicht der Eindruck von Arroganz, von einer Verurteilung aus mangelndem Sachverständnis, von einem Schuldspruch „von oben herab“.

### 8.3 Projektionen

Projektive Formen der Ausländerfeindlichkeit können eine Folge der Übertragung von Ängsten auf Fremdes sein. Ich habe drei Quellen solcher Projektionen unterschieden: die psychologische Struktur des Individuums, die Auswirkungen gesellschaftlicher Prozesse auf das Individuum und gesamtgesellschaftliche Prozesse. Die zuletzt genannten Quellen von Projektionen können sicherlich leichter bekämpft werden, als psychologische Defizite einzelner Individuen – staatlich verordnete Psychotherapien sind ein weder ethisch noch finanziell vertretbarer Ausweg.

Gesamtgesellschaftliche Projektionen können mit kritischem Blick ausfindig gemacht, aufgezeigt, kritisiert und beseitigt werden.

Die Auswirkungen sozialer Prozesse auf einzelne Individuen müssen jeweils in konkreten Fällen untersucht werden. Besonders zu achten ist dabei auf Prozesse, die grosse gesellschaftliche Veränderungen zur Folge haben. Auch innerhalb des vermeintlich stabilen sozialen Systems der Schweiz können grosse Umwälzungen wie die Globalisierung der Wirtschaft, der Wertverlust der Politik, die Entstehung supranationaler Organisationen wie der EU, die Immigration, die Dekonstruktion des ursprünglichen Nationalverständnisses und die Individualisierung in weiten Teilen der Bevölkerung Ängste und ein Gefühl der Orientierungslosigkeit hervorrufen. Solche Entwicklungen bedürfen eines eigentlichen *Social Assessment*, in dessen Rahmen betroffene Personen (allenfalls mit Methoden der qualitativen und quantitativen Sozialforschung) angehört, Folgen sozialer Entwicklungen abgeschätzt und Lösungen für die brennendsten Probleme aufgezeigt werden. Keinesfalls darf Menschen, die die Folgen aktueller Entwicklungen pessimistisch einschätzen,

---

<sup>67</sup> Siehe zum Beispiel Muschg (1997).

das Gefühl vermittelt werden, sie seien „Rückständig“ oder „Ewiggestrige“, denen der „Glauben“ und der „Mut“ für die Zukunft fehle. Eine öffentliche Kommunikation, die auf gegenseitigem Verständnis und Respekt basiert und in die alle Teile der Bevölkerung eingebunden sind, stellt ein wichtiges Mittel zur Lösung und Prävention von Problemen dar, die durch rasche gesellschaftliche Entwicklungen verursacht werden. Viele meiner Interviewpartner stellen durchaus legitime Fragen bezüglich der Folgen solcher Entwicklungen. Allzu oft erhalten sie jedoch zur Antwort, sie müssten sich doch nur ein bisschen anstrengen, dann würden sie schon die positiven Aspekte unseres Weges in die Zukunft sehen.

---

<sup>68</sup> Siehe dazu zum Beispiel die Äusserungen von Ruth Dreifuss im Dossier von Fritz, Anhang D.

## **9. Eigenes, Anderes und Fremdes: eine Nachlesung**

Das Ziel dieses Kapitels besteht darin, die vorliegende Untersuchung in den Kontext der schon bestehenden qualitativen und quantitativen Sozialforschung zu den Themen des Eigenen, Anderen und Fremden zu stellen. Es soll reflektiert werden, welchen Nutzen qualitative Forschung in einem (hauptsächlich quantitativ) wohlerforschten Gebiet bringen kann, welche Parallelen sich zwischen den aus meinen Interviews abgeleiteten Ansätzen und bekannten Erklärungsmustern ziehen lassen, ob und wenn ja in welchen Zusammenhängen sich neue Erklärungen angeboten haben und welche bestehenden Ansätze im Lichte der analysierten Daten weniger plausibel erscheinen.

### **Qualitative Forschung in einem wohlerforschten Gebiet**

Soziologie und Sozialpsychologie können auf eine lange Tradition der Erforschung von Stereotypen, Vorurteilen und Fremdenfeindlichkeit zurückblicken. Wendet man sich jedoch den durchaus zahlreich vertretenen, quantitativen Untersuchungen zum Thema Ausländerfeindlichkeit zu, erstaunt oft die Oberflächlichkeit der darin vorgebrachten Erklärungsansätze. Christiane Jäger formulierte dies 1995 nach einer kritischen Sichtung der auf die BRD bezogenen Literatur wie folgt: „Die vorgestellten Überlegungen zu Ursachen der Ausländerfeindlichkeit im Rahmen der Vorurteilsforschung sind mitunter eindimensional; betrachtet werden ausschnitthaft einzelne Teilbereiche. Deutlich wird, dass es an einem umfassenden multidimensionalen Erklärungsansatz mangelt.“<sup>69</sup> Ein solches integratives Konzept dürfe jedoch „nicht bloss in der eklektizistischen Aneinanderreihung der einzelnen Teildimensionen bestehen“, notwendig sei vielmehr „die genannten Bedingungen zur Erklärung von Ausländerfeindlichkeit zueinander in Relation zu setzen, d.h. ein Modell zu spezifizieren, in dem kausale Abhängigkeiten der Faktoren untereinander berücksichtigt werden.“<sup>70</sup> Vor diesem Hintergrund erstaunt es, dass im deutschsprachigen Raum<sup>71</sup> qualitative Methoden bei der Erforschung von Ausländerfeindlichkeit sehr schwach vertreten sind. Gerade diese könnten nämlich die gesuchten Interdependenzen einzelner Faktoren (so verschieden wie sozialer Wandel, individuellen Charaktereigenschaften, Lebenserfahrungen, Kontakterfahrungen, Werthaltungen, politischen Einstellungen, psychosozialen Befindlichkeiten, kognitiven Stilen, historische Kontexte etc.) aufzeigen und gleichzeitig mögliche Querverbindungen zwischen bestehenden Theorien anbieten, oder – um es in der qualitativen Terminologie auszudrücken – sie könnten die konzeptuelle „Dichte“<sup>72</sup> des Phänomens „Ausländerfeindlichkeit“ erschliessen helfen. Bevor ich nun einen Vorschlag mache, wie eine solche „konzeptuelle Dichte“ qualitativ und quantitativ erfasst werden könnte, will ich kurz auf die existierenden qualitativen Arbeiten eingehen. Über eine eigentliche qualitative Forschungstradition im Bereich der Ausländerfeindlichkeit verfügen einzig die

<sup>69</sup> Christiane Jäger (1995, S. 49).

<sup>70</sup> Christiane Jäger, ebenda.

<sup>71</sup> Im englisch- und französischsprachigen Raum ist die diesbezügliche Forschungstradition um einiges reicher, insbesondere sind in der Tradition der „Studien zum Autoritären Charakter“ von Adorno et al. viele Arbeiten entstanden, die qualitative und quantitative Methoden komplementär einsetzen.

<sup>72</sup> Zum Konzept der Dichte, siehe Geertz (1997, S. 7ff.), Strauss (1994, S. 35f.), sowie das Kapitel 3.1 in der vorliegenden Arbeit.

diskursanalytischen Untersuchungen von Medieninhalten,<sup>73</sup> politischen Inhalten<sup>74</sup> und teilweise auch offenen Interviews.<sup>75</sup> Eine Problematik der vorliegenden diskursanalytischen Arbeiten liegt darin, dass die Ergebnisse der Untersuchung oft bereits im Vorherein festgelegt werden – das diskursanalytische Verfahren soll einzig Belege für etwas bereits als wahr angenommenes liefern, namentlich für den Rassismus in den untersuchten Texten. Siegfried Jäger formuliert seine Forschungsabsicht für die Studie „BrandSätze“ wie folgt: „Dass im vereinten Deutschland Rassismus und Ausländerfeindlichkeit grassieren, ist durch Umfragen und Presseanalysen eindeutig belegt. Erstaunlicherweise gibt es jedoch bisher für die Bundesrepublik kaum Untersuchungen, die der Frage nachgehen, wie sich dieser Rassismus im alltäglichen Denken und Handeln der Menschen äussert, mit welchen Argumenten er vorgetragen wird, welche Themen angesprochen werden, ob alle Gruppen von Flüchtlingen und Einwanderern in gleicher Weise abgelehnt werden usw.“<sup>76</sup> Eine solche Zielsetzung kann zu stark verzerrten Analysen führen. So findet sich in derselben Studie von Jäger folgender Satz: „In fast allen Interviews (21 von 22) finden sich Aussagen über Einwanderer, die auf den ersten Blick positiv wirken. Sie dienen in der Regel jedoch der Beschönigung der eigenen Position, sind also Bestandteil einer Verschleiерungsstrategie. Im Kontext betrachtet, verlieren sie *ohne Ausnahme* ihre positive Qualität.“<sup>77</sup> Die Behauptung, dass der Kontext ohne Ausnahme *alle* in den Interviews enthaltenen positiven Aussagen über Einwanderer negativ erscheinen lasse, legt die Vermutung nahe, dass in diesem Fall der von der Analyse methode gewährte Interpretationsspielraum gar stark strapaziert wurde. Jäger sieht in seiner Arbeit vor allem eine Zuträgerfunktion für die Politik: „Die Beantwortung dieser Fragen scheint mir aber eine der Voraussetzungen zu sein, um in Politik, Medien und Unterricht gezielt argumentativ auf das Vorhandensein von Rassismus und Ausländerfeindlichkeit reagieren zu können [...]“<sup>78</sup> Doch wie sollen Menschen „kuriert“ werden, deren Aussage über Einwanderer „ohne Ausnahme“ negativ sind?

Vorsichtiger als Jäger ist allerdings Merten bei der Formulierung seiner Leitfragen zu einer Untersuchung über die Repräsentation der Ausländer in der deutschen Presse: „Wie werden Ausländer in der deutschen Presse dargestellt? [...] In welchen Kontexten treten sie auf, welche Themen und Probleme sind mit ihnen verbunden? [...] Und weiter: Ist das Bild der Ausländer insgesamt angemessen oder erzeugt die Presse Verzerrungen und wenn ja: in welcher Richtung?“<sup>79</sup> und auch Pohrt trägt weniger an seine Daten heran: „Der Zweck der ersten Gesprächsrunde bestand

---

<sup>73</sup> Delgado, Mertens, Ruhrmann & Kollmer. Siehe Christiane Jäger (1995, S. 63ff.) für eine forschungskritische Darstellung dieser Studien.

<sup>74</sup> Siehe zum Beispiel Van Dijk (1992).

<sup>75</sup> Siehe insbesondere Siegfried Jäger (1992 und 1993). Als einzige Untersuchung, die qualitative und quantitative Methoden der Erforschung von Ausländerfeindlichkeit verbindet ist mir die Arbeit von Pohrt (1990) bekannt.

<sup>76</sup> Siegfried Jäger (1992, S. 230). Als weiteres Beispiel wäre die Untersuchung „Subtiler Rassismus in westlichen Parlamenten“ von Van Dijk (1992) zu nennen, deren Darstellung mit dem folgenden Satz beginnt: „Eine wesentliche Begleiterscheinung des heutigen Rassismus ist seine Leugnung [...]. Solche Leugnungsstrategien erscheinen auf allen diskursiven Ebenen, in der Alltagskommunikation, im wissenschaftlichen Diskurs, im Mediendiskurs und im Diskurs der Politiker.“ (S. 200).

<sup>77</sup> Siegfried Jäger (1992, S. 237). Hervorhebung von mir, es wurden nicht explizit negativ zu Einwanderern eingestellte Personen befragt.

<sup>78</sup> Siegfried Jäger (1992, S. 230).

<sup>79</sup> Merten (1987, S. 69).

also darin, ohne Anspruch auf Systematik herauszufinden, welche Ideen und Ideenkombinationen in den Köpfen politisch aktiver Rechter kursieren.“<sup>80</sup>

Ungeachtet des in manchen Fällen fragwürdig erscheinenden methodologischen Ansatzes (es werden Erklärungen an die Daten herangetragen, nicht daraus herausgelesen – siehe dazu das Kapitel 3.1 dieser Arbeit) haben die diskursanalytischen Studien wichtige Resultate zutage gefördert, insbesondere konnten sie die Dichte der untersuchten Phänomene aufzeigen und enge Verbindungen zwischen Kommunikation, sozialer Kognition und Vorurteilen knüpfen.

### **Konzeptuell dichte Analysen**

Wie sieht eine Studie aus, die dem Anspruch einer konzeptuell *dichten* Erklärung von Ausländerfeindlichkeit gerecht wird? Zur Beantwortung dieser Frage muss wiederum ein Blick auf das Bestehende geworfen werden. Erstens findet sich eine grosse Zahl von nicht-empirischen Arbeiten, die mehr oder weniger überzeugende Synthesen bestehender Theorien anbieten,<sup>81</sup> diese scheinen jedoch in der empirischen Forschung relativ wenig Beachtung zu finden. Die „Studien zum Autoritären Charakter“ von Adorno et al. haben – wenn auch hauptsächlich im angelsächsischen Raum – eine Forschungstradition begründet, die Vorurteile als Teil einer „Charakterstruktur“ auffassen.<sup>82</sup> Dieses Denken in „Charakterstrukturen“ oder „Syndromen“ hat sich bei der Erklärung von Vorurteilen im Allgemeinen und Fremdenfeindlichkeit, respektive Ausländerfeindlichkeit im Speziellen als recht effizient erwiesen.<sup>83</sup> Anscheinend legen besonders ausländerfeindlich eingestellte Personen immer wieder ähnliche Konstellationen von Werthaltungen, politischen Einstellungen, psychosozialen Befindlichkeiten (Anomie, mangelnde Selbstzufriedenheit, autoritäres und rigides Denken etc.) und kognitiven Stils an den Tag. Stolz ortet solche Personen hauptsächlich unter den „Modernismusverlierern“, wenn er argumentiert: „Negative Einstellungen zu AusländerInnen sind Teil und Folge eines grösseren, gegen den sozialen Wandel und die Modernisierung gerichteten Phänomens, welches wir „Traditionalismus“ nennen.“<sup>84</sup> Dieses Zitat weist auch auf eine weitere Forschungstradition hin, der fruchtbare Theorien zur Erklärung von Ausländerfeindlichkeit entsprungen sind: die Anomieforschung. Anomie wurde bereits vom „Vater“ der auf die individuelle Befindlichkeit bezogenen Anomieskala, Leo Srole, mit negativen Einstellungen zu Fremden in Verbindung gebracht: „social malintegration, or anomia, in individuals is associated with a rejective orientation towards out-groups in general and towards minority groups in particular.“<sup>85</sup> Anomiebezogene Theorien zur Ausländerfeindlichkeit argumentieren oft relativ komplex, wenn es um die Erklärung der möglichen Ursachen von Anomie geht. Der kausale Zusammenhang zwischen Anomie und Ausländerfeindlichkeit wird darin gesehen, dass einerseits Ausländer saliente Beispiele für den sozialen Wandel und die Veränderung der Gesellschaft darstellen und dass ihnen andererseits der beängstigende Wandel kausal attribuiert werden kann.<sup>86</sup> Friedrich zeigt in diesem Sinne den Zusammenhang zwischen Anomie, Bedrohungsgefühlen, Vorurteilen, Wahrnehmungsprozessen und

---

<sup>80</sup> Pohrt (1991, S. 69).

<sup>81</sup> Siehe zum Beispiel Bielefeld (1992), Schöneberg (1987), Friedrich (1982), Kristeva (1990) etc.

<sup>82</sup> Adorno (1972, S. 1).

<sup>83</sup> Bei Adorno selber, aber zum Beispiel auch bei Altemeyer (1988).

<sup>84</sup> Stolz (1999, S. 7).

<sup>85</sup> Srole (1956, S. 712).

<sup>86</sup> Siehe hierzu Stolz (1999, Kapitel 6.2).

Ausländerfeindlichkeit auf: „Solche Vorurteile erfüllen die Funktion, die Welt, die bisher nicht mehr verstanden wurde, wieder zu erklären, insbesondere, wenn es gelingt, für den bedrohlichen Zustand eine Ursache zu finden“<sup>87</sup> und weiter: „Ausländische Arbeiter – unsere Gastarbeiter – stellen ein vorzügliches Objekt für Vorurteile dar, da sie umschreibbare Fremdgruppen bilden, die durch andere Verhaltensweisen, oft auch durch eine andere Religion, andere Wertsysteme, durch eine andere Kultur charakterisiert werden.“<sup>88</sup> Eine weitere Forschungstradition, die komplexe Theorien zur Erklärung von Vorurteilen produziert hat, ist die Konservatismusforschung. Diese versucht, Vorurteile kulturell durch die Variable Konservatismus zu erklären. Konstatiert wird eine Art „konservatives Syndrom“, in welchem verschiedenste Variablen sich zu einem einzelnen Phänomen zusammenschliessen: z.B. Konservatismus, Autoritarismus, Militarismus, Konformität, Anti-Hedonismus etc.<sup>89</sup>

### **Bestehendes Wissen**

Nicht die Details der einzelnen Komponenten einer Erklärung, sondern die erfolgreiche Darstellung der komplexen Interdependenzen verschiedenster Faktoren, die innerhalb eines bestimmten historischen, kulturellen und sozialen Kontextes zu Ausländerfeindlichkeit führen, scheinen also die hauptsächliche Errungenschaft einer konzeptuell dichten Analyse des Phänomens auszumachen. In der vorangehenden Arbeit habe ich besonderen Wert auf die Darstellung dieser Zusammenhänge innerhalb des analysierten Datenmaterials gelegt. Weniger Raum blieb dabei für die explizite Erläuterung von möglichen Synthesen mit verschiedenen, bereits bestehenden Ansätzen. Diese Tatsache lässt sich einerseits auf die Notwendigkeit, den Arbeitsaufwand für diese Untersuchung zu begrenzen, zurückführen: die minutiöse Datenanalyse nach dem Verfahren der Grounded Theory nimmt bereits dermassen viel Zeit in Anspruch, dass ein zusätzlicher Vergleich mit dem Bestehenden den Arbeitsaufwand ins Unverhältnismässige gesteigert hätte. Andererseits lässt sich der mangelnde Bezug zum Bestehenden auch mit einer gewissen Phobie des angewandten Verfahrens gegenüber dem Herantragen von fremden Theorien an die eigenen Daten begründen – allzu gross ist die Versuchung, nach der Lektüre einer guten Theoretischen Arbeit die analysierten Daten oder eine bereits geleistete Analyse entsprechend „umzubiegen“.<sup>90</sup> Dennoch will ich in diesem Abschnitt versuchen, sehr summarisch einige Anknüpfungspunkte zwischen den aus der Analyse meiner Daten gewonnenen Erkenntnissen und bestehenden Theorien zur Ausländerfeindlichkeit aufzuzeigen. Als Grundlage für die Erschliessung bestehender Theorien diene mir eine entsprechende Zusammenfassung von Stolz.<sup>91</sup>

Von seiner Gesamtheit her ordnet sich der in dieser Arbeit vorgeschlagene Ansatz in die eben beschriebene Tradition der Erklärung von Ausländerfeindlichkeit über „Charakterstrukturen“, „Syndrome“ oder Phänomen-Komplexe ein. Die in Kapitel 6.4 beschriebenen „Weltbilder“ zeigen Verwandtschaften mit den Theorien von Adorno (was das gemeinschaftliche Weltbild betrifft) und

---

<sup>87</sup> Friedrich (1982, S. 18).

<sup>88</sup> Friedrich (1982, S. 19).

<sup>89</sup> Stolz (1999, Kapitel 2.1).

<sup>90</sup> Siehe zum Verhältnis von Bestehendem und Daten Strauss (1994, S. 36ff), insbesondere S. 40: „Dies ist das krasse Gegenstück dazu, wie man in der Wissenschaft des öfteren mit schon existierenden Theorien – die gewöhnlich von bekannten Theoretikern wie z.B. Goffman stammen und vielleicht sehr gut in Daten gegründet sind – verfährt; doch diese Theorien werden missbraucht, weil sie in der folgenden Untersuchung nicht wirklich überprüft werden. Sie werden lediglich den zu analysierenden Daten übergestülpt wie eine Haube.“

<sup>91</sup> Stolz (1999, insbesondere Kapitel 2).



belegen gleichzeitig, auf welche Weise die Wertetypologien von Herbert/Klages<sup>92</sup> zur Erklärung des Phänomens der Ausländerfeindlichkeit herangezogen werden könnten. Gleichzeitig ist mir aber keine Arbeit bekannt, die derart umfassend vom Konzept des „Eigenen“ ausgehend argumentiert, obwohl die Notwendigkeit, dies zu tun, immer wieder betont wird, so zum Beispiel von Bielefeld: „Fremd sein‘ bestimmt sich nicht durch sich selbst. Erst der konkrete historische Moment und der bestimmte Ort mit seiner jeweiligen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die Beziehung zu dem und denen, die als ‚Nicht-Fremde‘ gelten und die Macht haben, diese Geltung durchzusetzen, strukturieren das jeweils Fremde. [...] Das Fremde konkretisiert sich im Eigenen.“<sup>93</sup>

Ein weiterer, bedeutender Anknüpfungspunkt lässt sich sicher bei der Anomietheorie finden, insbesondere was das anomische Potential sozialen Wandels (Wertewandel, Individualisierung, Globalisierung) betrifft. Der Begriff der Anomie verfügt allerdings über eine derart umfangreiche und teils widersprüchliche Begriffstradition,<sup>94</sup> dass ich es vorgezogen habe, vom Konzept des Wandels und seinen Auswirkungen her zu argumentieren. Im Zusammenhang mit den Phänomenen des Wandels liessen sich in meinem Datenmaterial auch zahlreiche Hinweise auf die Verknüpfung zwischen weltpolitischen Vorgängen (wie der Globalisierung) und individuellen Einstellungen zu Ausländern finden. Friedrich bringt diese Feststellungen auf den Punkt, wenn er über ausländerfeindlich eingestellte Personen schreibt: „Häufig können sie die komplexen gesellschaftlichen Verhältnisse, die komplizierten politischen und ökonomischen Verflechtungen, insbesondere die Verflechtung zwischen nationalen und internationalen Entwicklungsvorgängen nicht verstehen oder durchschauen. Sie spüren nur die objektiven Zwänge, die ihre bisherige Lebenslage einengen und bedrohen.“<sup>95</sup>

Nebst der Anomie werden zwei weitere Gegebenheiten oft mit Ausländerfeindlichkeit in Verbindung gebracht:<sup>96</sup> mangelnde Selbstzufriedenheit<sup>97</sup> und eine rigide Werthaltung oder Moral.<sup>98</sup> Die Interviewanalyse hat einige der vermuteten Zusammenhänge zwischen diesen Variablen bestätigt: diejenigen Interviewpartner mit einer rigiden Werthaltung oder Moral tendierten tatsächlich eher dazu, die Welt als chaotisch und beängstigend wahrzunehmen (und wurden somit leichter Opfer der eben beschriebenen „Wandel-Anomie“), jedoch bezeichneten sich alle Interviewpartner, auch die eher ausländerfeindlich eingestellten, als „sehr zufrieden“ (sie sagten auch, dass sie in ihrem Leben erreicht hätten, was sie erreichen wollten), gleichzeitig wirkten die eher ausländerfeindlich eingestellten Personen aber relativ unsicher und unzufrieden wenn die aktuellen sozialen und politischen Entwicklungen zur Sprache kamen. Nimmt man an, dass meine Interviewpartner mir gegenüber bezüglich ihrer Selbstzufriedenheit die Wahrheit sagten, scheint eine sozialpsychologische Verbindung zur Ausländerfeindlichkeit also eher über die Unsicherheit, als über die Unzufriedenheit zu entstehen.

---

<sup>92</sup> Dies wurde bereits im Kapitel 6.4 besprochen.

<sup>93</sup> Bielefeld (1992, S. 9).

<sup>94</sup> Siehe hierzu Hämmig (1995).

<sup>95</sup> Friedrich, (1982, S. 16).

<sup>96</sup> Siehe hierzu Stolz (1999, Kapitel 6).

<sup>97</sup> Stolz (1999, Kapitel 6.1) definiert Selbstzufriedenheit in Anlehnung an Veenhoven als „die Einstellung eines Individuums, mit welcher es das eigene Selbst und wichtige Lebensbereiche bewertet und angibt, in welchem Grad es seine Wünsche als erfüllt ansieht.“

<sup>98</sup> Schenk (1980, S. 391) definiert zum Zweck einer Skalenkonstruktion Rigorismus als: „eine Haltung [...], die man als konsequent, sogar als unerbittlich kennzeichnen kann. Die Bedeutung von Prinzipien wird in ihr hervorgehoben, Fehler werden nicht toleriert und begangenen Fehlern folgen sofort Sanktionen.“

Der in Kapitel 7.4 vorgeschlagene Begriff des „Projektiven Fremden“ mag zu weit gefasst sein, da er Elemente vereint, die in der sozialpsychologischen Einstellungs- und Vorurteilsforschung oft getrennt behandelt werden. Dennoch erscheint mir die Unterscheidung von projektiv, identitär und kognitiv entstandenem Fremden weiterhin, wenn auch analytisch vielleicht nicht sehr raffiniert, so doch für die pragmatische Beschreibung des analysierten Datenmaterials gut geeignet, insbesondere weil das Konzept der verschiedenen „Ausländerfeindlichkeiten“ (je nach den Mechanismen, die zu ihrer Entstehung beigetragen haben – siehe Kapitel 8) Ansätze zur Lösung zweier Probleme liefert, die bei der Erforschung von negativen Einstellungen zu Ausländern mehr Beachtung verdienen würden: die Diskrepanz zwischen Einstellungen und Handeln einerseits,<sup>99</sup> sowie die Diskrepanz zwischen Einstellungen und realen Erfahrungen andererseits.

Ich habe mehrmals darauf hingewiesen, dass Ausländerfeindlichkeit als Intergruppen-Phänomen unter anderen aufgefasst werden müsse (bzw. dass Ausländer als Fremde unter anderen anzusehen seien) und dass der Begriff des „Ausländers“ in der Alltagssprache mit sehr unterschiedlichen Inhalten gefüllt werde. Zu diesen Schlüssen - zumindest der erste deckt sich mit den neueren Erkenntnissen der sozialpsychologischen Vorurteilsforschung<sup>100</sup> - bin ich aufgrund der Feststellung gekommen, dass diejenigen meiner Interviewpartner, für die bestimmte Typen von Ausländern eine Fremdgruppe darstellen, ohne Ausnahme weitere Fremdgruppen nannten, mit denen sie sehr ähnliche Assoziationen verbanden wie mit den Ausländern.<sup>101</sup> Für eine eingehende Analyse solcher Phänomene erwies sich mein Datenmaterial, da nicht auf spezifische Gruppen bezogen, allerdings als relativ ungeeignet. Hier wäre insbesondere ein ausführlicheres Hinzuziehen von sozialpsychologischen Konzepten betreffend der Wahrnehmungskomponenten („Stereotypisierung“, „Salienz“, „Kategorisierung“ und „Attribution“) und Funktionen von Vorurteilen („kognitiv“, „identitär-expressiv“, „integrativ“, „distanzierend/legitimierend“) angebracht gewesen.

Die Zusammenhänge zwischen Sozialstrukturellen Variablen wie Bildung, Beruf, Einkommen, Geschlecht, Alter etc. und Ausländerfeindlichkeit, die in quantitativen Studien oft untersucht werden, sind qualitativen Studien nur schwer zugänglich (insbesondere wegen der mangelnden Repräsentativität des Datenmaterials), deshalb finden sich in der vorliegenden Arbeit hierzu recht wenige „sachdienliche“ Hinweise.

---

<sup>99</sup> Auf diese Diskrepanz wird zwar immer wieder hingewiesen, sie wird aber – vermutlich da nur schwer empirisch zugänglich – in der Ausländerforschung selten umfassend zur Sprache gebracht oder gar erforscht. Christiane Jäger (1995, S. 29) stellt fest: „Zudem muss erwähnt werden, dass die oft implizit unterstellte Abhängigkeit von Vorurteil und Diskriminierung bzw. allgemein Einstellung und Handeln keineswegs eindeutig bestätigt werden kann [...]. Diese Problematik wird in den meisten Arbeiten nicht thematisiert, bzw. durch den schlichten Verweis geklärt [...], dass Vorurteile neben kognitivem und affektivem auch einen konativen (handlungsbezogenen) Aspekt aufweisen.“

<sup>100</sup> Siehe hierzu Stolz (1999, Kapitel 2.1).

<sup>101</sup> Schöneberg, (1987, S. 41) macht eine ähnliche Feststellung: „Jedoch wird zugleich auch versucht, aufzuzeigen, dass fremdenfeindliche Gefühle gegenüber Einwanderern sich historisch gesehen aus ähnlichen Mythen und Ideologien nähren wie rassistische Ressentiments gegen Schwarze oder der Antisemitismus.“

## 10. Schlusswort

---

Als die Doktorin der Astronomie, Ellie Arroway (Jodie Foster), im Kinofilm „Contact“ durch das nach ausserirdischen Spezifikationen gebaute Himmelstor in die Traumwelt eintauchte, die eine fremde Intelligenz eigens für die Kommunikation mit der Menschheit konstruiert hatte, war ihr erster, verblüffter Ausruf: „A poet, they should have sent a poet!“ Sehr oft erinnerte ich mich bei der Untersuchung des reichhaltigen Datenmaterials, das ich für diese Arbeit erhoben hatte, an diesen Ausruf – Poeten äussern sich schliesslich nicht nur zu den schönen Dingen des Lebens. Ist es überhaupt möglich, qualitativem Datenmaterial mit einer theoretisch orientierten Monographie gerecht zu werden? Oder, um eine noch viel wichtiger Frage zu stellen: Konnte ich meinen Interviewpartnern, die mir etwas Zeit und viel Vertrauen geschenkt hatten, mit dieser Arbeit auch nur in Ansätzen gerecht werden? Insbesondere die letzte Frage stellt sich dem quantitativen Forscher nicht, da die Distanz zum Objekt seiner Untersuchung methodologisch bedingt wesentlich grösser ist. Doch gerade in dieser Tatsache finde ich meine Zuversicht: Ich habe gewissenhaft versucht, mich der chaotischen Realität komplexer sprachlicher Aussagen auszuliefern, habe ein tieferes Verständnis dafür angestrebt und – der Leser möge mir dies glauben – ich habe darunter gelitten. Ich bin überzeugt, durch meine Studie einiges an Weisheit und an Verständnis für die untersuchten Phänomene gewonnen zu haben. Einen Teil davon konnte ich hoffentlich hier weitergeben. Fast alle meine Interviewpartner haben ein Exemplar dieser Niederschrift angefordert und ich werde gerne bereit sein, gegenüber jedem von ihnen zu vertreten, was ich geschrieben habe.

## Anhang A: Interviewleitfaden – „Die Fremden“

### 1. Erläuterungen zum Interviewleitfaden

Der Interviewleitfaden besteht aus drei Teilen: einer Beschreibung des Themenfeldes, einer Liste von Fragen und einem Katalog von politischen Reizwörtern.

Die Beschreibung des Themenfeldes ist relativ abstrakt gehalten. Sie soll den Interviewer dabei unterstützen, „soziologisch gewinnbringende“ Interviews durchzuführen. Gewinnbringend im Sinne einer ausgewogenen Berücksichtigung von mindestens drei Zielen: *Offenheit* für neue Aussagen, Meinungen und Erklärungen, sowie *Themenbezogenheit* und *Vergleichbarkeit* der Interviews untereinander. Idealerweise sollte diese Beschreibung vor der Durchführung des ersten Interviews „verinnerlicht“ worden sein. Sie kann jeweils kurz vor einem Interview als Einstimmung auf das Thema nochmals gelesen werden.

Die Liste von Fragen soll den Interviewer bei der Formulierung von konkreten Gesprächsanreizen während des Interviews unterstützen. Die aufgeführten Fragen müssen jedoch keinesfalls wortwörtlich oder in der angegebenen Reihenfolge übernommen werden. Anzustreben ist vielmehr ein geistiges „abhaken“ der bereits angesprochenen Themen. Der Reizwörterkatalog sollte im Verlauf des Interviews möglichst wenig zum Einsatz kommen, da politische Reizwörter meist stark wertende Konnotationen aufweisen und zu oberflächlichen Erklärungen im Sinne der „allgemeinen Lesart“ (Parteiparolen, etc.) führen können. Er soll aber die „Wiederbelebung“ von stockenden Gesprächen erleichtern.

Das hier zusammengestellte Material basiert auf bestehenden Theorien zu „Einstellungen zu Ausländern“, auf deskriptiver Literatur zum Thema, auf verschiedenen Büchern und „Pamphleten“ zur aktuellen politischen Situation, sowie auf zahlreichen Gesprächen und auf methodologischer Literatur zur qualitativen Sozialforschung.

Der vorgesehene Interviewtyp könnte am ehesten als „problemzentriertes Interview“<sup>102</sup> bezeichnet werden. Von Witzel übernehme ich insbesondere die Ideen des Kurzfragebogens und des Postskriptums: ein Kurzfragebogen soll nach Abschluss<sup>103</sup> des Interviews der Erfassung von demographischen Daten dienen. Ein Postskriptum ist vom Interviewer möglichst bald nach Ende des Interviews zu erstellen. Es sollte unter anderem folgende Angaben enthalten:

- § Bemerkungen zur Interviewsituation: Ort, „Umgebungseinflüsse“, anwesende Personen.
- § Angaben über Geschehnisse vor Beginn und nach dem Ende der Tonbandaufzeichnung: Kontaktaufnahme, persönliches Gespräch nach dem Interview etc.

Während der Dauer des eigentlichen Interviews sollte auf folgendes geachtet werden:

- § Bei der Formulierung des Gesprächseinstiegs muss das genuine Interesse des Interviewers an den persönlichen Meinungen der befragten Person zum Ausdruck kommen. Zu den Angaben, die am Anfang des Gesprächs gemacht werden sollen, siehe Frageliste.
- § Im Verlauf des Interviews soll folgendes als erstrebenswert gelten:
  - Die interviewte Person möglichst viel sprechen lassen.
  - Möglichst viele der im Themenfeld und in der Frageliste vorgegebenen Themen ansprechen.
  - „Common-sense“-Erklärungen (Parteiparolen, „Wir wissen doch alle, dass...“, etc.) übersteigen/sondieren/hinterfragen.
  - Gelegentliche Nachfragen und „Zurückspiegelungen“ (Zusammenfassung, Rückmeldung, Interpretation seitens des Interviewers) sollen dem Verständnis und der Überprüfung des Gesagten dienen. Beispiele: „Wie war das genau mit diesem Erlebnis?“ (Nachfrage) resp. „Könnte man also sagen, dass sie ‘Ausländer’ aufgrund ihrer Hautfarbe unterscheiden?“ (Zusammenfassung).

<sup>102</sup> Witzel (1982)

<sup>103</sup> Witzel schlägt den Einsatz des Kurzfragebogens am Anfang des Interviews vor. Der von Witzel vorgeschlagene Fragebogen enthält allerdings auch bereits Fragen „zur Einstimmung“ auf das Thema. Mir scheint ein Einsatz am Ende des Interviews sinnvoller, andernfalls befürchte ich einen Einfluss des Frage-Antwort-Stils auf das nachfolgende Interview.

Ich verwende im folgenden oft den allgemeineren Begriff „die Fremden“/„das Fremde“ anstelle des Begriffes „die Ausländer“. Damit will ich andeuten, dass im Interview eine grosse Offenheit gegenüber verschiedenen möglichen „Fremdbildern“ (s. Themenfeld) anzustreben ist. „Die Ausländer“ hat eine auf nationalstaatliche Grenzen bezogene Konnotation. „Die Fremden“ kann mehr enthalten, z.B. die Unterscheidungen von Menschen aufgrund von kulturellen, genetischen, nationalstaatlichen, ethnischen oder sozialen Kategorien. So könnten auch Angehörige einer anderen Schicht oder einer bestimmten Gesellschaftsgruppe von einer Person als „die Fremden“ identifiziert werden. Die „classe politique“ oder „die Studierenden“ zum Beispiel.

## 2. Themenfeld

Im folgenden sollen verschiedene Themenbereiche, wie sie in Interviews über „die Fremden“ auftauchen können, kurz beschrieben werden. Für spätere Interviews müssen die hier aufgelisteten Themen angepasst und hinsichtlich der sich entwickelnden Theorie in ihrem Umfang eingeschränkt werden. Siehe dazu die Erläuterungen zur „Grounded Theory“.

Als zentrale Orientierungspunkte in der Themenvielfalt sollen das „Selbstbild“ und das „Fremdbild“ dienen. Diese beiden „Bilder“ sollen idealerweise untersucht (erfragt) werden, nach ihrer

### Form

Welche symbolische Form haben sie? D.h. mit welchen Begriffen beschreibt eine Person sich selbst und „die Fremden“. Worauf nimmt sie bei dieser Beschreibung Bezug? Auf welche individuelle/kulturelle Werte nimmt sie Bezug?

### Bedeutung für die betreffende Person

Wie unterstützen diese Bilder die interviewte Person dabei, sich ein sinnhafte Repräsentation ihrer Umwelt aufzubauen? Z.B. durch Komplexitätsreduktion. Sind sie (insbesondere das Fremdbild) ein wichtiger Bestandteil dieser Repräsentation?

### Entstehungsgeschichte

Wie sind diese Bilder entstanden? Sozialisation. Soziales Umfeld (Schule, Beruf, „Milieu“ etc.). Schlüsselerlebnisse.

Für wie stark gesellschaftlich akzeptiert („salonfähig“) hält die befragte Person ihr Selbst- und insbesondere ihr Fremdbild?

Mit wem diskutiert sie diese Bilder, insbesondere das Fremdbild?

### Karriere

Inwiefern und in welcher Form waren/sind diese Bilder handlungsleitend?

## 2.1 Selbstbild

Was sind die Interessen und Ziele der befragten Person? Was ist ihr „wichtig“? Wie ordnet sie sich in ein „Wir“-Bild ein (Verbindung zur Gesellschaft, s.u.): erachtet sie sich selbst als Mitglied einer Nation, oder gar einer „nationalen Schicksalsgemeinschaft“? Definiert sie sich als eigenständiges Individuum oder eher „in Opposition“ resp. „in Zugehörigkeit zu“ (Identitätskonstruktion, in-group, out-group - Denken)?

Wie vertritt sie kulturelle/werthafte Aspekte ihrer Identität (Bedrohung? Konventionalismus? Flexibles vs. rigides Selbstbild, s. auch „Sozialpsychologische Faktoren“)?

Wie schätzt die befragte Person ihren sozialen Status ein? Hat sie das Gefühl, dieser sollte „eigentlich“ höher oder tiefer sein. Ist sie zufrieden mit dem, was sie bisher in ihrem Leben erreicht hat.

## 2.2 Fremdbild

Das Fremdbild soll im Interview anfänglich behutsam eingekreist werden. Es geht dabei darum, die Art dieses Fremdbildes („die Fremden“ müssen nicht unbedingt „die Ausländer“ sein, s.o.) und seine Wichtigkeit für die interviewte Person (es mag Personen geben, deren Denksystem ohne Fremdbild auskommt) zu erfragen. Auch sonst sollten „die Ausländer“ im Gespräch nicht öfter als notwendig erwähnt werden. Erfahrungsgemäss kommen die meisten negativ zu Ausländern eingestellten

Personen bei den hier vorliegenden Themen quasi „von selbst“ auf diese zu sprechen. Sollten sie dies nicht tun, wäre auch das eine wichtige Erkenntnis.

Wie ist das Fremdbild der befragten Person geartet, auf welchen Kategorien basiert es? Kulturelle Kategorien, rassische Kategorien, ethnische Kategorien, nationalstaatliche Kategorien, soziale Kategorien? Wie wird das Fremdbild gestützt? Mit konkreten Erlebnisberichten, Beispielen, „aufgeschnappten Stories“, etc. (Stichwort: „bekannte“ und „imaginäre“ Fremde)?

Wie schätzt die befragte Person den sozialen Status der „Fremden“ ein. Hat sie das Gefühl, dieser sollte „eigentlich“ höher oder tiefer sein?

## 2.3 Politik und Gesellschaft

Interessiert sich die befragte Person für Politik, ist sie politisch informiert? Was sollte ein Staat ihrer Ansicht nach für seine Bürger tun? Was sind die Pflichten dieser Bürger? Ist die befragte Person in dieser Hinsicht mit der Schweiz zufrieden? Wo sieht sie Probleme, was sind ihre Lösungsvorschläge? Hat sie das Gefühl, durch ihre Partizipation etwas verändern zu können, d.h. an einem funktionierenden basisdemokratischen System teilzuhaben? Hat sie das Gefühl, von bestimmten Politikern (welchen?) vertreten zu werden? Konkret zur Ausländerpolitik: was hält die befragte Person von der schweizerischen Einwanderungspolitik? Wie steht sie zum Asylmissbrauch? Wieso, glaubt sie, sind „die Fremden“ heute hier bei uns?

Ausländer: nimmt die befragte Person eine Unterscheidung von Gruppen vor, z.B. Gastarbeiter vs. Asylanten oder polit. vs. ökonom. Flüchtlinge?

Nimmt die interviewte Person hinsichtlich der Teilhabe am Reichtum, den Lebenschancen und Privilegien, die von der Schweiz geboten werden eine Abgrenzung vor? Identifiziert sie Gruppen von „innen“ oder von „ausen“, denen diese Teilhabe nicht gestattet ist? Aus welchen Gründen? Konkret: sieht sie „störende“ Gruppen in der Gesellschaft? Stichworte: rechtschaffene „chrapfer“ vs. „sogenannte Sozialfälle“, selbständig durch's Leben vs. dem Staat zur Last fallen. Welche Assimilationsforderungen stellt sie an „die Fremden“?

Stellt die befragte Person Anforderungen an den nationalen „Solidaritätspakt“?

Erteilt sie gar eine Absage an das System?

Wie steht die befragte Person zu „den Intellektuellen“? Hat sie das Gefühl, dass diese die Politik dominieren würden? Dass sie nur „unverständliches Zeug“ reden würden?

## 2.4 Wirtschaft

Welchen Beruf übt (übte) die befragte Person aus?

Wie schätzt die befragte Person ihre wirtschaftliche Situation resp. die gesamtwirtschaftliche Lage ein?

Hat die befragte Person das Gefühl, auf dem Arbeitsmarkt mit Ausländern in Konkurrenz zu stehen. Falls ja: wie bewertet sie diese Situation.

## 2.5 Sozialpsychologische Faktoren

Leidet die befragte Person unter einer gewissen Desorientierung? Hat sie das Gefühl, dass zur Zeit ein allgemeiner Wertezusammenbruch stattfindet? Hat sie Zukunftsängste? Hat sie das Gefühl, „die Welt nicht mehr zu verstehen“? In welchem Verhältnis stehen bei ihr Macht- und Ohnmachtgefühle? Fühlt sich die befragte Person bedroht (insbesondere von „Fremden“), hat sie das Gefühl, in einer Konkurrenzsituation (mit „Fremden“) zu stehen? Hat sie allenfalls Lösungsvorschläge für die beobachteten Probleme: „Rechtsstaatlichkeit“, „Konventionalismus“, „starke Führer“, „kleinere Strukturen“, aggressive Elemente und submissive Elemente?

Wie ist das „historische Bewusstsein“ der befragten Person ausgebildet? Hat sie eventuell das Gefühl, heute sei alles „neu“ und „anders“ (besser/schlechter, insbesondere bezogen auf Art und Zahl der hier anwesenden „Fremden“ und im Bezug auf die Entwicklung der schweizerischen Nation) als früher (s. auch „nationale Schicksalsgemeinschaft“)? Speziell: nimmt sie die Schweiz als das was sie ist, ein Einwanderungsland, wahr?

Falls eine Person Anzeichen eines "rigiden" Denkens zeigt, d.h. "Man muss im Leben gewisse Regeln einhalten, auch wenn es weh tut.": was ist die Quelle dieser Regeln, sieht die interviewte Person den Sinn und Nutzen solcher Regeln, oder befolgt sie sie "blindlings"? Hat sie das Gefühl, unter diesen Regeln zu leiden? Falls ja, wieso hält sie dennoch daran fest?

## **2.6 Kontinuen**

Im folgenden sind einige „Kontinuen“ aufgelistet, die den Argumentationsstils der interviewten Person charakterisieren können. Auf diese sollte während des Interviews geachtet werden. Z.B. sollte bei irrational erscheinenden Argumenten gelegentlich nachgefragt werden.

Grad der Bewusstheit - Unbewusstheit.  
Grad der Rationalität - Irrationalität.  
Grad des Realitätsbezuges („Beispiele“).  
Grad der Komplexität - Einfachheit.  
Grad der Abstraktheit - Konkretheit.

### 3. Reizwörterkatalog

Grob geordnet von „links“ nach „rechts“.

Ausgrenzung  
Feindbild  
Politikmüdigkeit  
Ausländerstimmrecht  
Sonderfall Schweiz  
Unsicherheit, Krise  
Ordnung  
Sicherheit  
Heimat  
Heimatmüdigkeit  
Nation  
Akademiker  
Intellektuelle  
„vergangene Zeiten, bessere Zeiten“  
Unsicherheit  
Führerfiguren  
Überfremdung  
Ausländerproblem  
Ausländerkriminalität  
Missbrauch des Sozialstaates  
Asylmissbrauch  
„die in Bern“  
„classe politique“  
„ertragbare Grenze des Ausländerbestandes“



## 4. Fragenkatalog

### 4.1 Vorrede

#### Dem Interviewpartner erklären:

- § Untersuchung von wem, in welchem Kontext? - Wozu („meine Arbeit“, „vox populi“, „Leute sprechen lassen (keine vorgegebenen Antworten, wie sonst üblich“)?
- § Wissenschaftliches Interesse, d.h. „es soll keine Meinung belegt werden, keine Wertung stattfinden, sondern quasi ein Inventar von verschiedenen Einstellungen gesammelt und beschrieben werden“.
- § Gespräch wird aufgenommen, OK? - Warum („Anforderung der Wissenschaft“, „genaues zitieren“)?
- § Hinweis: anonym, Aussagen werden, sofern sie im Schlussbericht auftauchen, anonymisiert (keine Namen/Orte/verräterische Details). Es geht um die *Meinung*, nicht um die Person.
- § Was interessiert ist die persönliche Meinung des Befragten.
- § Eventuell (bei Fragen): Bemerkung zur Interviewsituation und zur „Meinungslosigkeit“ des Fragenden.
- § Eventuell (bei Fragen): Bemerkung, dass am Ende des Interviews Fragen an den Interviewer gestellt werden können.

### 4.2 Themen

#### Fremdbild

Wer oder was ist für Sie besonders „fremd“, wer oder was liegt Ihnen besonders "fern"?

An wen denken Sie, wenn von „Fremden“ die Rede ist?

Unterscheiden Sie verschiedene Gruppen?

Ausländer: wieso ist der Grossteil dieser Personen Ihrer Ansicht nach heute hier bei uns? Haben Sie Mitleid mit einem Teil dieser Leute (mit ihrem Schicksal)?

Ausländer: Ist die Zahl der in der Schweiz weilenden Ausländer Ihrer Ansicht nach problematisch? Haben Sie das Gefühl, dass heute mehr oder weniger Ausländer in die Schweiz kommen als früher?

Geht es den Ausländern in der Schweiz gut oder schlecht? Finden Sie das gut so?

Eventuell: Bei starken Verallgemeinerungen, insbesondere "negativen Fremdkategorisierungen" und falls es die Situation gestattet (diskret!) nachfragen: "Ist das nicht etwas allgemein gesagt?", "Gibt es unter diesen Leuten nicht auch solche, die ganz anders sind?".

à „Die Fremden“ kann bei späteren Fragen durch konkretere, von der interviewten Person verwendete Ausdrücke ersetzt werden. Ziel: die vom Interviewer verwendeten Ausdrücke sollten möglichst wenig „auffallen“, d.h. den Gesprächsfluss und die Aussagen des Interviewpartners möglichst wenig beeinflussen.

#### Selbstbild, Verbindung zum Fremdbild

Wer oder was steht Ihnen besonders nahe? Wer oder was noch?

Fühlen Sie sich selber als „Schweizer“?

Falls ja: was macht für Sie das „Schweizer-Sein“ aus?

Falls ja: wenn Sie sich aus diesem Blickwinkel mit „den Fremden“ vergleichen, gibt es Dinge, die sie so wie „die Fremden“ machen wollen. Gibt es Dinge, von denen Sie finden, dass „die Fremden“ sie so machen sollten wie „die Schweizer“?

Falls nein: welcher Grossgruppe würden Sie sich, wenn überhaupt, dann zuordnen (Europäer, Jude, Schwarzer, Zürcher, etc.)?

Was ist für Sie „typisch Schweizerisch“?

Würden Sie sagen, die Schweiz, oder Schweizer Werte resp. die Schweizer Kultur seien in Gefahr?

Wieso?

Sind Sie stolz auf die Schweizer Geschichte? Warum?

à Für „die Schweizer“ gilt dasselbe, wie für „die Fremden“ (s.o.).

#### Individuum und Gesellschaft

Sind Sie zufrieden mit dem, was Sie bisher in Ihrem Leben erreicht haben?

Welchen Beruf haben Sie? Ist Ihnen Ihre Arbeit wichtig?

Haben Sie das Gefühl, dass sie mit „Fremden“ in Konkurrenz stehen, z.B. was ihre Arbeit betrifft? Empfinden Sie das als störend?

Wenn Sie die Schweizer Gesellschaft betrachten, sehen Sie da eine positive, oder eher eine negative Zukunft?

Wenn Sie heute mit früher vergleichen, waren die Dinge früher besser?

Gibt es in der Schweiz Gruppen von Personen, welche Sie stören?

**Staatsauffassung, politische Einstellung**

Interessieren Sie sich für Politik?

Was sollte die Schweiz Ihrer Ansicht nach für ihre Bürger tun?

Sind Sie mit der Schweizer Regierung zufrieden? Was sollte anders gemacht werden?

**Assimilationsforderung**

Wie sollten sich „Fremde“ ihrer Ansicht nach in der Schweiz verhalten, was können sie tun, damit sie bei uns willkommen sind?

Falls willkommen: wann und wie weit sollen sie sich an unserer Gesellschaft und Politik beteiligen können?

**Kontakt, pers. Bezug**

Haben Sie je eine persönliche Erfahrung gemacht, die ihre Einstellung zu „Fremden“ beeinflusst hat oder noch beeinflusst?

Waren sie ‘mal über längere Zeit im Ausland, wie haben Sie sich dort gefühlt?

Gehen Sie in’s Ausland in die Ferien? Wohin? Was erleben Sie dort?

**Spiegelung (Test)**

Wieso, glauben Sie, sind manche Leute mehr/weniger negativ/positiv zu „Fremden“ eingestellt als Sie?

**Hintergrund**

Freizeit, Vereine, Interessen, „was ist Ihnen wichtig“?

Ihnen ist sehr wichtig, dass man ..., wieso soll man ...?<sup>104</sup>

Würden Sie sich zur Zeit als glücklichen Menschen beschreiben ☺ ?

Wollen Sie noch etwas sagen, was bisher nicht erwähnt worden ist?

---

<sup>104</sup> Diese Frage (oder eine ähnliche) soll angewendet werden, wenn eine Person die Wichtigkeit von gewissen Werten, Regeln, Normen betont, ohne den Sinn derselben zum Ausdruck zu bringen.

## 5. Kurzfragebogen

Quelle: Fragebogen Replikationsstudie. Keine Antwortvorgaben, da die hier erfassten Daten nur „illustrativen“ Zwecken dienen können.

1. Welchen Zivilstand haben Sie?
2. Wieviele Kinder haben Sie?
3. Welche Ausbildung haben Sie zuletzt abgeschlossen?
4. Welchen Beruf üben Sie aus, oder haben Sie zuletzt ausgeübt?
5. Sind Sie zur Zeit erwerbstätig? %?
6. Können Sie mir bitte sagen, wieviel Sie netto monatlich mit Zulagen verdienen?  
(*Netto=nach Abzug von AHV/IV/EO, Pensionskasse, etc. Zulagen=Kinderzulagen, etc.*).
7. In welchem Jahr sind Sie geboren?
8. Wo wohnen Sie?
9. Geschlecht?
10. Dürfte ich Sie, wenn ich weitere Fragen habe, später nochmals telephonisch kontaktieren?

### **Interviewer:**

11. Datum:
12. Zeit:
13. Namen/Kontaktadresse:
14. Anzahl MDs:

## 6. Postskriptum

## Anhang B: Transkriptionsregeln

Es erfolgt die Transkription eines mundartsprachlichen Textes in die Hochsprache, mit allen damit verbundenen Problemen. Auf folgendes ist besonders zu achten:<sup>105</sup>

- § **Authentizität:** Die Nähe der Transkription zum gesprochenen Text ist wichtiger als eine dudenkonforme Schreibweise.
- § **Konsequenz:** Gleiche Worte sollten immer gleich transkribiert werden. Das gilt auch für gleiche Satzkonstruktionen.
- § **Vollständigkeit:** Keinesfalls dürfen Textpassagen weggelassen werden, auch wenn sie vermeintlich inhaltslos erscheinen.

### 1. Text, Zeitangaben und Sprecher

Das Format dieser Angaben ist genau zu beachten (z.B. Referenz-Nummer immer dreistellig).

Auszudrückendes	Zeichen	Format	Beispiel/Bemerkungen
Anfang des Textes	\$Referenz-Nr	\$xxx	\$001
Minidisc-Indexangaben	<nr:index>	<x:xx>	<1:05> bedeutet: Minidisc nr. 1, Index 5 beginnt ab hier. Die Indexpositionen sind bereits gesetzt.
Interviewer fängt an zu sprechen	\$I	\$I	Jedesmal angeben, wenn ein Sprecherwechsel stattfindet. Vorher einen neuen Absatz anfangen.
Befragter fängt an zu sprechen	\$B	\$B	Jedesmal angeben, wenn ein Sprecherwechsel stattfindet. Vorher einen neuen Absatz anfangen.
Andere fangen an zu sprechen	\$A Nummer	\$Ax	\$A1 bedeutet: Anderer nr. 1 fängt an zu sprechen. Am Textanfang (nach \$001) anmerken, wer das ist.

### 2. Mundartausrücke

Wichtig ist, dass möglichst nahe am Sinngehalt der Aussagen transkribiert wird. Der transkribierte Text darf daher durchaus etwas mundartlichen Charakter haben.

Falls kein treffender deutscher Ausdruck zu einem Mundartausrück gefunden werden kann: den Mundartausrück in „“ einsetzen. Beispiel: „Är hät äs risä Gschtelasch g'ha.“ wird zu: Er hat ein riesen „Gschtelasch“ gehabt. Falls eine Übersetzung unklar ist, den Mundartausrück (oder den Mundart-Satz) in Klammern und „“ anfügen. Beispiel: In seinem Zimmer ist ein riesen Durcheinander („Chrüsümüsi“) gewesen.

### 3. Textfluss

Eine Bemerkung zur Interpunktion: Satzzeichen sollten weniger nach dem Duden, als nach dem Sprechstil und dem Sprechsinne gesetzt werden. Dies betrifft insbesondere die Kommasetzung. Bsp: Ja, ich will sagen, dass, nein man könnte meinen, oder etwa so ist das, schon!

Abkürzungen: nur abgekürzt ausgesprochene Abkürzungen sollen auch abgekürzt geschrieben werden. Also nicht: z.B., aber vielleicht UNO.

Zahlen: nach Duden. Also: zehn, aber 34550 Franken.

Auszudrückendes	Zeichen	Beispiel/Bemerkungen
Kurze unverständliche Passage	[.]	
Lange unverständliche Passage	[...]	
Vermutete Wörter in der	[Wörter]	[schlecht, übel]

<sup>105</sup> Meine Transkriptionsregeln basieren zum Teil auf Hirsch und Werner (1996).

unverständlichen Passage		
Vermutete Bedeutung der unverständlichen Passage	[[Bedeutung]]	[[Missfallenskundgebung]]
Pausen <5 Sekunden	Keine Trans.	
Pausen 5-10 Sekunden	(-)	
Pausen >10 Sekunden	(--)	
Abgebrochene Wörter und Sätze. Dies betrifft nicht grammatikalisch unvollständige Sätze, die der Sprecher aber offensichtlich als vollständig betrachtet.	...	Das ist doch dieser Pet..., nein Stefan Strehler, der immer so ...
Wortabschneiden	==	<p>\$I Bei dieser Initiative geht es doch um == \$B Scheisse, pure Scheisse. Bedeutet: dem Interviewer ist das Wort abgeschnitten worden.</p> <p>Zu beachten: falls eine Person der anderen das Weiterführen eines Satzes suggeriert, sollen die drei Punkte zum Einsatz kommen, wie in: \$I Das ist ein ... \$B Nazischwein. Bedeutet: Der Interviewer hat beabsichtigt, dass der Befragte den Satz weiterführt (z.B. durch leichtes Anheben der Stimme signalisiert).</p> <p>Überschneidungen der Rede ohne Einfluss auf deren Verlauf können auseinandergenommen werden, falls dies den Sinn nicht verändert.</p>

#### 4. Nonverbale Laute

Mmhs, Ehms etc. sollen nur transkribiert werden, wenn sie eine inhaltliche Bedeutung haben. Also: Keine Zuhör- und Zöger- Ehms, Öhms und Ühms. Wohl aber: Antwort- Mhms, Jas, Nöös, Soos etc. Die Wörter sollen schriftlich in die Länge gezogen werden, wenn sie so ausgesprochen werden. Beispiel: \$I In der Schweiz haben wir ca. 18% Ausländer. \$B Mhm, nöööö. \$I Sind das Ihrer Ansicht nach zu viele?

Lachen und andere nonverbale Laute sollen, falls sie eindeutig inhaltlich geladen sind, in Klammern angegeben werden. Beispiel: \$B Wo ich gestern diesem Typen meine Meinung gezeit habe, da ist er dann schon klein gekrochen gekommen (schadenfreudiges Lachen).

## Anhang C: Rekrutierung von Interviewpartnern

Sechs Briefe im Stil des hier wiedergegebenen wurden via die Redaktion „Forum“ des Tages Anzeiger an Personen versandt, die sich in Leserbriefen zum Thema „Ausländer“ im weitesten Sinne geäußert hatten. Vier Personen erklärten sich zu einem Interview bereit, die restlichen zwei schickten mir das Antwortformular mit einem negativen Bescheid zurück. Für weitere Informationen zur Rekrutierung von Interviewpartnern siehe das Kapitel 2.1.1.

Christoph Lüscher  
Universitätsstr. 53  
8006 **Zürich**  
01/261 35 60

X  
**Musterberg**

Zürich, 3. Mai 1950

### **Leserbrief**

Sehr geehrter Herr X,

Sie haben sich in einem Leserbrief, erschienen im Tages Anzeiger vom 12.9.1950, unter anderem zum Ausschaffungsbeschluss der Zürcher Polizeidirektion und zum Asylantenproblem in der Schweiz geäußert. Ich bin Student am Soziologischen Institut der Universität Zürich und mache zur Zeit eine Untersuchung zum Thema „Die Schweiz und die Ausländer“. Ziel meiner Untersuchung ist, verschiedene Meinungen von Schweizerinnen und Schweizern zu diesem Thema zu sammeln und festzuhalten. Ich möchte Sie fragen, ob Sie allenfalls bereit wären, mir Ihre Meinung kundzutun. Das heisst, könnten Sie mir in den nächsten paar Wochen ein Interview gewähren? Ihre Meinung würde mich sehr interessieren!  
Beiliegend finden Sie ein Antwortformular und ein frankiertes Rückantwortcouvert.

Mit freundlichen Grüßen

Christoph Lüscher

---

### **Antwortformular**

Ja, ich bin bereit, an der Untersuchung zum Thema „Die Schweiz und die Ausländer“ teilzunehmen, bitte rufen Sie mich an, damit wir einen Interviewtermin vereinbaren können.

Name: X

Telefon: \_\_\_\_\_

Unter dieser Nummer erreichen Sie mich am besten

Mo  Di  Mi  Do  Fr  Sa  So

von: \_\_\_\_\_ bis: \_\_\_\_\_ Uhr

Nein, ich möchte nicht an der Untersuchung teilnehmen.

# Literatur- und Materialienverzeichnis

---

## 1. Methodologische Literatur

- Fielding, N. (1998): *Getting into Computer-Aided Qualitative Data Analysis*. University of Surrey: CAQDAS Networking Project. Internet: <http://www.soc.surrey.ac.uk/caqdas/getting.htm>.
- Fielding, N. (1998): *Choosing the Right Qualitative Software Package*. University of Surrey: CAQDAS Networking Project. Internet: <http://www.soc.surrey.ac.uk/caqdas/choose.htm>.
- Fielding, N. (1998): "Qualitative Data Analysis: recent developments". *Social Research Update* 1. Internet: <http://www.soc.surrey.ac.uk/sru/SRU1.html>.
- Flick, U. (1995): *Qualitative Forschung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Friedrichs, J. (1980): *Methoden empirischer Sozialforschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Garz, D. und Kraimer, K. (Hg.) (1991): *Qualitativ-empirische Sozialforschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Geertz, C. (1987): *Dichte Beschreibung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Haig, B. D. (1995): „Grounded Theory as Scientific Method“. *Philosophy of Education*. Internet: [http://www.ed.uiuc.edu/COE/EPS/PES-Yearbook/95\\_docs/haig.html](http://www.ed.uiuc.edu/COE/EPS/PES-Yearbook/95_docs/haig.html).
- Hirsch, G. und Werner, K. (1996): *Qualitative Methoden der Sozialforschung*. Unveröffentlichtes Skript zur Vorlesung, gehalten im Sommersemester 1996. Zürich: Eidgenössische Technische Hochschule.
- Jäger, Ch. (1995): *Theorie und Messung von Ausländerfeindlichkeit: Eine sozialwissenschaftliche Kritik an der Forschungspraxis*. Marburg: Marburger Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung.
- Kinach, B. M. (1995): „Grounded Theory as Scientific Method: Haig-Inspired Reflections on Educational Research Methodology“. *Philosophy of Education*. Internet: [http://www.ed.uiuc.edu/COE/EPS/PES-Yearbook/95\\_docs/kinach.html](http://www.ed.uiuc.edu/COE/EPS/PES-Yearbook/95_docs/kinach.html).
- Oevermann, U., Allert, T., Konau, E. und Krambeck, J. (1979): „Die Methodologie einer ‘objektiven Hermeneutik’ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften“. In: Soeffner, H.-G. (Hg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart: Metzler, S. 352-434.
- Pandit, N. R. (1996): „The Creation of Theory: A Recent Application of the Grounded Theory Method“. *The Qualitative Report*. Internet: <http://www.nova.edu/ssss/QR/QR2-4/pandit.html>.
- Schröer, N. (Hg.) (1994): *Interpretative Sozialforschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Soeffner, H.-G. (1989): *Auslegung des Alltags - Der Alltag der Auslegung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Strauss, A. L. (1994): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. München: Fink.
- Witzel, A. (1982): *Verfahren der qualitativen Sozialforschung*. Frankfurt/New York: Campus.

## 2. Literatur zum Untersuchungsthema

- Adorno, Th. W. (1972): *Studien zum autoritären Charakter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Altemeyer, B. (1988): *Enemies of Freedom: Understanding Right-Wing Authoritarianism*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Bielefeld, U. (Hg.) (1992): *Das Eigene und das Fremde: neuer Rassismus in der Alten Welt?* Hamburg: Junius.
- Böhme, G., Chakaraborty, R. N. und Weiler, F. (1994): *Migration und Ausländerfeindlichkeit*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Brown, R. (1996): „Beziehungen zwischen Gruppen“. In: Stroebe, W., Hewstone, M. und Stephenson, G. M. (Hg.): *Sozialpsychologie – Eine Einführung*. Berlin: Springer, S. 545-576.
- Butterwegge, Ch. und Jäger, S. (Hg.) (1992): *Rassismus in Europa*. Köln: Bund-Verlag.
- Dijk van, T. A. (1987): *Communicating Racism – Ethnic Prejudice in Thought and Talk*. Newbury Park, Beverly Hills, London, New Delhi: Sage.
- Dijk van, T. A. (1992): „Subtiler Rassismus in westlichen Parlamenten“. In: Butterwegge, Ch. und Jäger, S. (Hg.): *Rassismus in Europa*. Köln: Bund Verlag, S. 200-213.
- Hämmig, O. (1995): *Anomie und Einstellungen zu Ausländern*. Unveröffentlichter Schlussbericht im Rahmen des Forschungsstudiums. Zürich: Soziologisches Institut der Universität Zürich.
- Hartmann, H. und Gross, A. (Hg.) (1995): *Heile Welt Schweiz*. Zürich: Realotopia.



- Eifler, G. und Otto Saame (Hg.) (1991): *Das Fremde - Aneignung und Ausgrenzung: Eine interdisziplinäre Erörterung*. Wien: Passagen.
- Friedrich, H. (1982): „Soziale Angst, Minderheiten und Vorurteile. Das Problem ‘Gastarbeiter’“. *Psychosozial*, 5. Jg., Heft 16, S. 9-22.
- Habermas, J. (1998): *Die postnationale Konstellation: Politische Essays*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jäger, S. (1992): „Wie die Deutschen die ‘Fremden’ sehen: Rassismus im Alltagsdiskurs“. In: Butterwegge, Ch. und Jäger, S. (Hg.): *Rassismus in Europa*. Köln: Bund Verlag, S. 230-247.
- Jäger, S. (Hg.) (1993): *Brand Sätze: Rassismus im Alltag*. Duisburg: DISS.
- Jansen, M. M. und Prokop, U. (Hg.) (1993). *Fremdenangst und Fremdenfeindlichkeit*. Basel/Frankfurt am Main: Stroemfeld.
- Kristeva, Julia (1990): *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lüscher, Ch. (1997): *Autoritarismus und Ausländerfeindlichkeit*. Unveröffentlichter Schlussbericht im Rahmen des Forschungsstudiums. Zürich: Soziologisches Institut der Universität Zürich. Internet: <http://www.luescher-online.com/Forschungsarbeit.html>.
- Magazine zum Globus (Hg.) (1991): *Das Kreuz mit uns Schweizern: Ergebnisse einer Umfrage zum Selbstbild und Fremdbild der Eidgenossen, kommentiert von Werner Catrina*. Zürich: Werd Verlag.
- Merten, K. (1987): „Das Bild der Ausländer in der deutschen Presse“. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): *Ausländer und Massenmedien*. Bonn: Bestandsaufnahme und Perspektiven, S. 36-57.
- Minges, P. (1994): *Apocalypse Now! The Realized Eschatology of the ‘Christian Identity’ Movement*. American Academy of Religion Conference. Internet: <http://www.publiceye.org/prs/rightist/aarlong.html>.
- Muschg, A. (1997): *Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Pohrt, W. (1991): *Der Weg zur inneren Einheit – Elemente des Massenbewusstseins BRD 1990*. Hamburg: Konkret Literatur Verlag.
- Röllin, P. und Marianne Preibisch (1993): *Vertrautes wird fremd – Fremdes vertraut: Ortsveränderung und räumliche Identität*. Basel/Frankfurt am Main: Helbling & Lichtenhahn.
- Schenk, J. (1980): „Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Konservatismus und Autoritarismus“. *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 9, Heft 4, S. 390-395.
- Schöneberg, U. (1987): „Gruppenpsychologische Hintergründe der Fremdenangst und Fremdenfeindlichkeit“. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): *Ausländer und Massenmedien*. Bonn: Bestandsaufnahme und Perspektiven, S. 36-57.
- Silbermann, A. und Hüasers, F. (1995): *Der „normale“ Hass auf die Fremden*. München: Quintessenz.
- Srole, L. (1956): „Social Integration and certain Corollaries: An exploratory Study“. *American Sociological Review*, 21, S. 709-716.
- Stahlberg, D. und Frey, D. (1996): „Einstellungen: Struktur, Messung und Funktion“. In: Stroebe, W., Hewstone, M. und Stephenson, G. M. (Hg.): *Sozialpsychologie – Eine Einführung*. Berlin: Springer, S. 219-252.
- Stolz, J. (1999): *Traditionalismus und das störende Fremde – Zur soziologischen Erklärung von Einstellungen gegenüber Ausländern und Ausländerinnen*. Unveröffentlichtes Dissertationsmanuskript. Zürich: Soziologisches Institut der Universität Zürich.

### 3. Materialien

Nebst der oben erwähnten Schriften haben mir unter anderem folgende Materialien als Daten- und Inspirationsgrundlage für diese Untersuchung gedient:

- § Interviews. Die im Rahmen dieser Untersuchung durchgeführten Interviews können, sofern sie aufgezeichnet wurden, auf Datenträgern oder in transkribierter Form beim Autor bezogen werden.
- § Materialien, die mir von meinen Interviewpartnern zur Verfügung gestellt wurden.
- § Radiosendung „Land und Leute – Fremd im eigenen Land“ von Rolf Probala, gesendet auf Schweizer Radio DRS 1, am 3. Juli 1990. Ausgezeichnet mit dem Zürcher Radio-Preis 1990.
- § Materialien zur Studie: „Das ‚Fremde‘ in der Schweiz – 1969 und 1995: Eine Replikationsstudie“. Soziologisches Institut der Universität Zürich und Hochschule Luzern.
- § Hoffmann, T. (1998): *Die Konstruktion von Geschlechtsidentität bei GeschlechtswechslerInnen: Eine qualitative Untersuchung*. Unveröffentlichtes Manuskript. Zürich: Soziologisches Institut der Universität Zürich.
- § Propagandaschriften, die in der Zeit der Untersuchung von der Schweizerischen Volkspartei der Stadt Zürich und vom Komitee pro Mittelstand an die Zürcher Haushalte verteilt wurden.

- § Leserbriefe und Artikel aus Tages Anzeiger, NZZ, Bund, Weltwoche, BLICK, Facts, Spiegel, WOZ und Schweizerzeit.
- § Informationen zu extremistischen Gruppierungen im Internet: <http://www.hatewatch.org>.
- § Weitere Beispiele qualitativer Interviews.